<36635612070014

Die Foscari.

Die Foscari.

Ein historischer Roman

von

Wilhelmine Guischard.

Verfasserin von „Die Hunyady" &c.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Berlin, 1866.
Haude- und Spener'sche Buchhandlung.
(F. Weidling.)
Bernburger Straße 30.

Erstes Kapitel.

Der helle Tagesschein drang schon in Camilla's Gemach, als sie nach dem bewegten Fluchttage aus tiefem Schlaf erwachte. Im ersten Augenblick konnte sie sich kaum auf ihr Hiersein besinnen, ihr Blick schweifte betroffen in dem einfachen aber saubern kleinen Gemach umher, bis die durchlebten Vorgänge schnell vor ihren Geist traten, und mit dieser Erinnerung eine wunderbare Leichtigkeit, ein Gefühl unbeschreiblichen Glückes über sie kam. Rasch kleidete sie sich an und stieg die Treppe zum Wohnzimmer hinab.

Mutter Brigitte war schon ausgegangen, für den Haushalt Einkäufe zu machen, Battista hingegen weilte in seinem neben dem Wohnzimmer gelegenen Arbeitskabinet, dessen Thür nur angelehnt war. Er schien das junge Mädchen schon erwartet zu haben, und sobald er ihren leichten Tritt vernahm, ging er ihr mit Herzlichkeit entgegen, erkundigte sich, wie sie die erste Nacht in dem bescheidenen Häuschen geschlafen, rückte ihr einen Lehnstuhl

am Tisch zurecht und holte das durch Brigitte bereitgestellte Frühstück herbei.

Es war Camilla behaglich in der neuen Umgebung, unter der Fürsorge ihres gütigen Wirthes, der mit innigem Vergnügen die heitere Frische in ihrem Wesen gewahrte.

„So kann aus Mißgeschick Gutes ersprießen!“ sagte er, bei den Vorfällen des vergangenen Tages verweilend. „Ohne unser gegenseitiges Verfehlen wäre wohl Alles anders gekommen! Signora, das Glück, Euch unter meinem Dache als Gast zu sehen, ahnte ich nicht, da ich Euch meine Hülfe zur Flucht versprach. Der erlauchte Foscari...“

„Er theilte Euch mein Begegnen mit?“ fragte Camilla, und ihr Auge glänzte, während ihre Wange sich röthete.

Battista machte eine bejahende Bewegung.

„Ihr habt Nichts von Signor Loredano's Planen erwähnt?“ fuhr das junge Mädchen fort, ohne die Miene zu verändern.

„Signora, nein! Ihr würdet mich verpflichten, wenn Ihr über unser früheres Zusammentreffen schwieget — ich habe nur wenige Geheimnisse vor meinem erlauchten Patron, auch hierbei lag Nichts in meiner Absicht, was ich Grund hätte ihm vorzuenthalten, dennoch — er könnte es anders auffassen, die Sache ist abgethan und...“

„Vergessen!“ ergänzte Camilla. „Seid unbesorgt, mein Gefühl hätte sich gegen ein derartiges Geständniß gesträubt... Alles, was auf jener Grenze liegt, ich meine innerhalb der Mauern des Palastes von San Lucca, ist aus meinem Gedächtniß gebannt, und nie will ich den Vorhang wieder lüften!“

„Möchte es Euch nur bei uns gefallen!“ entgegnete

Battista. „Signora, fasset Vertrauen, und wenn Ihr einen Wunsch hegt, Euch Etwas in unserer einfachen Häuslichkeit störend ist, so theilt es offen mit; Ihr werdet uns gern bereit finden, den vorhandenen Uebelständen abzuhelfen.“

Camilla, die ihm für die gütige Absicht dankte, sprach die Hoffnung aus, daß es ihr unter so freundlichen Menschen sehr wohlgehen werde.

„Meine Base ist nur eine schlichte Frau,“ fuhr Ranieri fort. „Sie versteht wenig von Dem, was in der Welt Geltung hat, aber sie meint es herzlich gut — wenn Ihr Euch an sie anschließen wolltet, Ihr würdet bald ihre vortrefflichen Eigenschaften kennen lernen. Ich hörte, daß Ihr zur Einsamkeit neigt...“

Camilla blickte ihn zutraulich an. „Signor Secretario, auch ich bin ein schlichtes Mädchen — was bedarf es mehr, als Herzensgüte und Frömmigkeit, um in den Augen unsers Heilandes wohlgefällig zu sein!... Die Einsamkeit,“ fügte sie lächelnd hinzu, „war seit frühester Kindheit meine Begleiterin, und lang genährte Gewohnheiten streifen sich nicht schnell ab. Ich bin auch nicht so allein, als es den Anschein hat; in meiner eigenen Welt heimisch, finde ich Wesen, die sich gern zu mir gesellen, deren Nähe mich beglückt — es ist nur eben die Welt der Wirklichkeit, die mir fremd blieb... Ihr versteht mich wohl nicht?“ unterbrach sich das junge Mädchen. „Ich spreche von Erinnerungen, welche die Zeit mit meinen eigenen Träumen verschmolz, die Phantasie mit ihren Farben schmückte!“

Der ehrliche Cittadino verstand sie in der That nicht, aber ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß ihre Seele, mit leichteren Schwingen begabt als die seinige, höheren Flug nähme, feiner besaitet sei — und er, der bis dahin

den schlichten Weg durch's Leben gegangen war, ohne nach Höherem zu verlangen, empfand diese Wahrnehmung mit Trauer, obgleich man durchaus nicht von ihm sagen konnte, daß er in dieses Mädchen verliebt sei.

„Signore, ich möchte eine Bitte an Euch richten," begann Camilla, nachdem eine längere Pause entstanden war. „Entblößt von allem Nöthigen, wünschte ich wohl einfache Handarbeiten zu übernehmen, um aus dem Ertrage mir Einiges anschaffen zu können. Ihr wäret vielleicht im Stande, mir zu derartigen Aufträgen zu verhelfen..."

„Signora, dessen bedarf es nicht — was Ihr gebraucht, Ihr habt es nur meiner Base zu sagen. Ich empfing von Signor Foscari die Weisung, Alles zu besorgen, es Euch an Nichts fehlen zu lassen... Auch bin ich noch im Besitz der Kleidungsstücke meiner verstorbenen Mutter," fuhr der Secretario etwas verlegen fort. „Es würde mir zur größten Freude gereichen, wenn Ihr von Diesem oder Jenem Gebrauch machen könntet." Dabei öffnete er einen Wandschrank, in dem sich verschiedenes Zeug befand, und Camilla mußte ihm das Versprechen geben, sich die Sachen später anzusehen und das für sie Brauchbare auszuwählen.

„Trotz Eures gütigen Anerbietens bleibe ich aber doch meiner frühern Bitte treu," fuhr das Mädchen im Verlauf des Gespräches fort. „Die Handarbeit dient mir zur Unterhaltung, jetzt, wo ich meiner Lieblingsbeschäftigung entsagen muß." Sie dachte dabei an ihre verlorene Mandoline, und die Hoffnung, sich selbst vielleicht aus eigenen Ersparnissen ein gleiches Instrument anschaffen zu können, belebte sie mit freudigem Eifer.

Durch seine Stellung in den Häusern mehrerer Patricier bekannt, fehlte es Battista nicht an Gelegenheit zur

Erfüllung ihres Wunsches, und da er sah, wie lebhaft derselbe sie beschäftigte, erkundigte er sich, welche Art von Arbeiten sie eigentlich meine.

Camilla löste ein kleines Musselintuch von ihrem Halse, worin zierliche Blumen genäht waren, und zeigte es ihm. „Ich empfing früher von der Nonne Agatha Anweisungen in dergleichen, und während meines Aufenthaltes im Palast Loredano habe ich mich mit solchen Stickereien viel beschäftigt.“

Während sie noch sprach, hörte man die Hausthür schnell öffnen und schließen; eine Männerstimme fragte dicht vor der Thür nach dem Secretario Ranieri.

„Vergine santissima! Das ist Michele Bevilacqua, der Agent des Senator Loredano!“ flüsterte Battista voll Schreck. „Um aller Heiligen willen, was thun? Wir wären verloren, wenn er Euch träfe!... Hier, Signora! hier, hinter diesen Vorhang!“ setzte er, sich hastig im Gemach umschauend, hinzu. „Versteckt Euch, so gut Ihr könnt!“ Dabei schlug er eine Gardine von dichtem Zeuge aus einander, drängte Camilla in eine Nische, hob sie über ein breites Bett, wie solche in Italien gebräuchlich, und zog den Vorhang dann wieder zusammen.

Das ganze Manöver war das Werk eines Augenblicks, und ehe Camilla noch Zeit hatte, sich in dem dunkeln Winkel neben dem thurmhohen Bett niederzukauern, wurde die Thür schon geöffnet, und der Florentiner trat mit geräuschvoller Lebhaftigkeit ein.

Battista begrüßte ihn scheinbar unbefangen, obgleich es ihm nicht gelingen wollte, den Blick von dem Spitzentuch des jungen Mädchens abzuwenden, das in der Eile auf dem Tisch liegen geblieben war.

Wie Menschen, deren glückliche Erfolge im Leben von

Scharfblick und Schnelligkeit der Beobachtung abhängen, daran gewöhnt, sich nicht den geringfügigsten Umstand entgehen zu lassen, hatte Michele augenblicklich das kleine Tuch in's Auge gefaßt.

„Ei, ei! Caro amico, ich habe doch wohl kein angenehmes Stelldichein gestört?“ sagte er und ließ den listigen Blick durch alle Winkel des Gemaches gleiten. „Ich vermuthe, jener feine Mussselin schmiegte sich nicht um den welken Hals Deiner Base; gealterte Reize bedürfen einer dichteren Hülle!... Mann, das hieße in der Welt sicher gehen!“ fuhr der Florentiner trotz seiner verdrießlichen Stimmung bei des Secretario verlegener Miene auflachend fort. „Ich komme, Dich zu trösten — Madre di Dio! Du hast am Ende schon hinlänglich für Trost gesorgt! Uebrigens ein verfluchter Handel! Deinen Weg zum erlauchten Loredano kannst Du Dir heute ersparen.“

Auf Ranieri mußten diese leichtfertigen Worte einen doppelt peinlichen Eindruck machen. „Laß das!“ erwiderte er mit verweisendem Ton. „Wenn Du auf das kleine Tuch anspielst, kann ich Dir nur entgegnen, daß es einer Nachbarin gehört, die meiner Base bisweilen Gesellschaft leistet und es hier in der Eile vergaß. Ich vermuthe das wenigstens, denn ich kehrte erst eben aus dem Palazzo zurück und kümmere mich wenig um das Treiben der Frauen... Im Rath giebt es manche Veränderungen, die stattgehabten Wahlen...“

„Poverino, wäre dem wirklich so — und Deiner ehrlichen Miene muß ich immer in dem Maaße vertrauen, als ich meinem eigenen Fuchsgesicht mißtrauen würde, wenn es eben nicht das meinige wäre — dann könnte ich Dich ob des verwünschten Ausreißens der kleinen Signora noch mehr bedauern als mich selbst.“ Wieder murmelte er einen

Fluch zwischen den Zähnen. „Wisse, um die Braut bist Du wahrscheinlich geprellt! Es war nicht viel Hübsches an der winzigen Gestalt, aber mit der Zugabe immer sehr annehmbar! Der Teufel mag sie holen! Venedig ist eine reichhaltige Menagerie, es wird Mühe kosten, den weggeflogenen Vogel ausfindig zu machen, obgleich ich mein Bißchen Mutterwitz diesmal daran setzen werde!... Du nimmst meine Nachricht ja merkwürdig gelassen hin!" fügte er hinzu, als Battista, der des Andern Redefluß mehrmals zu unterbrechen gesucht und den frechen Gast am Liebsten zur Thür hinausgebracht hätte, jetzt die Spitzen seiner Schuhe betrachtete und dabei mit dem Fuß auf dem Boden scharrte, als hätte er durch das Geräusch Worte übertönen wollen, die ihn wahrhaft in Verzweiflung brachten.

„Allen Ernstes, Signora Camilla ist seit der Regatta verschwunden!" versicherte der Florentiner, der bei seines Freundes komischen Manövern, die dessen ohnehin steifem Wesen einen höchst possirlichen Anstrich gaben, wieder in ein helles Gelächter ausbrach. „Der Liebesgram äußert sich auf verschiedene Weise, Freund Battista! Sollte ich mich in der Zartheit Deiner Gefühle geirrt haben? Wie, oder sprachst Du schon den edlen Loredano? Heute war ja der Tag, wo er Dich zu sehen verlangte."

Ranieri machte eine verneinende Geberde. „Der Senator wollte mich wissen lassen..."

„Doch nicht, daß sie davongelaufen?" unterbrach ihn Michele. „Mein erlauchter Gönner sprüht Feuer und Flammen über des Mädchens Undankbarkeit — ich beneide Den nicht, auf dessen Haupt sein Zorn sich entladet."

„Ich dächte, seine Aufnahme in den erhabenen Rath der Pregadi nähme ihn jetzt hinlänglich in Anspruch und

böte Zerstreuung, falls die Entfernung der Dame ihm wirklich Kummer verursacht hätte."

Der Ausländer antwortete durch neue Spötteleien, und Ranieri's Verlegenheit wuchs bei jedem Wort. Um der Sache ein Ende zu machen, forderte er seinen Gast auf, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, allein Michele, der es sich in dem Lehnstuhl bequem gemacht, den Camilla eben verlassen hatte, fand es hier sehr behaglich. Im Gegentheil machte er, der wegen des Spitzentuches seinem Freunde nicht ganz traute, mehrmals Versuche diesen aus dem Gemach zu locken, indem er bald nach dem weiten Wege vor Durst zu verschmachten versicherte, bald auf dem Flur flüsternde Stimmen zu hören meinte. Der Secretario, der wohl die Absicht merkte, obgleich Jener über seinen Verdacht Nichts weiter hatte laut werden lassen, wich nicht vom Platze, aber es leuchtete ihm die Nothwendigkeit ein, auf seiner Hut zu sein. Er mußte seinen Aerger ruhig verschlucken, wollte er sich nicht verrathen und neuen Verdacht bei dem schlauen Agenten erregen. Indem er ihn vorwurfsvoll anblickte, sagte er mit großem Ernst:

„Weißt Du, weshalb die Signora den Palast Loredano verließ?"

Es lag Etwas in dem Ton, was Michele betroffen machte, und so keck er war, wich er doch einen Moment dem Auge des Cittadino aus, faßte sich aber schnell wieder, zuckte die Achseln, entgegnete in seiner leichtfertigen Weise und begann dann von Anderem zu sprechen.

Aus Rücksicht für Camilla erwähnte auch Ranieri Nichts weiter über diesen Punkt, wenngleich er seiner ganzen Selbstbeherrschung gegen den Ehrlosen bedurfte, mit dem zu brechen ihm die Klugheit für den Augenblick verbot.

„Jedenfalls bleibt ein Gewinn bei der Sache: Du hast aus einem möglicherweise gefährlichen Feinde einen Gönner gewonnen... das heißt, wenn Du Deinen Vortheil zu wahren verstehst!" setzte Michele hinzu. „Der erlauchte Senator spricht jetzt in sehr leutseligen Ausdrücken von Dir, während Dein Name auf seiner Tafel bis dahin doch ein unangenehmes Gedenkzeichen war."

Ranieri sah den Andern an, als hätte er im Hintergrunde dieser Worte eine besondere Absicht vermuthet. „Es war ein Irrthum — der Verdacht betraf nicht mich. Ich bin erfreut, wenn der Nobile sich jetzt davon genügend überzeugt hat," erwiderte er ruhig.

Bevilacqua wiederholte seine früheren Versicherungen. „Um was handelte es sich eigentlich?" forschte er schließlich.

„Michele, Du hast Deine Geheimnisse, ich die meinigen — das ist zu natürlich, um einer weiteren Erörterung zu bedürfen... Du weißt also nicht, wo die Signora sich aufhält?" fragte er, kurz abbrechend, nicht ohne Unsicherheit im Ton.

„Unter wessen Schutz sie steht, weiß ich allerdings, wo sie sich aber gegenwärtig befindet, konnten wir bis jetzt nicht herausbekommen. Dieser Umstand führt mich eigentlich zu Dir. Der edle Loredano ist nicht gewohnt, sich durch den Eigensinn thörichter Weiber in seinen Schritten gehemmt zu sehen — er verlangt Dich trotz des fehlgeschlagenen Planes zwar nicht heute, aber in den nächsten Tagen zu sprechen. Battista, wenn Du diesmal den Spruch des Pater Laurenzius beherzigst, kann Dir der Gang mehr Scudi einbringen, als Du im Dienst Deines allerheiligsten Schutzpatrons Soldi erhältst, und was noch mehr sagen will, er kann Deinen Namen den Aspiranten beifügen, die

sich nicht zu gering achten, ihr Auge auf die goldene Stola zu richten."

„Zu denen gehöre ich nicht," antwortete Battista ausweichend, der seine Vermuthung bestätigt sah.

„Ich weiß wohl, daß Viele danach streben, die sich in Ansehen und Reichthum mit den Patriciern messen können, aber anerkanntes Verdienst, selbst wenn es aus der Armuth emporsteigt, überflügelt oftmals den Rang. Du bist bei Deinen Vorgesetzten beliebt..."

„Dieser Liebe allein, die Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue mir erwarben, will ich mein weiteres Fortkommen verdanken," versetzte Battista entschlossen.

„Das soll doch nicht etwa heißen, daß Du Dich dem Auftrage Sr. Gnaden zu entziehen gedenkst?"

„Ich weiß nicht, um was es sich handelt..."

„Das hat Eccellenza mir auch nicht gerade gebeichtet; große Herren machen keine langen Auseinandersetzungen: kurz in ihren Befehlen, lieben sie auch Kürze und Schnelligkeit in Ausführung derselben. Dennoch kann ich Deiner Wißbegierde zu Hülfe kommen; Signora Camilla hat sich unter den Schutz des Foscari begeben, Du bist nicht fremd in den Privatgemächern der herzoglichen Familie, der benannte Nobile ist Dein Milchbruder — brauchst Du noch mehr?"

„Nun?" fragte Battista, und das Blut stieg ihm in die Schläfe. „Du willst damit doch nicht die Möglichkeit andeuten, daß ein Client seinen Patron verrathen könnte?"

Der Florentiner zuckte verächtlich die Achseln. „Client und Patron! — Ihr Venetianer liebt es einmal, Euch mit Namen zu brüsten, die an die Gebräuche des alten Rom erinnern. Schein ohne Wahrheit! Wer in Eurer engen Republik wäre mächtig genug, wirklich Schutz zu ver-

leihen? Der Doge am Allerwenigsten! Die „von Oben" würden bald unter die Bleidächer schicken, wer gegen ihren Willen sich zum Vertheidiger der Clienten aufwerfen und, wie sie das nennen, oligarchischer Bestrebungen verdächtigen wollte. Mit Euren Protettori hat's wenig Bedeutung!"

„Michele Bevilacqua, sprichst Du überall mit so loser Zunge?" fragte der Secretario entrüstet.

Der Florentiner lachte. „Wahrhaftig, das laß ich wohl bleiben!" antwortete er und schüttelte seinem Freunde die Hand, mit dem er es, soweit der eigene Vortheil nicht in's Spiel kam, nach seiner Art durchaus nicht übel meinte.

Battista erwiderte den Händedruck mit großer Lauigkeit.

„Was soll ich dem erlauchten Senator melden? Hüte Dich, Dir an dem mächtigen Nobile von Neuem einen Feind zu machen und vergiß nicht, daß Du für Dich selbst arbeitest, der Erfolg Dein eigener Lohn ist!"

„Einen Feind..." wiederholte gedankenvoll der Secretario, der die letzte Bemerkung ganz unbeachtet ließ. „Seine Freundschaft ist vielleicht noch gefährlicher. Michele, berichte Deinem hohen Gebieter, Du habest den edlen Foscari, meinen Milchbruder, hier getroffen. Ich denke, die Antwort genügt!"

„Sie genügt. Also Du Foscari — ich Loredano! und für einander bleiben wir, was wir waren, amico! Merkwürdig, gerade weil unsere Ansichten über Welt und Menschen schroff auseinandergehen, liebe ich Dich um so mehr! Du siehst mich bald wieder, und damit einen vergnügten Tag!... Denn ich merke es Dir schon lange an, daß mein Besuch heute nicht ganz gelegen kommt," fügte er mit einem vielsagenden Lächeln auf das Tuch hinzu.

Battista nickte zerstreut, und der Florentiner, der noch von dringenden Geschäften sprach, entfernte sich schnell.

Erleichtert und doch in sichtlicher Verlegenheit, eilte der Secretario der Nische zu, in der Camilla sich noch immer in geduckter Stellung hinter der großen Bettstelle befand.

„Der Heilige sei gepriesen, er ist fort!“ sagte er und reichte dem jungen Mädchen die Hand, ihr aus der unbequemen Lage zu helfen.

„Camilla betrachtete ihre staubigen Kleider; auch sie war befangen und mehr noch betroffen. „Das war die Stimme des Fremden, von dessen lästiger Zudringlichkeit mich Signor Foscari gestern befreite,“ bemerkte sie nach einer Pause. „Signore, ist dieser Mann Euer Freund?“

„Ich hielt ihn lange dafür,“ antwortete der Secretario. „Bevilacqua's Herz war ursprünglich gut, er besitzt Muth, und daß er edler Thaten nicht unfähig, habe ich selbst in einer denkwürdigen Stunde erfahren. Aber wie alle Abenteurer, dem Gewinne nachjagend, bei laxen Grundsätzen zugänglich für Bestechung, ist seine Treue im Bunde mit Glück und Erfolg. Schlechte Gesellschaften scheinen ihr Uebriges an ihm gethan zu haben... Signora,“ fuhr Battista mit Treuherzigkeit fort. „Es machte mir Kummer, Euch das Anhören seiner unbesonnenen, leichtfertigen Reden nicht ersparen zu können! Gern würde ich ihn fortgeschickt haben, allein Bevilacqua ist schlau, er hätte die Absicht dahinter gemerkt, seinen Verdacht bestätigt gefunden, und das wäre für uns Beide gefährlich geworden!“

„Gott sei Dank, daß er fort ist, ohne mein Hiersein zu ahnen!“ erwiderte Camilla, die aus natürlichem Zartgefühl durch keine weitere Hindeutung ihr Befremden über

die eben beigewohnte Unterhaltung zu erkennen gab. „Aber er will wiederkommen!"

„Freilich will er!" bestätigte Battista besorgt. „Das ist Etwas, woran ich bis dahin gar nicht gedacht hatte! Er scheint noch dazu mit neuen Aufträgen vom Nobile versehen zu sein. Signora, so glücklich mich Euer Hiersein macht, halte ich es doch für meine Pflicht, den edlen Foscari von diesem Umstande zu benachrichtigen. Meine Freundschaft für den Florentiner ist erkaltet, aber aus wichtigen Rücksichten kann ich nicht plötzlich mit ihm brechen."

Camilla sann nach. „Er darf mich niemals hier sehen — es wäre entsetzlich!" sagte sie leise. „Dennoch... Nein, Signore, sprecht nicht mit dem erlauchten Foscari! Bitte, thut es nicht! Ich will mich lieber auf meinem Zimmer halten und der Möglichkeit, jenem Mann zu begegnen, durch Vorsicht ausweichen!"

„Aber weshalb nicht?" fragte der Secretario verwundert. „So wenig als ich, hat auch der edle Nobile dieses Falles gedacht."

Camilla schien verlegen. „Ich möchte es nicht gern! Euer Freund kommt vielleicht nicht so bald wieder!"

Battista schüttelte den Kopf. „Signora, ich kann Euch die Gefahr nicht verhehlen; der Florentiner ist dreist, nur ein schwacher Verdacht, und er würde bald Mittel finden, die Wahrheit herauszubringen."

„Signor Foscari versprach, wieder von sich hören zu lassen!" bemerkte das junge Mädchen, die in der Furcht, dem Nobile lästig zu werden, ihre eigenen Besorgnisse zu beschwichtigen suchte. „Warten wir das ab! Ich werde dann ja erfahren, was er über meine Zukunft beschlossen hat... Nicht wahr, Ihr erfüllt meine Bitte?"

Beunruhigt über die Sicherheit seiner Schutzbefohlenen, gab Battista nur ungern seine Zustimmung.

„Signor Foscari ist schon früher bisweilen zu Euch gekommen?" fragte Camilla.

„Als Kind, und da meine selige Mutter noch lebte, hat der erlauchte Nobile unser Häuschen häufig besucht. Der Geschmack vornehmer Herren pflegt sich mit den Jahren zu ändern; sie lernen geringschätzen, die sie in der Jugend lieb hatten, aber der Herzogssohn verschmäht es noch heute nicht, an unserm Tisch zu sitzen," antwortete Battista in seiner bescheidenen Weise.

Camilla zog im Stillen eine Parallele zwischen ihren beiderseitigen Gefühlen für den edlen Patricier: an Tiefe der Verehrung vielleicht sich gleich, und doch wie himmelweit die ihrigen verschieden von den anerzogenen Standesvorurtheilen des Secretario! Auch sie hätte gern Foscari dienen, sich wie die niedrigste Sclavin vor ihm beugen mögen — aber nicht vor dem Herzogssohn, nicht vor dem, was ihm durch Rang und Geburt, sondern allein durch die Gaben der Natur gehörte: vor dem edlen, vorurtheilsfreien Mann! Selbst in ihrer Demuth fühlte das Mädchen Etwas im Herzen, das sie dem hohen Patricier ebenbürtig machte.

Da Camilla zu schweigen fortfuhr, sagte der Secretario nach einer Pause: „Wie ich glaube, hegt der Nobile die Absicht, Euch in seinem eigenen Hause einen Platz zu geben. Es sollte mich das doppelt freuen, denn dort..."

„Wie so glaubt Ihr das?" fiel ihm Camilla in die Rede, und ihr tiefblaues Auge schimmerte in freudigem Glanze. „Hat der Nobile dergleichen erwähnt?"

„Ungefähr so," meinte Battista. „Ist er erst verheiratet, bezieht er den prächtigen Palast Foscari am Ca-

nal grande, und eine Stelle bei seiner Gemahlin, der edlen Signora Contarini, würde für Euch eben so angenehm als ehrenvoll sein."

Camilla erhob schnell das Haupt. „Steht seine Hochzeit bevor?" fragte sie mit leiser ruhiger Stimme.

„Ich glaube wohl! Man spricht, sie werde noch vor Beginn des Winters Statt finden. Was sollte auch das Glück des hohen Paares verzögern? Die Hochzeit des erlauchten Foscari wird ein Nationalfest, an dem Hoch wie Niedrig sich betheiligt. In ganz Venedig kein Cavalier, der wie er die allgemeine Liebe besitzt, alle anderen Patricier neben sich verdunkelt! Das ist der ganze Aerger des Loredano! Mag er immerhin unter den Pregadi sitzen, durch Reichthum sich Anhang erkaufen, meinem edlen Patron kann er es nicht gleich thun; ihm gehen die Leute aus dem Wege, dieser darf sich nur blicken lassen, und alle Herzen fliegen ihm entgegen!"

Die Augen zu Boden gesenkt, that Camilla keine Frage, hatte keine Antwort auf die Rede des Secretario, der in dem unerschöpflichen Thema noch lange zu erzählen fortfuhr.

Endlich an der theilnahmlosen Miene des jungen Mädchens gewahrend, daß sie auf seine Worte gar nicht höre, schwieg er verlegen, erhob sich bald darauf und verließ das Gemach.

Er setzte sich an seinen Arbeitstisch. Nachdem er eine Weile den Berichten Zeile für Zeile mit den Augen gefolgt war, seine Gedanken aber auf ganz anderen Wegen ertappte, verschloß er wieder das Schreibpult und kehrte in das Wohnzimmer zurück. Da fand er Camilla noch auf demselben Fleck, mit dem gleichen träumerischen Ausdruck.

„Signora, Ihr seid sehr gedankenvoll — ich sagte

oder that doch Nichts, diese Stimmung in Euch hervorzurufen?" redete er sie besorgt an. „Oder fühlt Ihr Euch nicht wohl? Ich habe schöne Früchte von der Zuecca mitgebracht, darf ich sie Euch anbieten? Die Luft weht erfrischend vom Meere, macht es Euch Vergnügen, so will ich eine Gondel besorgen und Euch auf den Kanälen begleiten."

Bei dem Ton seiner Stimme schaute Camilla überrascht auf, als würde sie plötzlich in eine andere Sphäre versetzt. Sie schüttelte schweigend den Kopf, während ihr Auge ihm für die Theilnahme dankte.

„So kann ich Nichts zu Eurer Aufheiterung thun?" fragte er freundlich.

„Signore, ich bin heiter — sehr heiter!" entgegnete das Mädchen.

„Eben waret Ihr noch sehr ernst."

Camilla strich mit der Hand über die Stirn, ihr Blick war auch jetzt noch zerstreut, aber ein Lächeln umspielte ihren Mund. „Bilder aus frühester Kindheit — vielleicht nur Träume, aber schön wie der lichte Garten Edens!" sagte sie mit sich selbst redend. „Jetzt weiß ich Nichts mehr davon; mit ihren Farben ist auch schnell die Erinnerung erloschen!"

Sie versank von Neuem in Schweigen, Battista vermochte Nichts mehr aus ihr herauszubringen.

Man kann in der That nicht sagen, daß die Nachricht von Foscari's Verlobung Camilla irgend welchen Schmerz verursachte. Sie raubte ihr kein Glück, zerstörte keine Hoffnung — Camilla's schwärmerische, hingebende Liebe, in sich reich und beglückend, hatte wenig mit irdischen Wünschen zu thun; dennoch fühlte das Mädchen es öde um ihr Herz werden, als würde sie aus einem Heiligthum ge-

stoßen, in das Gottes Hand sie selbst hineingeführt, und aus der Leere der Welt flüchtete sie zurück in die Erinnerungen der Kindheit.

Der eigentliche Schmerz unerwiderter Liebe, der Stachel der Eifersucht — jenes Stadium, wo der Mensch mit dem eigenen Herzblut sich das Bild seines Elends voll grausamer Genauigkeit ausmalt; es war ihr fremd, lag noch hinter dichten Schleiern verborgen! Wäre sie hier stehen geblieben, keinen Schritt weiter hineingedrängt worden in den Strudel der Leidenschaft, Camilla hätte durch den unversiegbaren Quell der Poesie und Reinheit der Seele selbst in der Entsagung ohne Schmerz bleiben, des erhabensten Glückes theilhaftig werden können!

Zweites Kapitel.

Die Tage verstrichen Camilla in dem Häuschen am Ghetto ohne irgend welche Veränderung. In gänzlicher Zurückgezogenheit lebend, merkte sie von der Außenwelt wenig; innen war es still und friedlich, voll Pünktlichkeit und geregelter Lebensgewohnheit. Battista sah sie selten, gerade in dieser Zeit mit Arbeiten überhäuft, war er viel abwesend oder in seinem Gemach beschäftigt. Mutter Brigitte führte den kleinen Haushalt; emsig und schweigsam, sorgte sie in mütterlicher Weise für das junge Mädchen, aber störte sie wenig. Auch Bevilacqua hatte bis jetzt durch keine Wiederholung seines Besuches ihre Besorgnisse erneuert; so war Alles in Camilla's Umgebung geeignet, ihre Neigung zur Abgeschlossenheit zu nähren. In sich versunken saß sie da, ein verkörperter Frühlingstraum, wie die Nacht ihn träumen mag, wenn der Mond sich badet auf durchsichtigen Wassern, laue Lüfte durch Wälder ziehen, der Morgenthau auf Gräsern perlt, und die ganze Natur unter leisen Schauern dem Aufgang der Sonne entgegensieht.

Eines Morgens, als sie aus der nahe gelegenen Kirche heimkehrte, kam ihr die Alte schon auf dem Hausflur mit der Botschaft entgegen, daß der erlauchte Foscari dort gewesen, da er sie aber nicht zu Hause getroffen, versprochen habe, wiederzukommen.

Nur das Aufleuchten ihres Blickes, der schnelle Wechsel ihrer Farbe verrieth, was bei dieser Nachricht in Camilla vorging. „Ich wußte wohl, daß er Wort halten würde!" flüsterte sie, indem sie ihrem Gemach zuschritt.

Still setzte sie sich an ihre Arbeit, und als Dämmerung das Zimmer füllte, stieg sie die Terrasse hinauf, einen Theil der milden Nacht im Freien zuzubringen. Die Welten über ihr stiegen auf, die Welt zu ihren Füßen erstarb allmälig, wie das Leben den Tod, und der Tod das Leben gebiert. Stumm faltete sie ihre Hände, sie dachte heute nur an das schöne glückliche Leben; innen war Alles Harmonie, ihre Seele durchleuchtete der Abglanz der Myriaden Welten, die sich in den kräuselnden Wellen badeten. Foscari's Bild verschmolz wieder mit dem eines holden Knaben, der einst an ihrer Wiege gestanden und jetzt vielleicht als lichter Seraph am Thron des Ewigen weilte.

Mit dem nächsten Morgen kam der Nobile.

Camilla hörte die Hausthür öffnen und schließen, hörte seine Stimme ihren Namen nennen, sah ihn in ihr Gemach eintreten. Sie war ihm oftmals auf Giorgio Maggiore und am Lido begegnet, wie ganz anders war der Eindruck hier in dem kleinen Stübchen, wo Beide sich zum erstenmal ohne Zeugen gegenüberstanden und das Mädchen sich sagen durfte: Er kommt zu Dir! Du allein bist die Veranlassung seines Hierseins!

Freundlich wie früher trat er ihr entgegen, gab ihr

die Hand und erkundigte sich theilnehmend, wie es ihr gehe. „Signor Ranieri, den ich öfter im Palast meines Vaters sah, wußte mir wenig von Euch zu sagen; ich hoffe, Ihr seid zufrieden mit diesem Aufenthalt."

Camilla wies ihm den Ehrenplatz im Zimmer, einen Stuhl mit hoher Lehne an, aber Foscari nahm einen niedrigen Sitz gegenüber ein und gab ihr ein Zeichen, sich selbst in den Lehnstuhl zu setzen.

Schon jetzt machte sich ein merklicher Unterschied in dem Wesen Beider fühlbar; er völlig unbefangen — sie beklommen und unsicher; in dem Uebermaaß ihrer Empfindungen schwankend wie ein steuerloses Fahrzeug auf wogendem Meer. Ihr Auge strahlte vor Wonne, sie hätte in diesen Moment Alles hineindrängen mögen, was sie seit Jahren beschäftigte, ihr in den letzten Wochen zugleich eine Quelle des Schmerzes und Entzückens geworden war.

„Ihr seid gern hier?" begann Jacopo, sobald er seinen Platz eingenommen. „Würdet Ihr einverstanden sein, für längere Zeit unter diesen biederen Menschen zu wohnen?"

Camilla blickte überrascht auf. Sie dachte an den Florentiner; sie hatte sich vorgenommen, Foscari von dessen Besuch Mittheilung zu machen, aber sein Gesicht war so sorglos, drückte so sichtbar die Voraussetzung ihrer bejahenden Antwort aus, daß dem Mädchen der Muth gebrach. „Monsignore, wie Ihr darüber verfügt!" sagte sie demüthig. „Ihr erwähntet neulich eines andern Aufenthaltes — einer edlen Signora..."

Jacopo machte zwar eine beistimmende Bewegung, aber man fühlte, daß diese Erinnerung ihm nicht angenehm war. „Ich habe der Dame von Euch erzählt, sie ist sehr gütig und gern bereit, Euch aufzunehmen, aber wenn es Euch

gefällt, halte ich für besser, Ihr bleibt noch eine Weile hier, besonders da Ihr in dieser Zurückgezogenheit Nichts zu fürchten habt von dem Begegnen Eures frühern — Verfolgers oder Wohlthäters!" fügte er mit prüfendem Blick hinzu. „Kaum weiß ich, welcher Name ihm vorzugsweise gebührt."

„Wie Eccellenza es bestimmt! ich bleibe hier, und ich gehe —" erwiderte Camilla leise und blickte ihn mit Zutrauen an. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß des Mädchens Zartgefühl unter den Worten des Nobile litt. Selbst wenn sie hier der größesten Gefahr ausgesetzt gewesen, sie würde es jetzt nicht über sich vermocht haben, ihn darüber aufzuklären. Foscari stand jedoch zu hoch vor ihrer Einbildungskraft, um das sie Verletzende ihm zuzuschreiben; sie allein konnte nur Schuld daran sein, und der Eindruck verwischte sich daher wieder schnell. Sie durfte ihm ja in's Auge schauen; was hätte sie weiter ersehnen mögen, als diesen Moment festzuhalten für eine ganze Ewigkeit!...

„Nicht wahr, Signore, jetzt denkt Ihr nicht mehr Böses von mir?" begann sie nach einer Pause. „Ihr glaubt Allem, was ich Euch sagte? Gewiß, wie ich Euch vertraue, so mißtraute ich Signor Loredano; wie Eure Nähe mich beglückt, flößte die seinige mir Abscheu und Furcht ein!"

Camilla sprach diese Worte ohne Befangenheit, denn sie trugen den Stempel der Wahrheit. Stumm und scheu gegen die Menschen, in sich zurückgezogen wie eine von den Stürmen gewiegte Muschel in ihren Schalen, hatte erst Foscari's Bild des Mädchens innerstes Leben mächtig aus sich herausgedrängt.

Jacopo, der während ihrer Worte den Blick am Boden dagesessen, erhob jetzt den Kopf, und sein Auge

gewann einen fein beobachtenden Ausdruck, aber er lächelte dabei, und Camilla sah Nichts als dies Lächeln.

„O, wie mich das glücklich macht!“ flüsterte sie, als hätte er gesprochen. „Wie viel Thränen hat es mich gekostet, sehen zu müssen, daß Ihr Euch kalt von mir wandtet, und ich verurtheilt war, stumm Euren Verdacht zu ertragen! Wohl glaubte ich, Signor Loredano müsse mich verleumdet haben, und doch — was konnte er sagen? Ich that ja Nichts, was Eure Verachtung verdiente!“

Camilla stockte, als Jacopo sich kopfschüttelnd abwandte, aufstand und einige Schritte durch's Zimmer ging.

„Mädchen,“ entgegnete er, indem er vor ihr stehen blieb; „giebt es Schlimmeres, als was Ihr selbst neulich eingestandet — wessen der Schein Euch anklagt? Welche Gedanken sollen Eure Worte in mir erwecken? Sah ich Euch nicht in Loredano's Gesellschaft? Wohntet Ihr nicht in seinem Palast, umgeben von Luxus?... Des Senators Charakter ist bekannt!“ setzte er mit schärferer Betonung hinzu. „Ihr wißt das und fragt?“

Camilla's Wange entfärbte sich. Sie wollte antworten, aber erdrückt von der kalten Ueberlegenheit, den fühlbaren Zweifeln des Nobile, gelang es ihr nicht, und in ihrer schmerzhaften Verlegenheit lächelte sie unter Thränen, die sie vergebens zurückzudrängen strebte. Foscari gegenüber kannte sie nicht Stolz, nicht Demüthigung; ihr leicht verwundbarer Charakter machte sich gegen ihn niemals geltend.

Jacopo war weder engherzig, noch gefühllos, noch anmaaßend, und doch ließ er alles Das in dieser Stunde das Mädchen empfinden.

Er hatte Camilla neulich beschützt, sie in seine Obhut zu nehmen versprochen, mehr durch ihre Bedrängniß

und einen geheimnißvollen, ihn beherrschenden Trieb, als durch wirkliche Ueberzeugung gewonnen, denn bei allen ihren Betheuerungen war der Schein gegen sie. Loredano selbst hatte sich eines entehrenden Verhältnisses zu ihr gerühmt, und seine vorgebliche Mitwissenschaft an dem Gespräch in der Kirche San Giovanni e Paolo verlieh der schmachvollen Behauptung Glaubhaftigkeit. Dennoch wies Foscari nach einiger Ueberlegung diesen Gedanken entschieden zurück: sie mochte am Abgrunde geschwankt haben, daß sie gefallen war, dagegen empörte sich sein ganzes Gefühl. Aber ein Verdacht blieb trotzdem in ihm: er hielt ihre Sinnesart für leichtfertig und bereute, seine Braut zu schnell für das verlassene Mädchen interessirt zu haben, besonders da dieselbe den lebhaften Wunsch äußerte, Camilla zu sich zu nehmen. Jedenfalls mußte er zuvor ihr Betragen sorgfältig prüfen, und in dieser Absicht kam er; eine Stimmung, die um so gefährlicher, als da, wo einmal Argwohn angeregt ist, der geringste Schein ausreicht, die Wage vermeintlicher Schuld zu senken. Wäre ihm Camilla jetzt zurückhaltend und vorsichtig entgegen getreten, hätte ihr Verhältniß zu Loredano — besonders aber das Geheimniß ihrer Verwandtschaft, welches sie auch nach den gemachten Erfahrungen über Jacopo noch an den Palast des Admirals fesselte — klar auseinandergesetzt: Foscari's Bedenken würden geschwunden sein, denn Wahrheit bricht sich Bahn, und Licht muß das Dunkel erhellen; statt dessen trat ihr aber in ihrer eigenen verblendeten Liebe ein zweiter, noch schlimmerer Feind entgegen und verdarb Alles!

Wohl hatte Camilla ein unbestimmtes Gefühl, daß es zwischen ihnen noch mancher Erörterungen bedürfe; gern wäre sie auf einzelne Punkte seines Verdachtes eingegangen, allein das beseligende Bewußtsein seiner Nähe raubte ihr

die nöthige Fassung; unruhig tappte sie hierhin und dorthin, und anstatt daß es klar zwischen ihnen wurde, machte ihr hingebendes Wesen ihn nur aufmerksamer, zurückhaltender. Es war natürlich, daß unter diesen Umständen ihre Liebe zur Waffe gegen sie wurde: Foscari sah in dem Ausdruck ihrer Zärtlichkeit, eines kindlich heiligen Vertrauens nur unzartes Entgegenkommen, das seine Vermuthungen bestätigte, und erfüllt von der Liebe zu einem andern Weibe, urtheilte er darüber um so strenger.

In diesem wachsenden Mißbehagen wirkte die Nennung von Loredano's Namen sichtlich unangenehm auf ihn. Sein Schweigen ließ Camilla das bald gewahr werden, und in der Furcht, Etwas zu sagen, was er nicht gern hatte, schwieg auch sie endlich entmuthigt; Foscari erfuhr Nichts von ihrem Verhältniß zum Admiral.

Damit ging der richtige Moment zur gegenseitigen Aufklärung verloren. So gewiß sie Beide fühlten, daß ein Schatten zwischen ihnen blieb, so gewiß ist auch, daß Camilla's Seele, verdunkelt unter dem Schmutz der Verleumdung, zu hingebend und rein war, um von dem der Welt kundigen und durch ihre Laster mißtrauisch gewordenen Mann völlig verstanden zu werden. Schnell ist Verdacht gefaßt, leicht die Ueberhebung in demselben, und doch giebt es einen Verdacht, der nicht das arme Opfer, sondern den erniedrigt, welcher ihn hegt!...

Jacopo erkannte, daß seine Worte zu hart gewesen; das stille, auf Camilla's Antlitz ausgeprägte Dulden, ihr wehmüthiges Lächeln rührten ihn, und er reichte ihr die Hand.

„Denken wir nicht mehr des Vergangenen! Ich wollte Euch nicht wehe thun!“ sagte er freundlich. „Ihr waret

immer ein sanftes Kind, an dessen Frömmigkeit ich sonst nicht zweifelte, das ich gern sah und... gern hörte," setzte er ablenkend hinzu. „Camilla, was macht die Mandoline? Habt Ihr sie schon geprobt?"

Des Mädchens Hand ruhte noch in der seinigen, und über ihre Wange ergoß sich ein feines Roth, nicht der Befangenheit, sondern der Freude. Sie stand auf, öffnete einen kleinen Schrank und zeigte auf das mit einem bunten Bande geschmückte Instrument.

„Signore, dieses Geschenk hat mir große Freude verursacht — ich danke Euch von Herzen dafür!... Ja, der Gesang war verstummt, und es that mir wohl weh, aber ich konnte nicht! Jetzt habe ich die Mandoline wieder vorgenommen und fühle, welch ein Schatz sie mir ist! Ich wollte, ich brauchte sie nie wieder zu vernachlässigen!"

Jacopo langte das Instrument herab und gab es dem Mädchen. „Nein, thut es nicht!" entgegnete er. „Jetzt, da Ihr dem verderblichen Einfluß entzogen seid, werden die einfachen Melodien Eurem beruhigten Herzen wieder Bedürfniß werden. So lange die Saiten in uns verstimmt sind, ist das Ohr stumpf für die Harmonie der Töne — Camilla, die Klarheit der Töne sei allezeit eine Sonde für die Klarheit Eurer Seele!"

Der Nobile hatte seinen Gedanken einen deutlichern Ausdruck geliehen, als in seiner Absicht lag. Ob das Mädchen in dem Bewußtsein ihrer Unschuld den wahren Sinn herausfühlte, blieb zweifelhaft; in ihrem Gesicht war Nichts zu lesen, was auf die Berührung eines so zarten Punktes schließen ließ.

„Jetzt singt mir ein Volkslied!" bat Foscari. „Ich hörte sie immer gern von Euren Lippen; in Euch wohnt die Poesie der Seele, welche unsere Volkslieder athmen.

Ihr fühlt und versteht sie, darum vermögt Ihr sie so einfach schön wiederzugeben."

Das Mädchen nahm das Instrument aus seiner Hand; das Haupt darüber geneigt, berührte sie leise die Saiten, und ihre Gedanken zogen mit den verklingenden Tönen. So saß sie mehrere Minuten lang; ihr Auge schwamm in wunderbarem Glanz, und es blieb ungewiß, ob sie nicht sich selbst und die ganze Welt bei diesem Insichhineinschauen vergaß.

Jacopo unterbrach sie nicht, er kannte schon die Weise des Mädchens.

Endlich griff sie ein paarmal schnell in die Saiten und sang dann statt des gewünschten Volksliedes eine Ballade Petrarca's in eigenthümlicher Melodie, man könnte sagen, ganz ohne bestimmten Rhythmus auf Recitativart, wie sie es den Barcarolen und Fischern abgelauscht, in deren Munde damals die Canzonen und Sestinen Petrarca's so beliebt waren, wie zu einer spätern Zeit die schönen Stanzen Tasso's.

Camilla sang mit schwärmerischem Gefühl; bei der Ungebundenheit des Vortrags wußte sie durch das längere oder kürzere Verweilen auf einer Note, durch den stärkern und schwächern Accent dem Gesange einen ihren eigenen Empfindungen vollständig entsprechenden Charakter zu geben, der, wie sie selbst, fremdartig und seltsam, bald verschleiert, voll Zartheit und Innigkeit, bald glühend oder tief traurig und düster erschien.

Jacopo hörte mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu; sein von der Haarfülle beschattetes Auge war zu Boden gerichtet, und seine Züge bekamen allmälig einen wehmüthigen, fast feierlichen Ausdruck. Als sie geendet, schaute er auf, aus tiefen Gedanken erwachend.

„Kein Volkslied!“ sagte Camilla, die ihn mit lieblichem Lächeln anblickte. „Aber doch ein Gesang, den Ihr kennen solltet!“

„Ihr habt schön gesungen!“ antwortete er. „Eure eigene Seele sprach aus den Worten, erzitterte auf den Schwingen der Töne... Seltsam! auch mich trugen diese Klänge zurück in meine Kindheit, an jene äußerste Grenze, wo das unbewußte Träumen mit dem bewußten Denken in einander greift, wie an der Wiege des Menschengeschlechtes die Mythe mit der Geschichte. Camilla, dieser Gesang — ich hörte ihn schon als Kind, wenn ich mit meiner seligen Mutter an stillen Sommerabenden auf dem Meere fuhr. Ihr Bild ist mir völlig entschwunden, aber noch sehe ich, wie sie sich über den Rand der Barke neigte, den eilenden Wogen nachschaute und dabei sang, als wären es Klänge von unsichtbaren Luftgeistern, die nicht der Erde, sondern dem Himmel entstiegen.“ Jacopo schwieg, die Hand vor die Augen gedrückt.

„Ja, Musik war die Sprache ihrer Seele,“ fuhr er nach einer Pause fort. „In dieser göttlichen Sprache schien sie mir beredt und schöpferisch, unter den Menschen soll sie oft traurig gewesen sein. Wie liebte ich ihren Gesang! Welches Reich der Wunder erschloß sich meiner Phantasie, wenn sie mich Abends in Schlummer sang!... Köstlicher Wahn der Kindheit!“ und seine Hand fuhr mit unruhiger Bewegung durch die rabenschwarzen Haare. „Daß die Erfahrung doch Alles nimmt, was wir aus der Welt der Ideale mit hinüberbringen in diese Charybdis des Lebens!“

Es drückte sich eine Niedergeschlagenheit in seinem Antlitz aus, die seiner glücklichen Lebensanschauung, der leichten Eleganz seines Wesens völlig fremd war. Dabei

schaute er Camilla unverwandt an. Sein Gefühl hatte Nichts mit Liebe gemein, und doch überkam ihn eine Regung, das Mädchen an sich zu ziehen. Plötzlich besann er sich; erschrocken über sich, noch mehr aber betroffen über sie, die ohne Beschämung sich mit stillem, glücklichem Lächeln an ihn schmiegte und die sie umschlingende Hand an ihre Lippen drückte, zog er schnell seinen Arm zurück, während sein Auge wieder den früheren mißtrauischen Ausdruck gewann.

„Dieser Ballade also erinnert Ihr Euch nicht mehr?" fragte Camilla zutraulich, zu sehr mit sich beschäftigt, um den Wechsel in seiner Stimmung zu merken.

Jacopo, der sein Mißbehagen bezwang, schüttelte den Kopf. „Ich kenne sie nicht!"

„Wirklich nicht?" In ihrem Ton sprach sich getäuschte Hoffnung aus.

„Wirklich nicht!" wiederholte er in scherzhafter Weise, der durch den Anschein von Heiterkeit den Eindruck seines unüberlegten Handelns zu verwischen wünschte. „Welche Bewandtniß hat es mit der Ballade? Eure Miene prophezeit eine sehr feierliche Geschichte."

Camilla hätte seinem sichtlichen Bemühen zu Hülfe kommen, dieser leichten Wendung ihre Gefühle anpassen und in derselben Weise einstimmen — sie hätte aus den bereits gemachten Erfahrungen eine Lehre ziehen sollen; doch die Liebe wird nicht umsonst blind genannt: Niemand trifft schwerer den richtigen Ton, als der in der Leidenschaft Befangene!

„Signore, es sind jetzt sechs Jahre, da sang ich sie Euch zum erstenmal. Seitdem hab' ich sie nie wieder gesungen, wie es mit einem theuern Schmuck zu geschehen pflegt, den man bei einer großen Feier getragen und dann

aufbewahrt für's ganze Leben, ihn nicht durch ferneren Gebrauch zu entweihen."

Jacopo sah sie erwartungsvoll an, und Camilla fuhr fort:

„Ich sehe, Ihr habt den Vorfall lange vergessen — in mir steht er wie ein Markstein des Lebens. Es ging mir damals traurig; ich besaß kaum so viel, den Hunger zu stillen. An jenem Tage hatte ich unter dem Madonnenbilde beim Eingang zum Kloster San Nicolo gesungen und dafür von den Vorübergehenden manche blanke Münze erhalten. Am Steinwall sitzend, überzählte ich Abends die empfangenen Gaben; sie langten aus, mir Muscheln und Früchte für mehrere Tage zu kaufen. Da drängten sich böse Knaben an mich heran, nahmen mir mein Geld, warfen die Mandoline auf den Boden, daß die Saiten zersprangen, und fortlaufend, verhöhnten sie mich noch meiner Thränen wegen. Ihr kamet gerade des Weges — des Mädchens Augen strahlten — standet still, nahmt mich bei der Hand und fragtet, warum ich weinte. Als ich Euch mein Leid geklagt, tröstetet Ihr mich, schenktet mir ein Goldstück und saht mich an — Signore, so freundlich, daß ich diesen Blick seitdem oft im Traume sah, und wenn ich mich ganz muthlos und verlassen fühlte, meine Augen schloß, um mir ihn recht deutlich vorzustellen!... Das Goldstück aber," fügte das Mädchen hinzu und deutete auf ihre Brust, „liegt hier neben einem andern Kleinod. Nie konnte ich mich entschließen, es anzugreifen; es ist die erste Gabe von Euch; ich will sie mitnehmen in's Grab... Signore, an jenem Tage sang ich Euch die Ballade."

Die Gefühle waren sehr getheilter Art, mit denen Jacopo die Erzählung anhörte. Er hatte Nichts darauf

zu erwidern; in Reichthum und Glück aufgewachsen, begriff er vielleicht kaum, wie ein freudearmes Gemüth auf einen so geringen Vorfall hatte seine Liebe bauen und denselben jahrelang im Gedächtniß bewahren können. Um seine Lippe spielte ein gezwungenes, erkältendes Lächeln, man fühlte, es war ihm beklommen in dem kleinen Zimmer, und ohne daß es gelang, die Unterhaltung wieder in eine gewöhnliche Bahn zu leiten, stand er bald auf, um fortzugehen.

Camilla sah sein Mißfallen, ohne dessen Grund zu begreifen. Indem auch sie sich erhob, blickte sie ängstlich fragend zu ihm auf, aber er blieb zurückhaltend und ernst.

„Ich komme wohl einmal wieder! Da Ihr Euch hier gefallt, werde ich mit Signor Ranieri wegen Eures längern Aufenthaltes sprechen. Bis dahin lebt wohl!" sagte er und reichte ihr zum Abschiede die Hand, aber weit weniger herzlich, als bei seinem Kommen.

Das junge Mädchen erwiderte Nichts; daß er sie öfter sehen, näher kennen und richtiger beurtheilen lernen möge, dieser Wunsch sprach mit tausend Zungen aus ihren beredten traurigen Blicken.

Sie schieden.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, sank das Mädchen auf einen Stuhl, die Hand vor die Augen gedrückt. Ihre Thränen drangen unaufhaltsam unter den langen Wimpern hervor.

„Was that ich, daß er so kalt von mir ging? Ich habe ihn sicherlich erzürnt, aber womit?" flüsterte sie und durcheilte noch einmal die wechselnden Bilder ihrer Unterhaltung. Sie rieth hier und dort, das Richtige allein traf sie nicht. „O, ich handelte wohl sehr thöricht, sagte ihm Nichts von alle Dem, was Pflicht und Nothwendigkeit forderte! Aber konnte ich? Lange vorher hatte ich es über=

dacht, und nun, als er vor mir saß, entschwand Alles meinem Gedächtniß... Heilige Jungfrau, laß ihn in mein Herz schauen! Rathe mir, was ich thun soll, sein Vertrauen zu gewinnen!..."

Camilla wußte damals noch nicht, daß eine erste Verleumdung, ein einmal aufgetauchter Verdacht, der wie das Haupt der Hyder sich stets erneuert und nie ganz abstirbt, schon oft für immer eine Kluft zwischen Menschen gerissen, die durch unleugbare Sympathie von der Natur bestimmt waren, neben einander durch's Leben zu gehen, sich zu beglücken in gegenseitiger Freundschaft und Liebe.

Wehe den Lippen, die aus Leichtsinn, Uebereilung oder in engherziger Berechnung das erste falsche Wort zu solchem Zwiespalt gegeben! Der Räuber, der Kleinodien stiehlt, frevelt nicht halb so als sie, welche die Ehre ihres Mitmenschen zertreten und sorglos Herzen brechen. Der Räuber wird vom Gesetz zur Rechenschaft gezogen, für ihren Raub giebt es keine Strafordnung, ihr Richter ist ihr Gewissen, und wenn man sie im ruhigen Genuß des Glückes fortleben sieht, wer sollte da nicht anfangen, an der Allmacht dieses innern Richters zu zweifeln!...

Drittes Kapitel.

In schimmernden Sammt gekleidet, die röthlich blonden Haare mit reichen Perlenschnüren aufgebunden, wie man es noch heute an Tizian's Frauen erblickt, saß die junge Signora Contarini vor dem goldverzierten Spiegel, eben beschäftigt, zur Vervollständigung des Putzes sich von ihrer Dienerin maurische Spangen um die schön geformten Arme legen zu lassen, als die stillen Abendlüfte eine sanfte Musik von unten herauftrugen. Die Balconthüren waren geöffnet, die Töne schwollen stärker an, die Signora schob das Juwelenkästchen bei Seite und beugte sich vor, mit stolzem Lächeln zu lauschen.

„Erlauchte Gebieterin, das gilt Euch!" sagte die Zofe. „Monsignor Foscari!..."

Lucrezia nickte, indem sie den Finger auf die rosigen Lippen legte. Sie wußte wohl, daß es keine Edle in Venedig gab, der wie ihr die Huldigungen gebührten, keinen Hidalgo, der sie in zarterer Weise darzubringen verstand. Sie erkannte ihre Lieblingsmelodie.

„Signora, wollt Ihr den edlen Nobile lange dort unten warten lassen?“ wagte die vertraute Dienerin mit schelmischem Blick zu bemerken. „Ich bin gewiß, er würde sich das Notturno lieber von Eurem Balcon, als aus seiner Gondel mit anhören.“

„Du hast Recht, Mädchen!“ antwortete die Herrin, stand schnell auf, ließ den Zendaletto mit der unnachahmlichen Anmuth der Venetianerin ein Wenig über die Stirn herabfallen und schlang ihn dann um die Taille, daß er Nacken und Schultern in vollen Falten überwallte und vorn in einer Schärpe endete. Antlitz, Brust und Arme unverhüllt, erschienen von diesem seidenartigen Schleier wie von einem dunkeln Rahmen umgeben, in blendender Weiße.

Nachdem die Signora noch einen zufriedenen Blick auf den Spiegel geworfen, trat sie durch die offene Galeriethür und lehnte sich in freudiger Erwartung über den Balcon. Zwei Gondeln hielten in geringer Entfernung; eine größere mit mehreren Rudern, aus welcher die Serenade von sanften Blasinstrumenten erschallte, und eine kleinere, in der ihr Auge sogleich den Geliebten erkannte. Beider Blicke begegneten sich, ruhten in einander, und die Entfernung durchdringend, berührten sie sich wie in einem magnetischen Strahl.

„Darf ich kommen?“ flüsterte Foscari, während die Musik schwieg. „Finde ich Dich allein?“

„Du darfst!“ entgegnete die Signora und zog den Zendaletto tiefer, die Röthe ihrer Wangen in dessen Falten zu bergen.

„Ist Signor Contarini zu Hause?“

Ohne auf diese Frage, deren Bedeutung die Dame wohl verstand, näher einzugehen, erwiderte sie mit lieblicher Stimme: „Du weißt, mein Vater hält auf die Sitte seiner

Väter, aber Dir, seinem Liebling, war der Palast Contarini niemals verschlossen. Dem Zwange abhold, läßt er uns die süße Freiheit, während andere Patricier ihre Töchter bis zur Vermählung in engen Gemächern einschließen. — Komm, Geliebter! Signora Luigia wird Dich willkommen heißen... Dir danken wollen für das schöne Notturno!" setzte die Italienerin mit leisem Anflug reizender Koketterie hinzu.

Obgleich diese letzte Bemerkung den Wünschen des Nobile weniger entsprach, dankte ihr doch ein feuriger Blick für die ertheilte Erlaubniß. Auf seinen Wink brachte Oliviero die Barke unter die Marmorstufen, und nachdem er den Spielleuten seine Befehle ertheilt, noch einmal zu der jugendlichen Gestalt emporgeschaut, sprang er mit leichter Bewegung aus dem Fahrzeuge und eilte durch die säulengetragene Halle die breite Treppenflucht hinauf.

An der Thür ihres Gemaches empfing ihn die Geliebte. Jacopo drückte seine Lippen auf ihre weiche Hand, er umschlang sie mit Zärtlichkeit.

„Zwei lange Tage — und keinen Blick von Dir!" sagte er, indem sein Auge durch das zierliche, mit allerlei Kunstgegenständen geschmückte Gemach schweifte, dann aber in dem Vollgefühl des Glückes auf dem Antlitz seiner Braut ruhen blieb. „Nirgends ist mir wohler, und doch mußte ich überall anderswo sein, nur nicht hier!"

„War das nicht Deine Schuld?" Sie drohte dabei lächelnd mit dem Finger, während sie ihn durch das Zimmer geleitete, und Beide auf den offenen Balcon hinaustraten. „Meine Spazierfahrt wurde gestern eine ganze Stunde verzögert. Da Signora Luigia mich nicht begleiten konnte, nahm endlich mein gütiger Oheim den Platz des lässigen Cavaliers ein. Wir fuhren mehrmals den Canalazzo

hinab, doch der Treulose gedachte nicht der herkömmlichen Stunde... Bin ich nicht sehr aufrichtig, einzugestehen, daß ich mich seiner nur unter den Zaubern des köstlichen Abends erinnerte?"

Foscari sah dem schönen Mädchen entzückt in's Auge, dann zog er sie voll Innigkeit auf ein Polster neben der durchbrochenen Balustrade. Zu ihren Füßen murmelten die leise hingleitenden Wellen, schwebten geisterhaft die geheimnißvollen Gondeln. Die Matrone ließ sich nicht blicken, und zu Jacopo's Vergnügen schien Lucrezia ihrer jetzt selbst vergessen zu haben.

„Meine Schuld!... Eher möchten die Bildsäulen von San Marco und San Teodoro sie tragen!" vertheidigte er sich, indeß die Musik in gedämpften Tönen fortfuhr. „Diesmal trifft sie den Dogen. Da gab es Gesandtschaftsberichte zu erwidern, lästige Zusammenkünfte auf dem Broglio, Sitzungen des großen Rathes, denen ich auf seinen ausdrücklichen Wunsch beiwohnen mußte. Mein Vater möchte einen Staatsmann aus mir machen, doch dem Herzogssohn sind die Flügel beschnitten... Lucrezia, Du hast eine schlechte Wahl getroffen!" fuhr der Nobile mit Humor fort. „Dein künftiger Gatte kann weder die rothe, noch die violette Robe tragen; nicht der Admiralshut, noch der Feldherrnstab oder der goldene Stern wird ihn schmücken!"

Die Signora stimmte heiter ein, ihr Blick überflog dabei die edle Gestalt, die so kühn und thatkräftig vor ihr stand.

Jacopo erschien überhaupt bei seiner Braut ein völlig Anderer, als Camilla gegenüber; hier, warm und berauscht von Glück und Liebe, ließ er sich dahintreiben auf der Welle des Augenblicks mit jenem Selbstvertrauen, das des Erfolges gewiß ist. Seine liebenswürdigen Eigenschaften,

dort verdunkelt — gehemmt durch Etwas, das außer seiner Individualität lag — traten hier in volles Licht. Man fühlte durch den feinen Firniß des Weltmannes noch ein gut Theil von der sorglosen Munterkeit des Jünglings hindurch, und Nichts erinnerte an die mißtrauische, fast anmaßende Zurückhaltung, welche wir ihn gegen das junge Mädchen beobachten sahen; ein Charakterzug, den häufig der Verkehr mit der Welt aneignet, der dem Venetianer vermöge seiner politischen Beschränktheit vorzugsweise innewohnte, bei dem Nobile aber mehr in einem geheimnißvollen Gefühl wurzelte, das ihn stets in Camilla's Nähe beschlich und es ihm unmöglich gemacht hätte, ihr Vertrauen nur durch einen Gedanken zu mißbrauchen.

„Wie mag es nur kommen, daß ich dennoch den gethanen Schritt nicht bereue? Und Du weißt doch, ich bin nicht ohne Ehrgeiz — bin sehr stolz auf meinen Helden, gleichviel, ob er das Baret oder das Corno trägt!" entgegnete Lucrezia, indem ihre Finger die Fülle üppiger Locken aus seiner breiten Stirn zurückwarfen. „Ich meine, ihm leuchtet Etwas aus den Augen, wovor alle äußeren Machtzeichen zum eiteln Tand zusammensinken. Der Geist bezwingt die Welt, nicht der Commandostab: Foscari herrscht schon heute in den Herzen des Volks ohne die Robe des Savio."

„Still!" rief er, ihr die Hand auf die Lippen legend. „In Venedig braucht man Nüchternheit, diese Worte berauschen schlimmer als der Geruch der Mandragora... Genug, wenn Du mich nur von der harten Anklage frei sprichst! Venezia bella ist doch einmal kein Arkadien, wo man, wie Dichter uns erzählen, das Leben unter Blütenduft vertändelt. Statt des Zephyrs weht hier der Sirocco, statt der Hirtenflöte tönt die Kriegsdrommete, statt der

Schäferspiele giebt es Buli, Inquisitoren, Folterkammer und heimliches Gericht."

„Ei sieh doch, wir wechseln die Rollen!" meinte lachend Lucrezia. „Kaum hätte ich geglaubt, daß es in Deinen Augen überhaupt Vorzüge gäbe, welche dieses Babel in seiner steinernen Pracht nicht in sich schlösse!... Und doch hast Du Unrecht!" setzte sie hinzu, während ihr Blick über das Wasser und an den Façaden der herrlichen Paläste hinglitt. „Wo träumt es sich süßer als auf dem leichten Wellenkräusel unserer Lagunen? Wo wohnt mehr Romantik als um die schlanken griechischen Säulen, die saracenischen Kuppeln und feierlich ernsten Spitzbögen dieser halb morgenländischen, halb nordischen Scenerie?"

Jacopo hatte sich zurückgelehnt, ihr besser in's Auge zu schauen. „Eingedenk unserer letzten Mondscheinfahrt — und ich sollte zweifeln, daß Venedig alle Zauber in sich vereint, sein köstlichstes Kleinod aber in meinem Besitz ist?" flüsterte er, sie fester umschlingend, mit zärtlichem Liebesblick. „Aber der Eifer steht Dir so schön, daß ich immer auf Widerspruch sinnen sollte, selbst wenn es gälte, das Glück der arkadischen Schäfer gegen das der venetianischen Nobili zu vertheidigen; ein Glück, unter dessen Fülle wir, wie ich glaube, uns bald langweilen würden!"

Lucrezia überließ sich seinen Liebkosungen, aber ihr Antlitz hatte einen ernsten Anflug gewonnen.

„Du bist heute besonders schön geschmückt!" sagte Jacopo nach einer Pause. „Ich bemerkte vorhin Deine Barke an den Treppenstufen, gedenkst Du eine Spazierfahrt zu machen?"

„Einen Besuch bei Signora Donato; Luigia will mich begleiten... Wo die Base nur bleibt? Ich vergaß, ihr Dein Hiersein melden zu lassen," erwiderte die junge Ita=

lienerin, die sich mit Erröthen aus dem Arm des Geliebten losmachte.

„Nicht doch!“ bat der Cavalier und hielt sie sanft zurück. „Die Signora hat ihre Toilette noch nicht beendet; Du würdest sie nur stören und mir den süßesten Augenblick rauben!“

„Die edle Donato ist sehr steif, wenig unterhaltend,“ bemerkte Lucrezia, noch immer unter dem Einfluß eines trüben Gedankens. „Ich verspreche mir kein Vergnügen in ihrer Gesellschaft, aber mein Vater wünscht, daß ich die ihrem Range schuldige Rücksicht nicht vernachlässige. Unsere Familien waren nie sehr befreundet, und wie ich Dir neulich erzählte...“

„Ich weiß! Wieder San Marco, der seine Hand im Spiel hat! Der Heilige muß viel verantworten, wenigstens wird oft in seinem Namen gesündigt,“ sagte Jacopo. „Der Gemahl der Dame sitzt gegenwärtig im Rath der Zehn — ein starrer Fanatiker! Ich möchte ihn nicht unter meine Richter zählen, so lange ich auf Gnade hoffte. Das Tribunal gewinnt Wenig durch solche Männer; ich glaube, der Doge sieht ihn lieber scheiden als eintreten.“

Lucrezia's Züge wurden noch ernster. „Ich hörte kürzlich eine schaudererregende Geschichte!... Aber sprechen wir lieber nicht davon, es würde den Eindruck des schönen Abends vernichten! Jacopo, dieses Tribunal ist eine dunkle Wolke auf Venedigs hellem Sonnenschein; lieber gleich dem Tode in's Auge schauen, als vor sein Forum ohne menschliches Erbarmen, voll Geheimniß und nächtliches Grauen, gefordert zu werden!“

„Still! so zu denken, ist schon unvorsichtig!“ entgegnete Foscari mit warnendem Blick. „Das sind Worte, die aus-

zusprechen die kühnste Lippe erzittern würde! Auch San Marco's Töchter..."

„Jacopo, erst sind wir Menschen — dann Kinder San Marco's! Dieses sein höchstes Gericht ist aber ein Hohn auf die Würde des Menschengeschlechtes!" antwortete die Signora, und die Energie ihres Charakters, die, bis dahin durch keinen Widerstand des Schicksals herausgefordert, unter dem leichten Getändel des Lebens wie die kelchgeschlossene Blume unter Mittagsstille geschlummert hatte, durchleuchtete plötzlich ihr Wesen. „Mein Geist sträubt sich gegen grausamen Zwang!"

„Das ist ein sehr stolzer Geist — wie wird er es lernen, sich unter das Joch der Ehe zu beugen?" versetzte lachend Foscari, der dem Gespräch eine leichtere Wendung zu geben wünschte.

„Gedenkst Du mir das so schwer zu machen?" fragte sie, durch seine muntere Laune umgestimmt, und der Ausdruck von Willenskraft verschwand unter der bezauberndsten Röthe des liebenden Weibes.

In diesem Augenblick ließen sich Schritte vernehmen. Der Nobile, der eben durch einen glühenden Kuß die Frage seiner Braut am Beredtesten beantwortet hatte, ließ sie los und erhob sich schnell, der eintretenden Matrone entgegenzugehen.

Diese, eine weitläufige Verwandte der sehr verzweigten Familie, mit einem Contarini vermählt gewesen, aber schon lange Witwe, hatte während Lucrezia's Kindheit die Stelle ihrer frühverstorbenen Mutter vertreten, die Jugend der Signora geleitet und lebte jetzt als deren ältere Freundin und Beratherin im Palast.

Die Dame zeichnete sich durch ein äußerst gravitätisches Wesen aus, ihre Haltung war steif, und in Allem,

was sie that, verrieth sich große Ueberlegung. Die natürliche Lebhaftigkeit der Italienerin trat nur in dem brennend schwarzen Auge zu Tage, das mit gewinnender Freundlichkeit, aber mit eben so scharfer Beobachtung um sich blickte. Sie galt in ihrer Umgebung als sehr klug, und ihre Züge bestätigten das, die, wenngleich der Jugend entbehrend, keineswegs unschön waren.

„Edle Signora, eben stand ich im Begriff, Euch aufzusuchen," rief Lucrezia, sobald Jacopo die Dame voll Ehrerbietung begrüßt hatte. „Wir bedauerten, daß der herrliche Genuß der Musik Euch entging..."

„Das wäre in der That ein Verlust, denn Signor Foscari's Geschmack für die schönen Künste ist bekannt; die besten Spielleute stehen in seinem Dienst. Ich habe aber von meinem Zimmer aus zugehört... schon recht lange zugehört!" wiederholte Luigia mit Nachdruck, die bei aller Höflichkeit nie ein Versehen unbemerkt ließ, obgleich sie dem stolzen Charakter der jungen Signora gegenüber gleich einem geschickten Steuermann sehr richtig zu lenken, genau den Widerstand abzuwägen und den passenden Zeitpunkt zum Einlenken zu berechnen verstand. „Leider sehe ich mich genöthigt, Dich nun dem doppelten Genuß zu entziehen, oder — dürfen wir vielleicht auf das Vergnügen Eurer Begleitung rechnen, Signor Foscari? Signora Donato erwartet uns, die Stunde ist schon bedeutend vorgerückt..."

„Und die Musik scheint eben zu Ende!" fiel ihr Lucrezia in's Wort und sah dann fragend auf den Nobile.

„Eure Erlaubniß ist eine schwere Versuchung, erlauchte Signora," antwortete Jacopo, der dem Auge seiner Braut begegnete. „Diesmal muß ich widerstehen — der Doge verlangte mich diesen Abend noch zu sprechen."

„Der durchlauchtigste Fürst sieht übel aus!" sagte

die ältere Signora. „Se. Hoheit ist doch nicht unpäßlich?"

„Jacopo, auch mir kommt Dein Vater verändert vor!" setzte Lucrezia besorgt hinzu. „Man sieht ihn in der letzten Zeit wenig. Bei unserm neulichen Besuch fand ich ihn ungewöhnlich ernst, seine Züge eingesunken — ist es Dir nicht aufgefallen?"

„Du meinst während der Feierlichkeiten?" fragte der Nobile, über dessen Gesicht sich ein Schatten legte. „Vielleicht war es nur Abspannung; des Kaisers Gegenwart nahm ihn den ganzen Tag in Anspruch, sein fester Geist läßt ihn stärker erscheinen, als er in Wirklichkeit ist. Mein Vater gönnt sich zu wenig Ruhe; der ewige Widerstand in den Rathsversammlungen, die Jahre — Alles zehrt an seiner Kraft."

Man sprach von etwas Anderm.

„Ja, sage mir doch, wie ist es mit dem jungen verwaisten Mädchen, von dem Du neulich erzähltest?" erinnerte ihn die Signora, indeß sich alle Drei zum Fortgehen anschickten. „Du wolltest das arme Kind ja unter meinen Schutz stellen, scheinst aber Dein Versprechen vergessen zu haben!"

Jacopo blickte vor sich nieder; sein Wesen zeigte eine Zurückhaltung, die ihm sonst nicht eigen war. „Es fehlte mir bis jetzt an Zeit für diese Angelegenheit," versetzte er ausweichend. „Sei unbesorgt, das junge Mädchen ist für den Augenblick wohl aufgehoben."

„Bei mir wäre sie es gewiß noch besser!" entgegnete Lucrezia und blieb in der Thür stehen. „Gewiß, ich nehme das Kind gern in meinen Dienst — doppelt gern, da sie eine hübsche Stimme hat."

Auf Luigia's Frage wiederholte sie nun, was ihr Ja-

copo über Camilla mitgetheilt, wie er durch Schilderung von deren Verlassenheit ihre Theilnahme erweckt habe.

„Bitte, welchen Tag bringst Du sie mir?“ drang sie in ihn, deren Charakter es eigen war, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. „Ich glaube, Du möchtest Dein Wort wieder zurücknehmen! Traust Du mir nicht zu, für Deinen Schützling zu sorgen?“

„Hast Du mich in so schlimmem Verdacht?“ antwortete Jacopo lächelnd, obgleich dieses Gespräch ihn augenscheinlich unangenehm berührte. „Ich meinte, da das junge Mädchen gegenwärtig untergebracht ist…“

Er wollte noch Etwas hinzusetzen, da man aber eben die zum Wasser führenden Stufen erreichte, und Signora Luigia dem Cavalier noch einen Auftrag für die Dogaresse zu geben wünschte, mit der sie innig befreundet war, wurde seine Rede unterbrochen.

Nachdem Jacopo die Damen in die Barke geleitet und seiner Braut beim Abschiede mit ziemlicher Sicherheit die Hoffnung zugeflüstert, an einem so schönen Abend ihrer Gondel noch zu begegnen, trat er ohne Säumniß den Weg zum Dogenpalast an.

Eilig durchschritt er die durch Fackeln erhellten Galerien und Corridore, auf welchen die Schildwachen ihren eintönigen Rundmarsch hielten. Als er sich den herzoglichen Gemächern zuwandte, kam ihm sein Page Ottone entgegen mit der Meldung, daß Signor Ranieri schon zweimal dort gewesen, in der Hoffnung Se. Gnaden sprechen zu können.

„Ich weiß! Ich hatte nach ihm geschickt,“ entgegnete der Nobile.

„Monsignore, davon schien er Nichts zu wissen —

die Bestellung mußte ihm noch nicht zugegangen sein,“ wagte der Page zu erwidern.

„Möglich!... Was wollte er? Wahrscheinlich Geschäftssachen! Hat er Papiere für mich zurückgelassen?“ fragte der Signore ungeduldig.

„Verzeihen Eccellenza! Der Secretario hatte freilich eine Pergamentrolle bei sich, erwähnte aber besonders einer jungen Dame, um deretwillen er seinen erlauchten Patron gern gesprochen hätte.“

„Ja so! Das ist wahr! Ich hätte es fast über der andern Angelegenheit vergessen,“ murmelte der Nobile. „Ihretwegen wollte auch ich mit ihm reden. Wird er heute noch wiederkommen?“

Ottone wußte darüber keine Auskunft zu geben.

„Er hat wahrscheinlich noch im Palast zu thun,“ meinte Foscari, der dem Pagen auftrug, darüber beim Thürsteher des untern Rathssaales Erkundigungen einzuziehen, und falls er den Secretario träfe, ihn für morgen während der Siesta zu ihm zu bescheiden. Darauf setzte er seinen Weg fort.

Er fand den Dogen noch beschäftigt und mußte warten.

„Ich schickte nach Dir, mein Sohn! Es geschah diesmal, um Dir eine angenehme Nachricht mitzutheilen!“ begann der Herzog, nachdem die Räthe der Signoria ihn verlassen hatten und Jacopo zu ihm eintrat.

Der junge Nobile verbeugte sich.

„Ungeachtet unseres bisherigen Mißgeschicks,“ fuhr der Fürst mit wohlwollendem Blick fort, denke ich bald einen Wechsel in den Kriegsverhältnissen eintreten zu sehen — den Kampf glorreich zu beendigen!“

„Hoheit, ist es wahr, hofft Ihr den Grafen Francesco Sforza der Sache der Republik geneigt zu machen?“ fragte Jacopo, der den Herzog mit gespanntem Interesse ansah.

Dieser machte ein bejahendes Zeichen. „Ich habe bereits seine Zustimmung, doch bleibt das noch Geheimniß des Dogen, sogar dem Staatsrath unbekannt. Freigebige Anerbietungen, das Verlangen nach Ruhm und die endliche Ueberzeugung, daß Sforza die ihm schon lange versprochene Hand Bianca Visconti's nicht anders denn als gefürchteter Gegner ihres Vaters werde erzwingen können, haben ihn vermocht, das Commando unserer Armee anzunehmen.“

„Ja, dann kein Zweifel! In dieser Zusage hat San Marco schon gesiegt!“ erwiderte Jacopo mit dem Feuer des Liebhabers, der an den Erfolg dieser Angelegenheit die Erfüllung seiner heißesten Wünsche geknüpft sieht. „Mit Sforza ist Visconti seine Hauptstärke genommen — das Schermesser an die Locken Simson's gelegt!... Dieser Verlust wird den Herzog von Mailand bitter kränken.“

„Möchte er ihm die Augen über seine begangenen Treulosigkeiten öffnen!“ entgegnete der Doge in ruhiger Würde. „Sforza ist der Thäter seiner Thaten, nicht meine Sache ist es, den Werth derselben zu wägen, doch Recht, Vortheil und Klugheit stehen diesmal auf seiner Seite. Jahrelang durch Versprechungen hingehalten, geschmeichelt, sobald der Herzog seiner bedurfte, hintergangen und durch die Gunstbezeugungen seiner Nebenbuhler zurückgesetzt, wenn man ihn entbehren zu können glaubte, übt Graf Sforza jetzt nur geringe Revanche für die erfahrene Wortbrüchigkeit, den Herzog aber trifft, was er verdient!“

„Auf dem Broglio war die Rede davon, in seinem Lager seien Uneinigkeiten ausgebrochen; die Generale haben ihre Ansprüche verdoppelt, die Truppen mit Meuterei gedroht. Diese berühmten Abenteurer halten mit ihren Söldlingen jetzt die Macht der Staaten im Gleichgewicht; fast unabhängig, schreiben sie in dem Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit den Fürsten Gesetze vor. Die Signoria ist vielleicht die einzige Gewalt in Italien, die noch im Stande, diesen mächtigen Banden Ehrfurcht einzuflößen."

„Weil ihr Gericht eben so unerbittlich streng, als ihre Befehle gerecht und entschieden sind," antwortete der Herzog. „Ihr Racheschwert trifft den Kleinsten, es schont aber auch nicht des Größten: Carmagnola's furchtbares Ende wird uns auf lange gegen die Verrätherei der Befehlshaber schützen... Jener Unruhen wurde also schon auf dem Broglio erwähnt? Welche Nobili wußten um die Angelegenheit?"

Jacopo lächelte. „Hoheit, doch jedenfalls alle Zehner. Das Tribunal versteht sich darauf, seine Soldaten zum Schein desertiren und in's Mailändische flüchten zu lassen. Für zehn Ducati monatlichen Sold spioniren diese Schelme dort die geheimsten Dinge aus, und wenn sie selbst bei dem Geschäft den Galgen für sich in Kauf nehmen müßten!"

„Du bist unvorsichtig, Jacopo!" sprach der Herzog mit Strenge. Während sein Auge an den Zügen seines Sohnes haftete, wurde sein Antlitz von sehr widersprechenden Empfindungen bewegt. „Dieselbe Weichheit um den Mund!" murmelte er. „Unselige Aehnlichkeit! Freilich, die Stirn ist fester — wäre es nur auch der Wille! Schönheit ist gut für Prunkgemächer; Venedig ist kein Prunk-

saal, das Leben kein Banket... Jacopo," fuhr er lauter fort. „Es fehlt Dir nicht an Entschlossenheit, ich weiß das! Dein Muth grenzt an's Verwegene; aber Beharrlichkeit, mein Sohn, ein Sinn, unwandelbar fest, der sich von Niemand, auch nicht durch die eigenen Neigungen, beeinflussen läßt — der fehlt Dir noch, wenn die Erfahrungen des Lebens von Nutzen für Dich werden sollen. Darin ist unser Feind Dir überlegen; in allem Andern bist Du es ihm! Er nimmt keinen hohen Flug — wie die Reptilien hat er einen weitsehenden Blick, einen schleichenden Gang, einen giftigen Zahn. Erst wenn er seinem Ziel nahe, thut er den Sprung, aber sich leise fortringelnd, verliert er dieses Ziel nie aus den Augen. Das ist die gefährlichste Art! gefährlich für Dich, denn Du bist unvorsichtig!"

„Hier und unter treuen Freunden, doch nicht auf dem Broglio, erlauchter Herr! Es ist mir nicht unbekannt, daß San Marco dort seine Agenten hält, und nicht allen Patriciern, die sich gern über Rathsbeschlüsse besprechen, stets wißbegierig sind, die Meinung ihrer Collegen zu hören, darf man trauen! Ein Sicherheitspaß für den Verschuldeten — die Aussicht auf ein Amt für den Ehrgeizigen sind zu verführerische Vortheile, um dafür nicht die eigne Ehre und das Vertrauen der Freunde zu verkaufen!"

„Keinem, Jacopo! Traue Keinem, mein Sohn!" warnte der Doge, der den jungen Mann mit väterlicher Besorgniß anblickte. „Di chi mi fido, mi guardi Iddio; di chi non mi fido, mi guarderò io! Vergiß nie diesen Spruch!"

Beide setzten das Gespräch noch eine Weile sowohl über allgemeine, wie ihre eigenen Interessen betreffende

Verhältnisse fort; der Doge, heute ungewöhnlich mittheilsam, belehrte seinen Sohn über manche ihm bis dahin fremd gebliebene Angelegenheiten. Auch der Plane des jungen Mannes und seiner bevorstehenden Hochzeit wurde gedacht, und Jacopo verließ seinen Vater endlich in dem frohen Gefühl, dem Ziel seiner Wünsche näher denn je zu sein.

Viertes Kapitel.

Als Jacopo Foscari die Gemächer des Dogen verließ, trat ihm Secretario Ranieri unerwartet entgegen.

Battista hatte, wie wir wissen, Camilla das Versprechen gegeben, über des Florentiners Besuch zu Foscari zu schweigen und zuvor ruhig dessen Beschlüsse wegen ihrer Zukunft abzuwarten. So sehr der Cittadino ein abermaliges Zusammentreffen des Ausländers mit ihr fürchtete, hatte er sich bis jetzt doch durch sein Wort gebunden gehalten. Als er aber bei seiner Nachhausekunft erfuhr, daß sein erlauchter Patron am Morgen dort gewesen und von der Angelegenheit gar nicht gesprochen sei, der Nobile im Gegentheil beschlossen habe, das junge Mädchen noch ferner bei der alten Brigitte zu lassen, während er jede Stunde Bevilacqua's Besuch erwarten konnte; vermochten Camilla's Bitten ihn nicht zurückzuhalten, Signor Foscari seine Besorgnisse noch selbigen Tages mitzutheilen.

Zweimal war der Secretario vergebens in der Wohnung des jungen Patriciers gewesen; Ottone hatte ihn verfehlt, ebenso die Botschaft des Nobile, und nur durch

Zufall erhielt er am Abend von des Signore Anwesenheit bei Sr. Hoheit Kunde.

„Das trifft sich gut. Folge mir, ich habe Dir Etwas zu zeigen!" redete Foscari ihn an. „Du bist zweimal hier gewesen, wie ich höre."

„Monsignore, es geschah wegen Signora Camilla..."

„Ich war heute bei Deinem Gast," unterbrach ihn der Patricier. „Sage mir, Battista, könnte die Signora wohl auf längere Zeit bei Euch Aufenthalt finden? Wenn sie Euch nicht belästigt, scheint mir dies am besten — sie ist dort wohl aufgehoben und gefällt sich, wie ich sehe!"

„Ob sie könnte?... Monsignore, das unterliegt keiner Frage," antwortete Ranieri betroffen. „Was wir zu bieten im Stande sind, steht ihr zur Verfügung; es würde mich herzlich freuen, sie recht lange unter unserm Dache zu sehen, wenn nicht... Eccellenza hierüber meine Bedenken mitzutheilen, erlaubte ich mir um Gehör zu bitten."

Des Nobile fragende Miene hieß ihn fortfahren, und Ranieri erzählte nun von Bevilacqua und dessen Nachforschungen nach Camilla, mit denen Jener neuerdings von Seiten des Senator Loredano beauftragt sei. Er deutete auf die Unannehmlichkeiten hin, die aus einem unerwarteten Zusammentreffen Beider nothwendigerweise für das junge Mädchen entstehen müßten.

Der Nobile hörte aufmerksam zu. Obgleich diese Mittheilung seine Plane durchkreuzte und ihm sehr unerwünscht kam, erwachte doch schnell sein altes Interesse für die Waise.

„Warum hat sie gegen mich Nichts davon erwähnt?" meinte er überrascht. „Ich fragte mehrmals, ob sie mit meinem Plan einverstanden sei."

„Monsignore, sie legte auch mir das Versprechen auf,

darüber zu schweigen — wahrscheinlich fürchtete sie, Illustrissimo zu belästigen..."

Foscari sah ihn verwundert an, schwieg aber. Vielleicht wurde er sich jetzt selbst seiner geringen Willfährigkeit gegen sie bewußt. Da sie wirklich neuen Belästigungen ausgesetzt war, schwankte er keinen Augenblick, Maßregeln zu ihrem Schutze zu ergreifen.

„Auch für Dich, Battista, könnte die Sache übel ablaufen," bemerkte er nach kurzer Pause. „Loredano, auf dem besten Wege, in den Rath der Zehn zu kommen, würde Dir, wenn nicht Schlimmeres, in Deinem Amt große Nachtheile zufügen, gegen die Dich selbst der Doge nicht sicher zu stellen vermöchte. Nein, unter diesen Umständen soll die Signora nicht bei Euch bleiben."

„Eccellenza äußerten früher, ihr bei der edlen Signora Contarini, Dero erlauchter Braut, eine Stelle zu verschaffen," wagte der Secretario zu äußern.

„Es war Anfangs mein Wille, doch sind mir einige Bedenken aufgestiegen..." Der Patricier sah seinen Milchbruder an; seit ihrer Kindheit genau mit einander bekannt, empfand er Anhänglichkeit und Achtung für ihn, dem strenge Grundsätze Sittlichkeit heilig machten; das junge Mädchen lebte seit Wochen unter seinem Dache, das mußte ihm Gelegenheit gegeben haben, ihren Charakter sorgfältiger zu prüfen, als Foscari dies bei den wenigen Malen ihres Zusammenseins im Stande gewesen, und einen Augenblick stand er im Begriff, dieserhalb eine Frage an den Cittadino zu richten, doch — ein Gefühl der Ritterlichkeit widerstritt dem: es erschien ihm seiner wie ihrer unwürdig; eine Rücksicht, die sich durch die Verhältnisse nicht recht erklären ließ.

In dem Eifer, Camilla zu dienen, entsprach Battista

Foscari's Wunsch indeß so vollkommen, als ob dieser seinen Gedanken wirklich Ausdruck geliehen hätte. Er rühmte die anspruchslose Bescheidenheit, das schüchtern stille Wesen des jungen Mädchens, das sie ihm und seiner Base in Kurzem wie eine Verwandte theuer gemacht, und ihr gewiß bald das Wohlwollen der edlen Signora Contarini gewinnen würde.

„Meinst Du?" sagte Foscari, der das Lob gern hörte. „Sie war leider in schlechten Händen, ist jung, unerfahren..."

„Aber von einer Seelenreinheit, die dem Gift schlechter Gesellschaften nicht zugänglich ist. Monsignore, ich kann Euch dafür bürgen, denn ich habe die Beweise..."

Der Secretario stockte. Da er durch Loredano's Heiratsplan einen tieferen Blick in die Verhältnisse gethan, konnte in der That Niemand mehr als er von Camilla's Unschuld überzeugt sein. Bekümmert über des Nobile Zweifel, den er leicht herausfühlte, erkannte seine biedere Natur doppelt die Pflicht, sie zu vertheidigen; zugleich erinnerte er sich aber, daß Camilla's dringende Bitte, nie jener Vorfälle zu erwähnen, ihn an Darlegung dieser Beweise hindere, selbst wenn er den Wunsch, seine eigene dabei gespielte Rolle zu verschweigen, unberücksichtigt gelassen hätte.

Foscari erwiderte Nichts. Vielleicht lag etwas Demüthigendes für ihn darin, diesen schlichten Mann sich gegenüber als Vertheidiger des jungen Mädchens zu sehen, für das zu sorgen er versprochen, dessen Ehre zu wahren er sich durch Instinct verpflichtet fühlte. Er äußerte nur, daß er zuvor noch mit seiner Braut sprechen wolle, der Secretario einstweilen über Camilla's Sicherheit wachen möge, bis er ihm seine weiteren Beschlüsse mitgetheilt habe.

„Und nun noch einen wohlgemeinten Rath in dieser

Angelegenheit!" sagte Foscari, als sie eben in seinem Zimmer anlangten. „Battista, Du stehst mit diesem Florentiner in genauerem Verkehr, als heilsam ist. Laß Dich warnen! Er ist ein kecker Abenteurer; wer seinen Wegen nachspürte, würde vielleicht noch Schlimmeres von ihm sagen können. Mir scheint, er gehört zu Denen, die nicht zaudern, sich auf dem Nacken ihres Kameraden eine Sprosse weiter zu helfen. Vertraust Du ihm, um so gefährlicher! Venedig ist ein gutes Erntefeld für feige Denuncianten; vergiß das nicht und halte Dir in Zukunft den Menschen fern!"

Ranieri hörte nicht ohne Verlegenheit diese Warnung; wenn er auch keineswegs fürchtete, daß Michele Bevilacqua ihn in der angedeuteten Weise verrathen könne, so war er doch in letzterer Zeit selbst mißtrauisch geworden, und seines Patrons Rath entsprach nur seinem eigenen Entschlusse. Nachdem er Foscari diese Versicherung gegeben, machte er Miene, sich zu verabschieden, doch der Nobile, der an seinen Schreibtisch gegangen war und aus einem der Fächer einen kleinen Ring nahm, winkte Battista heran.

„Kennst Du diesen Ring noch?" fragte er den Cittadino aufmerksam und mit einem Anflug des Bedauerns.

Indem Battista den Stein und das darauf eingegrabene Zeichen betrachtete, veränderten sich seine Züge, er fuhr empor: „Santa Maria! Das ist..." Er sah den Nobile fragend und ungewiß an. „Monsignore, dieser Ring!!..."

„Ist derselbe, den mir einst zu Torcello Deine kleine Verwandte vom Finger zog," ergänzte Foscari. „Ich hatte Dich öfter nach dem Kinde gefragt — der Ring war ein Andenken meiner Mutter, sie selbst hatte ihn schon in ihrer Kindheit getragen — Du wußtest mir Wenig von

dem kleinen Mädchen zu sagen; sie sollte damals auf dem Festlande wohnen..."

Battista starrte den Nobile bleich und mit weit geöffneten Augen an. „Erbarmender Gott! habt Ihr von dem Kinde gehört, ihre Spur endlich gefunden? O, ihr Verschwinden — meine Mutter konnte es niemals überwinden, es war sterbend ihr letzter Gedanke!"

„In welchem verwandtschaftlichen Verhältniß standet Ihr eigentlich zu dem kleinen Mädchen?" fragte Jacopo theilnehmend, der sich die furchtbare Aufregung des sonst so bedächtigen Mannes nicht erklären konnte.

„Monsignore — dieses Kind..." Ranieri stockte, aber sein Blick haftete vielsagend und angstvoll an dem Nobile. „Gnädiger Herr, meine arme Mutter hat in ihrer letzten Stunde Sr. Hoheit das unheilvolle Geheimniß gestanden, — sie konnte nicht sterben, ohne es gebeichtet zu haben. Dieses Kind war..." Er wagte das Wort nicht auszusprechen.

Foscari schrak zusammen, es durchzuckte ihn wie ein electrischer Schlag. Beide Männer sahen sich fast eine Minute fest an; der Patricier verstand den Cittadino.

„Sie war das Kind meiner Mutter!" sagte Foscari, aus dessen Gesicht jeder Blutstropfen gewichen war, und die Worte klangen tonlos, als kämen sie tief aus dem Innern.

Battista antwortete nicht, aber die Bestätigung war in seiner Miene zu lesen. Es entstand eine Pause.

„Eccellenza, habt Ihr sie wiedergesehen? Um Gottes Willen, wie gelangte der Ring in Eure Hände?"

Jacopo betrachtete den Ring mit ernster Trauer. „Er ist Alles, was mir von ihr überkam — Alles, was von

ihr geblieben: mein eigener Ring! Uns unbewußt ward er das einzige Band zwischen Wesen, die durch die Natur zu einander gehörten und dennoch sich fremd durch's Leben gingen. Das Band ist zerrissen, der Ring kehrt zu mir zurück ohne seine Lösung gefunden zu haben."

„So ist sie todt?" fragte der Secretario mit tiefem Bedauern.

Foscari schaute aus ernsten Gedanken auf. „Dieser Ring läßt darüber keinen Zweifel; ja — sie ist gewiß todt!..." Wieder entstand eine Pause. „Battista, noch fehlen mir einige Glieder in der Kette," fuhr Jacopo fort, der aus dem abgebrochenen Geständniß seines Vaters vermuthet hatte, daß das kleine Mädchen gleich nach der Geburt in die Hände des Loredano gekommen und bald darauf gestorben sei, ohne daß er darüber Gewißheit erhalten, denn nie war später zwischen dem Dogen und seinem Sohn dieser Gegenstand wieder berührt worden. „Meine Schwester..." Foscari hielt inne; es demüthigte ihn tief, über diese Verhältnisse mit einem Fremden zu sprechen, aber es verlangte ihn endlich nach Aufklärung über das Schicksal des armen verstoßenen Kindes. „Demzufolge befand sich meine Schwester in den ersten Jahren unter der Aufsicht Deiner Mutter, wo blieb sie an jenem Abend? Es hieß, sie wäre auf's Festland geschickt."

„Erlauchter Herr, ihr Vater, damals aus dem Türkenkriege heimgekehrt, forderte sie unerwartet und gewaltsam zurück. Hier endet Alles, was wir je über sie erfahren konnten," entgegnete Ranieri, der mit ängstlicher Spannung auf die Lösung des Ringes wartete, ohne daß er noch einmal zu fragen sich getraute.

„Das stimmt," versetzte Foscari, der den letzten Schimmer von Hoffnung schwinden sah. „Der Ring wurde

mir gestern durch den reichen Isaak, den Juwelenhändler vom Rialto, überbracht. Der Hebräer hatte auf demselben den Namenszug unserer Familie erkannt, denn wie Du gehört haben wirst, war meine verstorbene Mutter die Muhme meines Vaters, auch eine Foscari."

Battista blickte noch immer mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Nobile, und dieser fuhr fort:

„Er war ihm kürzlich zum Kauf angetragen worden. Alles, was darüber zu ermitteln gewesen, ist, daß dieser Ring sich unter dem Nachlaß eines alten, kürzlich verstorbenen, unbemittelten Mannes gefunden hat, der in seiner Jugend auf der Flotte von San Marco diente, seine Frau vor vielen Jahren durch die Pest verlor und seit dieser Zeit in tiefer Zurückgezogenheit lebte. Wie eine Nachbarin, die ich heut selbst sprach, wissen will, haben die Eheleute früher ein kleines Mädchen von sechs bis acht Jahren bei sich gehabt, das mit der Frau zugleich an der Pest erkrankt und gestorben ist; wenigstens soll nach dem Tode der Frau das Kind nie wieder zum Vorschein gekommen sein."

„Kein Zweifel, dann ist sie schon damals gestorben, und wir werden niemals weiter Etwas über sie erfahren!" sagte Battista ernst, der an seine Mutter und deren Sorge um das Kind dachte. „Bei den furchtbaren Verwüstungen jener Seuche, die jede polizeiliche Ordnung auflöste, kümmerte sich Niemand viel um den Andern, und nur das Verschwinden der Menschen blieb einziger Beweis ihres Endes."

„Ich will den Ring bewahren," meinte Foscari, der ihn in das Fach zurücklegte. „Trauriges Andenken! Wie zärtlich sie mich liebte! Armes verstoßenes Kind — unter Fremden gestorben, ohne Hülfe und Pflege — ohne

Liebe... Mutter, Dein Kind!" setzte er leise hinzu, und es mischte sich bitterer Vorwurf in diese Worte. „Meine Schwester! der ein Beschützer zu sein, ich doppelt von der Natur berufen war!..."

Der Nobile versank in Nachdenken. Battista hatte Nichts zu erwidern; er entfernte sich geräuschlos.

Fünftes Kapitel.

Mehrere Tage vergingen, in denen Camilla in der geheimen Hoffnung schwebte, Jacopo werde seinem Versprechen gemäß sie wieder besuchen, allein die Sonne ging auf und ging unter, ohne daß sie von ihm hörte, denn auch Battista, noch zweifelhaft über des Nobile Handlungsweise, hatte es vermieden, ihres Gespräches zu erwähnen. Ueberhaupt hielt er sich fern, so gern er nach beendeten Amtsgeschäften des jungen Mädchens Gesellschaft gesucht hätte; bekannt mit ihrer Neigung zur Einsamkeit, war er zu bescheiden, aufdringlich zu sein. Höchstens erlaubte er sich, aus einem unbemerkten Winkel ihrem Gesange zu lauschen oder sie, wie wohl nur selten, auf einer Spazierfahrt zu begleiten. So lebte Camilla nach wie vor zurückgezogen; in diese entfernte Region drang nur ein schwacher Widerhall des geräuschvollen Treibens, das von der Piazza aus, wo das Herz Venedigs schlägt, sich durch alle Adern des viel gegliederten Körpers bis in dessen entfernteste Theile ergoß.

Eines Tages, als der Secretario um die Mittagszeit heimkehrte, trat er zu Camilla ein.

Nach der Begrüßung, die von seiner Seite stets mit bestimmten ceremoniellen Reden und einer gewissen feierlichen Form begleitet war, setzte er sich ihr gegenüber. Sein Gesicht zeigte Niedergeschlagenheit.

„Signora, ich habe eine Botschaft an Euch auszurichten, die mich — ich kann es nicht leugnen — mit Bedauern erfüllt, obgleich ich mir sagen muß, daß sie zu Eurem Glück gereicht.“

„Ihr kommt aus dem Palazzo ducale?“ bemerkte das junge Mädchen, und auf ihr Antlitz legte sich schnell die Röthe der Erwartung.

„Signora, aus der Rathsversammlung.“

„Und Ihr spracht...“

„Den erlauchten Foscari!“ ergänzte Battista ihren angefangenen Satz. „Die edle Signora Contarini wünscht Euch zu sehen — heute noch! Wie der Nobile bestimmt hat, werdet Ihr in Zukunft bei ihr wohnen... für immer unser einsames Haus verlassen!“

Camilla stand bestürzt, und doch hörte sie nur, was zu hören sie seit lange heiß ersehnte. Noch fern, hatte diese Aussicht sie mit allen Zaubern gelockt; plötzlich ihr nahe getreten, fühlte das Mädchen sich ängstlich beklommen. Es kam über sie wie eine unheilvolle Ahnung!

„Die Signora ist dieselbe — ist, wie Ihr neulich schon bemerktet, die Braut des edlen Foscari?“ fragte sie ohne aufzublicken.

„Ja wohl!“ antwortete Battista, der mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, das leichte Zittern ihrer Stimme nicht hörte.

„Werde ich Signor Foscari auch sehen?“

„Ohne Zweifel werdet Ihr ihn jetzt öfter sehen, er besucht seine erlauchte Braut viel, und mit der Hochzeit

wird es auch nicht mehr lange dauern, wie die Leute sich erzählen."

„Nein, ich meine, ob ich ihn heute sehen werde?"

Ranieri zuckte die Achseln. „Eccellenza hatte es sehr eilig, wir wechselten nur wenige Worte — ich hörte Nichts als den eben mitgetheilten Auftrag."

„Ich wünschte, ich sähe ihn heute nicht!" flüsterte Camilla.

„Signora Contarini wird Euch im Laufe des Nachmittags mit ihrer Barke abholen lassen. Der Ruf nennt diese Dame hochherzig und edel, meines hohen Patrons Liebe zu ihr bestätigt das," sprach aufmunternd Battista, der anfing des Mädchens entmuthigte Miene zu gewahren. „Es wird Euch bei ihr wohlgehen — bald in ihrem Palast heimisch, werdet Ihr unser kleines Häuschen vergessen! Hier lebtet Ihr zu still für Eure Jahre; es war Euer eigener Wille, sonst hätten wir Euch manche Zerstreuungen verschaffen können."

„O nein, Signore, ich vergesse diesen friedlichen Aufenthalt nicht!" entgegnete Camilla mit ihrem lieblichen Lächeln und schüttelte dabei wehmüthig den blondlockigen Kopf.

„So darf ich hoffen, Euch noch bisweilen zu sehen?"

„Ich vergesse nie eine Wohlthat... auch des Wohlthäters nicht!" fuhr das Mädchen fort und reichte ihm die Hand. „Ihr habt Euch in üblen Zeiten, an die ich nicht gern zurück denke, als treuer Freund bewiesen; es wird mich immer freuen, Euch zu sehen — freuen, wenn es Euch und Eurer würdigen alten Base wohlgeht!"

Battista empfand über diese Erklärung so inniges Vergnügen, daß er in der Erregung die dargereichte Hand an seine Lippen drückte. Er erschrak über seine Kühnheit; so seltsam es in Rücksicht ihrer beiderseitigen Lebensstellungen

scheinen mag, fühlte sich der Cittadino von Anfang an dem namenlosen demüthigen Mädchen untergeordnet.

Camilla zog ihre Hand zurück, sie hegte jedoch zu freundschaftliche Gesinnungen für den biedern Mann, um dadurch eingeschüchtert zu werden.

Der Secretario stand auf, setzte seinen Stuhl an den gehörigen Platz und blickte nach der Thür, wie Einer, der zum Gehen bereit, sich dennoch gehemmt fühlt.

„Signora, wenn meine Base Euch beim Einpacken Eurer Sachen unterstützen kann, habt Ihr nur zu bestimmen...“

Das junge Mädchen lehnte die Hülfe ab. „Ich besitze nur Wenig, und das ist bald für die kurze Reise geordnet... sehr kurz!“ fügte sie gedankenvoll hinzu. „Und doch bringt jeder Wechsel etwas Neues, und dieses Neue greift oft tiefer in unser Leben ein, als wir es ahnen. Ich habe das in der letzten Zeit erfahren, mußte oftmals meinen Aufenthalt ändern, und jedesmal fand ich mich beim Scheiden ein anderer Mensch als beim Kommen.“

„Diese Veränderung kann nur zu Eurem Glück dienen!“ sagte der Cittadino theilnehmend. „Meine Mutter wohnte lange im Palast Foscari, sie nahm nur die Stelle einer Dienerin ein, aber Vertrauen und Liebe ihrer Herrin ließen sie dort die glücklichsten Jahre verleben. Mit Euch ist es anders, Ihr werdet dem edlen Foscari und seiner schönen Braut näher treten...“

„Auch ich darf nur auf die Stelle einer Dienerin Anspruch machen, und welches Recht hat diese, zu hoffen, dem erlauchten Patricier je näher zu treten, selbst wenn sie Jahre lang unter seinem Dache lebte?“

Diese Worte wurden mit einer fremdartigen Regung, aber zugleich mit frommer Resignation gesprochen; sie schie-

nen Battista zu ermuthigen, und sein Abschied — er mußte wieder in den Palast zurück — war ungezwungener, als es unter anderen Umständen der Fall gewesen.

Im Laufe des Abends hielt die für Camilla zum Abholen bestimmte Gondel am Rio. Eine Dienerin, von Signora Lucrezia gesendet, kündigte sich als Begleiterin des jungen Mädchens an.

Das leichte Fahrzeug brachte sie bald vor eine niedrige Pforte an der Seitenfaçade des mittelalterlichen Palastes Cantarini. Die Dienerin führte die Fremde eine schmale Steintreppe hinauf nach demjenigen Schloßtheil, welchen die einzige Tochter des alten Cavaliero bewohnte. Ohne Jemandem auf diesem Seitenflügel zu begegnen, erreichten sie ein einfaches Vorzimmer, in welchem die Zofe Camilla warten hieß, ihre Ankunft zuvor zu melden. Bald kehrte sie mit dem Bescheide zurück, daß die erlauchte Signora sich bei ihrem Vater befinde, aber deren Pflegemutter, Signora Luigia Contarini, das junge Mädchen zu sehen wünsche.

Camilla trat ein.

Trotz der herablassenden Freundlichkeit der Dame fühlte sie sich bei deren Anblick eingeschüchtert. Dieselbe trug, was man damals noch selten sah, eine Schnürbrust nach französischer Mode und einen sehr bauschigen, mit großen goldenen Knöpfen verzierten Rock, dessen schwere Falten sie kesselartig umwogten und beitrugen, ihrer Erscheinung ein gravitätisches Aussehen zu geben. Es lag ein Nimbus von Vornehmheit um sie verbreitet, daß Camilla weder zu ihrer Höhe — obgleich Jene keineswegs so groß war — den Blick zu erheben, noch sich überhaupt in dem weiten, mit hell schimmernden Behängen und vergoldeten Möbeln versehenen Gemach umzuschauen wagte.

Die Signora richtete einige ermunternde Worte und verschiedene Fragen an das junge Mädchen, konnte aber Wenig aus ihr herausbringen. Das kluge Auge der Dame musterte die Fremde von allen Seiten; gewohnt, mit außerordentlicher Gewandtheit an Vorhandenes Vermuthungen zu knüpfen, hatte sie stets ein fertiges Urtheil bereit. Ob der Eindruck ein befriedigender war, ließ sich selten in ihren Mienen erkennen und trat auch bei späterm Verkehr nur dann zu Tage, wenn ein bestimmter Zweck das offenkundige Darlegen ihrer Ansicht nothwendig machte.

Als sie ihr Examen bei Camilla, soweit dies thunlich, ausgedehnt und ihr einige Rathschläge in Betreff ihrer künftigen Obliegenheiten ertheilt hatte, nahm sie das junge Mädchen gütig bei der Hand, sie selbst in das für sie bestimmte Zimmer zu führen, welches an Lucrezia's Schlafgemach stieß. Ihr Päckchen fand Camilla schon vor, und Signora Luigia rieth ihr, einstweilen die Kleidungsstücke auszupacken und sich einzurichten, um bereit zu sein, im Fall Lucrezia sie diesen Abend noch zu sprechen verlange.

Als die Dame sie allein gelassen, schaute Camilla mit muthlosem Herzen auf die stummen Wände ihres Zimmers. Ach! sie dünkten ihr bei der Ungewißheit ihrer Zukunft nur ein schwaches Abbild der weiten unbekannten Welt, und ein schmerzliches Gefühl der Vereinsamung war die einzige Empfindung, deren sie fähig.

Das Zimmer war von mittlerer Größe und machte mit seinem getäfelten Fußboden, seiner dunkeln Wandbekleidung, wenigen altmodischen, aber soliden Möbeln und dem in der Dicke der Mauer wie in einer tiefen Nische verborgenen Fenster den Eindruck von Abgeschlossenheit und Stattlichkeit. In der Mitte auf einem Tische mit Marmorplatte brannte eine einsame Kerze, die ihren Schein auf

das schneeweiße Linnen eines großen Himmelbettes verbreitete. Etwas luftigere Vorhänge verhüllten die Fenstertiefe, sowie eine kleine Nische im Hintergrunde des Zimmers, in der Camilla ein Betpult, ein Crucifix aus vergoldetem Holze und das Bild der Madonna entdeckte, wie es troftspendend auf sie herabschaute. Das Mädchen hatte einen kindlich gläubigen Sinn; dieser wohlthuende Anblick erhob in ihren Augen das Gemach troß seiner düstern Schwerfälligkeit zu einem Heiligthum, das der Welt weit entrückt schien.

Während Camilla noch ihre Kleidungsstücke in den Fächern eines riesigen Wandschrankes unterbrachte, der freilich für einen größern Bedarf eingerichtet war, trat eine Dienerin ein, ihr anzuzeigen, daß ihre erlauchte Gebieterin sie jetzt zu sehen verlange.

Camilla betrachtete die Zofe, ein junges, zierlich gekleidetes Mädchen, mit Blicken, als hätte sie aus deren Aeußern eine Schlußfolge für den ihrer wartenden Empfang ziehen wollen. Die Frage, ob die Signora sich allein befinde, schwebte während des Weges mehr als einmal auf ihren Lippen, ohne daß sie dieselbe in Wirklichkeit auszusprechen wagte.

Lucrezia befand sich in demselben Boudoir, in welchem wir sie früher mit Jacopo gesehen. Sobald die Dienerin die Thür öffnete, fühlte sich Camilla, aus dem Halbdunkel ihres eigenen Zimmers kommend, in eine fremde Region versetzt. Der feine Duft von Ambra und verschiedenen morgenländischen Spezereien, die auf silbernen Rauchpfannen loderten, drang ihr beim Eintreten entgegen. Ein röthliches Licht, in zwei gegenüberhängenden Spiegeln vervielfältigt, strahlte von den golddurchwirkten Tapeten und seidenen Vorhängen zurück. Gänzlich geblendet durch

den eleganten Comfort, der an die maurische Pracht Granadas oder an ein Zaubermärchen der Prinzessin Scheherazade erinnern konnte, bemerkte Camilla Anfangs nur Lucrezia, obgleich auch Signora Luigia sich im Hintergrunde des Gemaches befand.

Die Erstere saß ihr gegenüber in halb liegender Stellung auf einem schwellenden Polster, den feinen aristokratischen Fuß auf einem gestickten Kissen ruhend. Ihr Gewand von carmoisinrothem Sammt, das die schlanken vollen Formen und die blendende Weiße ihrer Haut außerordentlich hob, fiel vorne schürzenartig aus einander, spitzte sich in der Taille zu, um sich über der Brust wieder in Form eines Latzes zu erweitern und ein Unterkleid von etwas hellerer Seide sehen zu lassen. Brust und Arme, mit Geschmeide reich geziert, waren nach venetianischer Sitte entblößt. Vor ihr stand ein elfenbeinernes Tischchen, dessen Goldeinlegung es zum seltenen Kunstwerk erhob. Auf der getäfelten Platte, die als Schachbret diente, waren die Hälfte der Figuren bereits für den Beginn des Spieles aufgestellt, während sie auf der andern Seite noch wirr durch einander lagen.

Das tiefblaue Auge zu ihr erhoben, stand Camilla eine Minute lang der edlen Venetianerin stumm gegenüber, deren stolzes schönes Gesicht unter dem gedämpften Schein einer herabhängenden Ampel von wunderbarer Wirkung erschien. Was dabei in der Seele des Mädchens vorging, ob sie an Foscari, an sich, oder woran sie dachte, blieb ihr selbst unbewußt. Vielleicht tauchte bei Lucrezia's Anblick zum erstenmal die Ahnung ihres hoffnungslosen Elends, der Gefahr und Verzweiflung in ihr auf, denn es zuckte über ihr Antlitz wie ein jäher unerwarteter Schmerz.

Auch Lucrezia betrachtete während dieser Pause aufmerksam die Fremde. Ihre Miene verlor die vornehme Zurückhaltung, sie lächelte zutraulich und winkte derselben, näher zu kommen. Camilla besaß auch in der That ein Antlitz, das nicht lange der Theilnahme entbehren konnte. Ohne schön zu sein, lag etwas rührend Kindliches in ihrem Wesen; ihre feinen Züge verriethen einen Adel, der sich in dem dürftigsten Anzuge würde geltend gemacht haben.

„Komm näher, mein Kind!" sagte die Signora mit wohllautender Stimme, indem sie den Kopf ein Wenig erhob. „Ich hörte schon durch Signora Luigia, Du seiest noch sehr jung — sehr schüchtern! Mir warm empfohlen, heiße ich Dich von Herzen gern willkommen!... Du sahst Signor Foscari öfter, nicht wahr?"

Luigia's Augen richteten sich bei diesen Worten aus dem dunkeln Hintergrunde des Zimmers wie zwei düstere Sterne auf Camilla, welche dem erhaltenen Befehl gemäß mehrere Schritte vortrat und den Blicken der Signora mit stiller Demuth begegnete. Sie antwortete Nichts, aber das sanfte Neigen ihres Hauptes schien die gemachte Bemerkung zu bestätigen.

„Es ging Dir traurig, Du hast keine Eltern mehr!" äußerte theilnehmend Lucrezia. „Mein Wunsch ist, Etwas für Dich zu thun, armes Kind! Du sollst bei mir bleiben — ich hoffe, Du thust es gern! Nicht bloß als meine Dienerin, nein, ich gedenke Dir eine angenehmere Stellung zu bereiten!"

Das junge Mädchen gefiel der Signora sichtlich; sie sah dasselbe wie ein empfangenes Spielzeug an und glaubte durch den Schutz, den sie dem Schützling des Geliebten angedeihen ließ, ihre Liebe für diesen zu bethätigen. Sie

würde in ähnlicher Weise gedacht haben, wenn er ihr statt des Mädchens einen Schooßhund, einen schönen Papagei oder zahmen Affen gebracht hätte.

Auf verschiedene Fragen in Betreff ihrer Eltern, ihres Schicksals, ihrer bisherigen Lebensweise, antwortete Camilla im Ganzen ängstlich und unbestimmt.

„Also wohntest Du nicht lange an dem Ort, wo die Zofe Dich heute abholte?“

„Nein, edle Signora! Ich änderte in letzterer Zeit oftmals meinen Aufenthalt, oder vielmehr thaten es Andere für mich, denn mein eigener Wille war es nicht,“ erwiderte Camilla leicht erröthend, die so viel unter Verdächtigungen zu leiden gehabt, daß das harmlose Mädchen jetzt schon selbst anfing, die unschuldigsten Ereignisse ihres Lebens mit argwöhnischer Peinlichkeit zu betrachten.

„Wo hieltest Du Dich früher auf?“ fuhr Lucrezia fort. „Nicht wahr, Du sangst öfter auf dem Lido, wo Dich Signor Foscari kennen lernte? Ich erinnere mich jetzt wohl, Dich dort selbst einmal gesehen zu haben.“

Camilla erzählte kurz die Ereignisse ihres Lebens, vorzugsweise aus der Jugend; auf ihre Bekanntschaft mit Loredano vermied sie einzugehen. Obgleich sie im Grunde Nichts zu verschweigen hatte, war ihr diese Erinnerung durch Foscari's Verdacht zugleich demüthigend und schmerzlich, auch wußte sie nicht, ob der Nobile davon gesprochen habe, es ihm überhaupt angenehm sei, wenn sie hier dieser Zeit gedächte.

Lucrezia äußerte bei den Schicksalen des verwaisten Kindes ihre lebhafte Theilnahme, sie unterbrach sie oftmals durch Fragen, aber immer waren dieselben nur Eingebungen des Augenblicks, ohne eine tiefer liegende Absicht zu bergen.

Signora Luigia hatte sich bis dahin noch gar nicht in's Gespräch gemischt, aber ihre Blicke verließen die Fremde nicht. „Irre ich mich, oder seid Ihr früher einmal mit einem Mitgliede des Hauses Loredano in nähere Berührung gekommen?" fragte sie, nachdem eine Pause entstanden war. „Es ist mir, als hätte Signor Foscari diesen Namen mit dem Eurigen in Verbindung gebracht."

Camilla's Wange färbte sich schnell mit dunkler Röthe, als wäre sie auf einem Verbrechen ertappt. Dazu aufgefordert, berichtete sie nun von der Bekanntschaft mit Jacopo Loredano und ihrem Aufenthalt bei'm Admiral. Sie that das nicht ohne Widerstreben und auch jetzt noch mit Vorsicht, während sie den Kopf dabei nach dem Hintergrunde wandte, wo die ältere Signora sich noch immer befand. Camilla's Blick für die Dinge der Welt fing an, sich durch traurige Erfahrungen zu schärfen, und wie Foscari ehemals auch über sie gedacht haben mochte, das fühlte sie aus Lucrezia's Wesen, hier hatte er ihrer nur schonend erwähnt.

Die junge Signora fand bei ihrer Erzählung nichts Auffallendes, sie hörte unbefangen zu und nickte hin und wieder beistimmend; allein Luigia, die augenblicklich eine Unsicherheit in Camilla entdeckt und mit ihrem kritischen Auge sich die Verhältnisse zurecht gelegt hatte, wußte durch scheinbar harmlose Fragen einzelne Umstände hervorzuheben, über die sie besonders verwundert schien. Ohne diese Punkte dann weiter zu erörtern, begnügte sie sich, die Aufmerksamkeit darauf hingeleitet zu haben und kam auf etwas Anderes zu sprechen. Inzwischen verließ sie ihren Platz und setzte sich neben ihre Pflegetochter, Camilla gegenüber.

„Nicht hier, liebe Base! Bitte, dort in jenen Stuhl! Es freut mich, Euch in meiner Nähe zu haben, damit end-

lich einmal unsere rückständige Partie begonnen werden kann! Ich glaube überdies, es wird nicht mehr allzulange bis zur Ankunft unserer Gäste dauern," bemerkte Lucrezia, die sich schnell aus ihrer Stellung erhob, das elfenbeinerne Tischchen heranrückte und die Figuren aufzustellen begann. „Heute müssen wir unsern Kampf bestimmt zu Ende bringen! Ich fühle mich nach der neulichen Niederlage sehr muthentflammt und kann unmöglich glauben..."

„Daß ein neues „Matt" auch heute wieder die Folge des mühevollen Kampfes sein könnte!" fiel ihr Luigia lächelnd in's Wort. „Vermagst Du dem Spiel noch immer kein Interesse abzugewinnen?"

Lucrezia blickte mit komischem Seufzer auf die zierlichen und kostbaren Figuren. „Pflichtgefühl für das schöne Geschenk, edle Base! Ich muß meinem Vater und Jacopo schon den Gefallen thun, den armen Kopf mit diesem künstlichen Rechenexempel zu quälen — Neigung fühle ich wenig für diese Art Unterhaltungen!"

„Der Geschmack bildet sich, wie der Blick sich schärft; ich meines Theils finde gerade außerordentlichen Reiz in diesem ruhigen und klaren Vorausberechnen des Kommenden. Es geht allerdings mit dem Erlernen wie bei der Pflege eines Dattelbaumes: Die Frucht kommt spät, aber sie lohnt der Mühe!"

„Kommt sie, so ist es jedenfalls das Verdienst meiner geduldigen Lehrerin!" antwortete Lucrezia.

Beide Damen spielten eine Weile ohne Unterbrechung.

„Kleine, Du magst hier bleiben! Ich habe noch Manches von Dir zu erfahren," meinte vom Schachbrett aufblickend die Signora, die es trotz ihrer Ankündigung nicht besonders ernst mit dem Spiel zu nehmen schien und ihre Aufmerksamkeit sehr zwischen Camilla, ihren Springern

und Läufern und der Stellung ihrer Pflegemutter theilte, die sich auf dem Schachbrett eben so imposant wie im Salon ausbreitete. Lucrezia hatte bei dem jungen Mädchen große Unwissenheit vorausgesetzt und war überrascht, dasselbe nach kurzem Examen in einzelnen weiblichen Beschäftigungen ziemlich geschickt zu finden. Mit Vergnügen betrachtete sie eine angefangene Arbeit, welche Camilla holen und ihr vorzeigen mußte.

„O seht doch, liebe Base!" rief sie, und das Spiel ganz vergessend, reichte sie dieser die Stickerei hinüber, sie auf die zierlichen Stiche aufmerksam zu machen. „Das ist ganz allerliebst!... Camilla, da kannst Du mir sehr nützlich werden, und wo es Dir an Kenntniß fehlt, will ich Sorge tragen, daß durch Unterweisungen nachgeholfen wird. Auch eine Probe Deines Gesanges mußt Du mir geben; Signor Foscari lobte Deine Stimme."

Es entstand eine Pause, während welcher die Damen das Spiel fortsetzten.

„Das war ein schlechter Zug!" sagte Lucrezia, die mit Verdruß aufschaute. „Ich übersah den Thurm. Hm, das verdirbt mir mehrere Züge! Liebe Base, ist der Fehler nicht rückgängig zu machen? Als meine Lehrerin könntet Ihr mir solche kleine Ungehörigkeit schon zu Gute halten!"

Die ältere Signora prüfte die verschiedenen Gruppen, lächelte und gab ihre Zustimmung. Sie war Meisterin in diesem Spiel, wie sie Meisterin auf der Bühne des Lebens war; das heißt, sie verstand es, die ihr vom Schicksal zuertheilte Rolle zu beherrschen und möglichst Viel daraus zu machen. Ließ sich dieselbe auch nie zur Hauptrolle erheben, so wußte sie ihr doch Ansehen und einen unscheinbaren, aber desto wirksameren Einfluß zu verschaffen,

weniger durch eigene glänzende Eigenschaften, als vielmehr durch die Fähigkeit, Anderer Schwächen schnell herauszufinden und zum Vortheil zu nutzen; ein Weg, der um so sicherer führt, als er dem Neide und den Angriffen der Menschen weniger ausgesetzt ist.

Schnell hatte Luigia übersehen, daß ihrerseits der errungenen Vortheile so viele waren, daß selbst das Zurücknehmen dieser Figur der jungen Signora Stellung nicht viel verbesserte.

Lucrezia that mehrere andere Züge und ward bald inne, daß ihr keine Hoffnung blieb, dem verhängnißvollen „Matt“ zu entgehen.

„Edle Base, findet Ihr nicht in dem Gesicht des jungen Mädchens etwas Bekanntes? Ich besinne mich vergebens, wem sie ähnlich sieht,“ äußerte Lucrezia, die hin und wieder vom Spiel auf- und zu der Fremden hinüberschaute. „Camilla, Du bist in Zukunft nicht auf Deine Stube angewiesen, ich wünsche Dich viel um mich zu haben, auch sollst Du mich auf meinen Spazierfahrten begleiten... Sind das nicht näher kommende Schritte?“ unterbrach sie sich und horchte. „Ja wohl, Männertritte! Das kann nur Foscari sein, wer sonst sollte ungemeldet bis in's Vorzimmer dringen!“ Hastig schob sie das Tischchen zurück und sprang vom Kanapee auf.

„Wenn es Signor Foscari ist, kannst Du bleiben, um Deinen Wohlthäter erst zu begrüßen; er wird sich freuen, Dich schon hier zu finden!“ sprach sie im Vorübergehen zu Camilla, die sichtlich erblich und sich eben durch eine andere Thür zurückziehen wollte.

Das arme Mädchen begriff nicht, was sie heute bei dem Gedanken an ihn in unsäglicher Bangigkeit erbeben machte, während sein Anblick sie sonst mit Wonne erfüllt

hatte! Dem Befehl gemäß blieb sie, stand lautlos, ohne daß sie zu athmen oder nach der Thür zu schauen wagte. Endlich erhob sie beruhigt den Kopf; das war nicht Foscari's Tritt! Das Auge aufschlagend, begegnete sie den fest auf ihr ruhenden Blicken Luigia's. Camilla zuckte zusammen, als hätte diesem stechenden Blick die Fähigkeit inne gewohnt, einen körperlichen Schmerz zu verursachen.

Die Thür öffnete sich, und das Gesicht eines ältlichen, sehr würdig aussehenden Herrn erschien zwischen den Vorhängen. Lucrezia, die ihm mit liebenswürdiger Anmuth entgegen ging, konnte doch nicht gleich das Gefühl getäuschter Erwartung beherrschen, und der Fremde, der es bemerkte, sagte im gutmüthigen, etwas neckischen Ton:

„Ja so! Diesmal war ich nicht der gehoffte Gast..."

„Aber ein sehr willkommener, edler Oheim!" fiel ihm die junge Signora, die schnell den Fehler gut machte, mit gewinnendem Lächeln in's Wort und führte ihn dabei zu ihrem eben verlassenen Platz. „Ein stets willkommener Gast! Ihr wißt doch, daß mein Vater heute einige Fremde erwartet?"

Nachdem der Senator Boemund Contarini auch Signora Luigia mit rücksichtsvoller Höflichkeit begrüßt, einige verbindliche Reden an die Matrone gerichtet und sich zu ihr in den Divan gesetzt hatte, wandte er sich wieder an seine Nichte, deren Frage zu beantworten. Sein Auge strahlte ein väterliches Wohlwollen aus, so oft es auf ihren Zügen ruhte, die allerdings auch in seiner Nähe viel von ihrer selbstbewußten Würde verloren.

„Ich hätte fast noch einen Gast — einen ungeladenen Gast mitgebracht... Auf Jacopo wirst Du heute noch ein Weilchen warten müssen. Er küßt seiner schönen Braut

die Hand — so lautete sein Auftrag. Ich, der Ueberbringer…"

„Ihr, mein würdiger Oheim, gestattet Eurer Nichte als Dank die Eurige zu küssen!" erwiderte anmuthig die Signora. „Wo spracht Ihr Jacopo? Er wird wahrscheinlich die Dogaresse herbegleiten und deshalb seine Ankunft verzögern."

Ihr Oheim bejahte diese Voraussetzung.

„Und wer war der ungebetene Gast?" fragte Lucrezia neugierig.

Der Senator zog die Augenbrauen in die Höhe und lächelte schelmisch. Indem er sich behaglich im Gemach umschaute, blieb sein Blick auf Camilla's bleichem Gesicht haften. „Ein ehemaliger Verehrer von Dir!" versicherte er, noch immer Camilla betrachtend. „Er zeigte die größte Neigung, Dich zu sehen, und ich glaube wahrhaftig, er hätte mich herbegleitet, wenn sein Ingrimm gegen Foscari es zugelassen… Eigentlich ein närrischer Kauz, aber voll unterhaltender Einfälle. Was sich auch in Venedig zuträgt, er weiß es: eine lebendige Chronik. Das kommt von der Bekanntschaft mit Hebräern und Mönchen."

„Diese Bekanntschaft mag für sein Thun sehr bezeichnend sein, denn es soll der jungen Patricier viele geben, welche die reichen Hebräer nicht entbehren können, mir aber, edler Oheim, verhilft sie wenig zur Kenntniß seines Namens," entgegnete heiter Lucrezia.

„Da hast Du es blind getroffen! Ja, zu dieser Klasse gehört er gründlich! Kind, ich meine Signor Erizzo! Er scheint sich noch immer ein Wenig für Dich zu interessiren, und Du hast ihn doch, dünkt mich, schnöde behandelt. Heute war er ganz besonders aufgeräumt, voll Plane und

chimärischer Hoffnungen, ohne daß ich recht begriff, was er eigentlich wollte."

„Erizzo!..." wiederholte die junge Dame, und es mischte sich ernstes Nachdenken in ihre spöttische Miene. „Wirklich, er zeigte Lust herzukommen? O, ich würde ihn heute sehr rücksichtsvoll empfangen haben! Wißt, theurer Oheim, ich fürchte diesen Nobile; ein Etwas sagt mir, daß hinter seinem Leichtsinn, der oft den Anschein gutmüthiger Offenheit trägt, ein tückisches Herz lauert! Ich kann Foscari nicht genug vor diesem Feinde warnen!" Lucrezia's Auge wurde düster, und sie versank in Schweigen. „Ihr beurtheilt Erizzo weniger streng, ich weiß das!" setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Er ist zu flatterhaft, zu ähnlich dem Strohfeuer, um eines nachhaltigen Thuns fähig zu sein. Solche Menschen sind nie gefährlich, mein Kind!" beruhigte sie der Senator. „Wenn Erizzo Etwas zu Grunde richtet, fängt er jedenfalls bei sich selbst an."

„Aber meint Ihr nicht, daß solche Menschen, durch die Umstände begünstigt, gefährlich werden können?"

„Wer vermag über die Einwirkungen der Zufälle zu urtheilen? Der Mensch — jeder einzelne Mensch kann Alles werden, wenn der Zufall ihn in den Speichen seines Rades auffängt... Erizzo scheint eben jetzt von diesem regellosen Rade ein Stück fortgeschleift und in eine fremde Bahn geworfen zu sein."

Lucrezia blieb für eine Weile ernst und schweigsam.

„Hat der Signore vielleicht einen Neuling auf dem Rialto entdeckt, der sich durch seine Zungenfertigkeit bewegen ließ, ihm auf Wucherzins noch einmal eine Summe anzuvertrauen?" fragte Luigia. „Ihr erwähntet seiner

besonders guten Laune, während doch die böse Welt behauptet, der Signore sei ruinirt. Schuldverschreibungen im Werthe so vieler Ducati, als er bei einstiger Erbschaft kaum Lire zu erwarten hat, sollen sich in den Händen der Juden befinden."

Der Senator lachte und rieb sich die Hände.

„Oder handelt es sich um ein Geheimniß politischer Art? Dann, edler Vetter, nehme ich meine Frage zurück," sagte die Dame, die in ihrer Unterhaltung stets den Schein großer Vorsicht bewahrte.

„Nicht doch, würdige Signora!" versetzte der alte Herr voll Munterkeit. „Wenigstens nicht, so weit die Sache zu meiner Kenntniß gelangt ist. Was dahinter verborgen, vermag ich allerdings nicht zu beurtheilen."

Signora Luigia sah ihn mit ihren schwarzen Augen fragend an.

„Der Fall ist, daß Erizzo, wie Ihr eben selbst bemerktet, früher kein Geld hatte und sich jetzt im Besitz ansehnlicher Summen befindet; daß er früher ohne Aussichten war und jetzt von einer nicht unbedeutenden Verwaltungsstelle spricht; daß er früher Widerwillen und natürliche Scheu vor den „Herren da Oben" an den Tag legte und sich heute des besondern Schutzes des erlauchten Almoro Donato rühmt, den der Ruf als den strengsten unter den Decemvirn bezeichnet..."

In diesem Augenblick verkündete der Schall der Glocke die Ankunft einiger Gäste, und die Unterhaltung wurde abgebrochen. Man begab sich in die Prunkgemächer.

Camilla, die sich schon eine Weile vorher auf Lucrezia's Wink zurückgezogen hatte, verlebte den Abend auf ihrem Zimmer.

Als nach der Gesellschaft die beiden Signore noch mit einander über einzelne Vorgänge des Tages plauderten, fragte Lucrezia, das in der Erinnerung des eben genossenen Glückes noch geröthete Gesicht ihrer Pflegemutter zugewandt:

„Wie gefällt Euch das kleine fremde Mädchen? Unter den Zerstreuungen des Abends kam ich ganz davon ab, ihre Ankunft Jacopo zu melden. Ich hoffe, in der Sorge für dies Kind keine Pflicht, nur eine Annehmlichkeit übernommen zu haben. Meint Ihr nicht auch?"

„Erwähnte Foscari ihrer nicht?" fragte Signora Contarini scheinbar bedeutungslos.

Lucrezia verneinte. „Wie gefällt sie Euch? Eigentlich eine seltsame Erscheinung! Ich käme in Verlegenheit, sollte ich sie beschreiben. In einem Moment recht hübsch, erschreckte sie mich fast im andern, so abwesend blickte ihr Auge, so schlaff und von krankhafter Blässe erschienen ihre Züge — aber ein Aufschlag dieses Auges, und das matte Antlitz strahlte seelenvoll, in rührender Lieblichkeit. Ich mußte dabei an wüste Wasserfluten denken, die, ein Bild der Verödung und Einsamkeit unter grauem Himmel, im Sonnenschein der Quell sprudelnden Lebens sind und statt des fahlen Grau, das die Vorstellung ängstigt, sich in tausend köstlich schimmernden Farben brechen. Nie sah ich ein Antlitz, bei dem der Ausdruck schneller wechselte, mehr die Züge beherrschte!"

Signora Luigia lächelte. „Was doch die Phantasie für ein geschäftiges Ding ist! Sie kann kein leeres Blatt leiden, gleich stattet sie es mit Hieroglyphen aus, und je räthselhafter, desto anziehender für sie. Von all Dem sah ich Nichts oder sah vielmehr in dem Wesen des Mädchens nur eine ängstliche Zurückhaltung, als schwebe sie in der

Furcht, irgend ein Geheimniß zu verrathen. Ich möchte wetten, ihre Gedanken beschäftigten sich mehr, als es den Anschein hatte!“

Lucrezia schüttelte den Kopf. „Mir kommt sie kindlich unbefangen vor, nur etwas sehr schüchtern.“

„Wohl möglich!“ erwiderte ihre Pflegemutter und wünschte der jungen Signora eine gute Nacht.

Sechstes Kapitel.

Camilla wohnte seit mehreren Tagen im Palast Contarini. Sie war viel um Signora Lucrezia; schon Morgens im Schlafzimmer leistete sie ihr kleine Dienste bei der Toilette, begleitete sie in die Messe und unter den Peristyl der Piazza, saß bei ihr mit der Arbeit, sang ihr Lieder zur Mandoline und fuhr in ihrer Gesellschaft beim Mondschein auf den Kanälen.

Lucrezia, deren Charakter Fremden gegenüber stolz und zurückhaltend war, die in echt venetianischem Sinne an alles Neue mit prüfender Vorsicht herantrat, hatte für das junge Mädchen schnell eine besondere Vorliebe gefaßt; ihre Art, sie zu behandeln, erinnerte mehr an die wohlwollende Theilnahme einer Beschützerin, als an die gemessene Haltung der Vorgesetzten. Sie bekümmerte sich speciell um Camilla's Bedürfnisse; die vornehme Patricierin, welche die Sorge für ihre eigene Garderobe ihren Zofen überließ, fand ein besonderes Vergnügen darin, die des jungen Mädchens zu vervollständigen, die fehlenden Kleidungsstücke selbst für sie auszuwählen.

Camilla's empfängliches Herz erkannte mit tiefer Dankbarkeit die Güte der Signora. Sie erfüllte ihre kleinen Obliegenheiten, die sich nur auf die Person ihrer Gebieterin beschränkten, mit der strengsten Pünktlichkeit; in ihrem Thun sprach sich ein zartes Verlangen aus, derselben die Wünsche von den Lippen zu lauschen. Eine echte Künstlernatur, die nie gelernt, das Leben von seiner praktischen Seite zu erfassen, stieß sie dabei auf manche Schwierigkeiten, traf nicht immer das Richtige; dessenungeachtet gelang es ihr, sich durch kleine Dienste der Signora bald unentbehrlich zu machen. Aber was sie auch that, es geschah schweigend und ernst. Lucrezia suchte das junge Mädchen aufzumuntern, zu Mittheilungen anzuregen, allein Camilla hatte nur Antworten, selten eine Frage, niemals ließ sie einen Wunsch laut werden. Dennoch erschien ihre sinnige Versunkenheit viel mehr rührend als abstoßend; in Camilla's frommen Sinn mischte sich auch nicht das leiseste Gefühl der Bitterkeit. Oftmals, wenn sie der Signora gegenübersitzend sich unbemerkt glaubte, sanken ihre Hände in den Schooß, und sie richtete das Auge stumm und lange auf dieselbe wie auf ein Wesen höherer Natur. Ihre Verehrung vor dem göttlichen Rathschluß, der Jener zuerkannte, was ihr für immer entzogen blieb, übertrug sich auf die Glückliche selbst, die in ihren Augen durch die Liebe des Geliebten schon eine höhere Weihe erhalten hatte.

Weniger Sympathie empfand sie für Signora Luigia. Mehr durch Instinct als durch Schärfe und Fähigkeit der Beobachtung geleitet, las Camilla Etwas in dem Auge der Dame, das ihr unbestimmte Unruhe verursachte, obgleich dieselbe ihr freundlich entgegenkam, durch ein gütiges Wort, ein beiläufig ertheiltes Lob ihre Zurückhaltung zu besiegen suchte.

Camilla täuschte sich darin nicht; Signora Luigia, weit entfernt, es aufrichtig zu meinen, hegte vom ersten Augenblick an ein Vorurtheil gegen sie. Des Mädchens Schicksale kamen ihr absonderlich vor; sie errieth schnell, daß dieselbe zu Loredano in einem eigenthümlichen Verhältniß gestanden hatte. Foscari's Empfehlung mißfiel ihr; die Art, wie er sich später hatte zurückziehen, das junge Mädchen herzubringen vermeiden wollen, war ihrem scharfen Auge nicht entgangen, eben so wenig Camilla's Erbleichen am ersten Abend, als von seiner Ankunft die Rede gewesen. Luigia hatte nur erst einzelne abgerissene Fäden, die sie noch in keiner Weise zu ordnen wußte, aber schon das Vorhandensein eines Geheimnisses genügte bei ihrem Charakter, die Schritte der Fremden mit argwöhnischem Mißtrauen zu beobachten und hinter dem Schein von Unschuld und Natur ein falsches Spiel zu vermuthen.

Lucrezia ahnte von allem Diesem Nichts, und ob Luigia auch mit geheimem Groll das in ihren Augen ungerechtfertigte Vertrauen ihrer Pflegetochter zu Camilla sah und dagegen anzukämpfen beschloß, war doch durch Foscari's Einmischung die Sache von zu zarter Natur, um nicht große Vorsicht nöthig zu machen. Es war der Matrone überhaupt nicht eigen, freimüthig ihre Ansicht zu äußern; hier besonders zog sie es vor, den Stachel unvermerkt in das Herz der jungen Signora zu bohren.

Den Nobile hatte Camilla bis dahin noch nicht gesehen; er war seit ihrer Ankunft zwar oftmals bei seiner Braut gewesen, doch dann befand sich entweder Gesellschaft dort, während welcher das junge Mädchen auf ihr eigenes Zimmer angewiesen blieb, oder sie war mit einer Arbeit beschäftigt, die ihr Nichterscheinen im Wohnzimmer erklärlich machte. Er hatte, wie Lucrezia mit Vergnügen berichtete, sich einige-

male theilnehmend nach seiner Schutzbefohlenen erkundigt und war erfreut gewesen bei der Nachricht, daß sie im Palast schon heimisch geworden sei.

Es war in der Morgenstunde. Die beiden Damen, von Camilla begleitet, bestiegen die Gondel, um sich zur Marcuskirche zu begeben. Signora Lucrezia befahl dem Barcarolen bis zur Piazzetta zu rudern, und angenehm gewiegt in dem schnell hinschießenden Fahrzeuge, empfanden alle Drei in erhöhtem Grade die Einwirkung der belebenden Frühluft. Ein frischer Borino, der die Nacht eingetreten war, hatte die drückende Hitze der vorhergehenden Tage abgekühlt, die Dünste verweht und eine reine Gebirgsluft mit sich geführt. Sein wohlthuender Einfluß war überall in der erhöhten Thätigkeit der Einwohner zu erkennen.

Im großen Kanal umfing die Barke das geschäftigste Treiben; Fischerkähne und beladene Gabarren folgten seinen Windungen, an den Kaufhäusern wurden Waaren ausgeladen und eingenommen, Gondeln glitten hin und wieder, die einzig dunkeln Punkte auf der leuchtenden Wasserfläche. Nach dem Hafen zu legten Schiffe an, Segel wurden aufgezogen, Anker gelichtet; der Ruf und Lärm hallte wider von der Giudecca bis zur Piazzetta. Dazwischen priesen Verkäufer ihre Früchte, Wasserträger riefen ihr acqua corretta aus. Ueberall reger Verkehr, das Vollgefühl freudigen Lebens — Nirgends Stillstand und Ruhe!

Lucrezia lachte und scherzte; angeregt durch das Treiben um sie her, schaute sie hier und dort hin und wußte den Dingen manche komische Seite abzugewinnen.

Camilla's Blicke richteten sich auf die Dogana, an der man eben vorüberfuhr. Sie dachte der Zeiten, wo sie unter den Säulen ihre buntfarbigen Muscheln verkauft, ihre frommen Lieder gesungen hatte. Damals saß sie in

keiner Gondel, trug kein seidenes Kleid, aber in ihrer Kindesbrust schlug ein glückliches Herz; keine Lerche, die mit den Lüften über die Fluren zieht, konnte fröhlicher zwitschern, sich mehr über den Sonnenschein freuen als sie!

Am Molo stiegen die Damen aus. Die Piazza lag öde, nur auf dem Broglio gingen die Nobili nach gewohnter Weise auf und nieder. Ihnen auszuweichen, hielten sich die Signore unter den gegenüber befindlichen Colonnaden und bogen dann um den Glockenthurm, sich der Kirche zu nähern.

Als sie die Vorhalle betraten, in der eine sonnenlose feuchte Luft sie umwehte, drängte Camilla sich näher an Lucrezia. Ihr ganzes Wesen durchzitterte scheue Furcht; schon seit sie aus dem Schatten des Campanile gekommen, hatte sie den dunkeln Umriß eines Mannes dicht hinter sich erblickt. Jetzt hörte sie deutlich die sich nähernden Tritte: Camilla's scharfes Ohr erkannte diesen Schritt! Anfangs wagte sie nicht umzuschauen, endlich faßte sie sich ein Herz, aber der Fremde war gerade hinter einem Pfeiler verschwunden. Sie ging weiter; auch er folgte in die Kirche.

Signora Luigia, deren Blicken so leicht Nichts entging, sah sie ein paarmal von der Seite an. „Kind, Ihr seid entsetzlich bleich, was ist Euch?" fragte sie leise. „Fühlt Ihr Euch unwohl?"

„Nein, Signora! Nein!" entgegnete Camilla hastig, die kaum ihren Schreck zu bewältigen vermochte. „Es ist Nichts! gewiß Nichts!"

Luigia fragte nicht weiter, aber ihre Miene drückte sichtlichen Zweifel an dieser Versicherung aus. Während der Messe folgte ihr Auge mehrmals der Richtung, die, wie sie bald merkte, die Blicke des jungen Mädchens wiederholentlich nahmen.

Camilla klopfte das Herz angstvoll zum Zerspringen, denn so oft sie von ihrem Platze aufschaute, sah sie in die fest auf sie gerichteten Augen Loredano's. Halb von einem Denkmal gedeckt, stand er ziemlich in ihrer Nähe, so steinähnlich in seiner diabolischen Ruhe, daß er die erstandene Marmorfigur von einer der dortigen Grüfte zu sein schien. Nur seine Augen leuchteten aus der Starrheit in finsterer Glut. Ja, er liebte Camilla noch, er liebte sie vielleicht mehr denn je, aber er haßte sie noch zehnfach mehr als er sie liebte, und so dämonisch war die Gewalt, welche er auf sie ausübte, daß sie ungeachtet ihres Schrecks sich immer wieder gedrungen fühlte, den Blick auf ihn zu richten.

Als nach beendeter Messe die Damen die Kirche verließen, war Loredano unsichtbar.

Luigia, die ihn von ihrem Standpunkt aus nicht vollständig hatte sehen können, flüsterte beim Hinausgehen dem nachfolgenden Sclaven unbemerkt einige Worte zu, worauf der Schwarze mit verschmitzter Miene antwortete, dann, anstatt durch das Mittelschiff der Kirche zu gehen, auf dem schmalen Seitengange schnell und lautlos wie ein Schatten zwischen den Säulen hinglitt und erst am Ausgange der Vorhalle seine Gebieterin wieder erreichte. Luigia sah ihn an und wandte sich darauf befriedigt ab, ohne daß es eines Wortes zu ihrem gegenseitigen Verständniß bedurft hatte.

Loredano, der Camilla's Begleiterinnen nicht zu kennen schien, ward wahrscheinlich von gleichen Absichten geleitet, denn ob er zwar selbst unsichtbar blieb, so folgte doch ein Mann in anständiger Kleidung, aber ohne jegliches Abzeichen den Damen in geringer Entfernung über den Platz, musterte am Traghetto sorgfältig die Fahrzeuge

und deren Gondolieri und verschwand erst hinter den Granitsäulen, nachdem er die Barke der Contarini in den Canal grande hatte einbiegen sehen.

Nach Hause zurückgekehrt, fiel beim Aussteigen Lucrezia's erster Blick auf Jacopo's Barcarolen, und der sie unter dem Portal der Halle erwartende Hausmeister bestätigte ihr die Anwesenheit des erlauchten Nobile. Flüchtig eilte die Signora die Treppe hinauf, übergab Schleier und Mantilla ihrer Zofe und trat freudig erregt in das Empfangzimmer, wo der Geliebte ihrer wartete.

„Camilla!" rief sie und wandte sich noch einmal in der Thür um. „Bleibe hier! Signor Foscari hat schon mehrmals nach Dir gefragt, heute will ich es nicht versäumen, ihm seinen ehemaligen Schützling nun als mein Eigenthum vorzustellen! Mädchen, ich würde Dich nicht wieder abgeben, auch wenn er..."

Lucrezia hielt inne; denn Camilla, welche schon in der Richtung nach ihrem Zimmer weiter gegangen und bei dem Anruf wieder zurückgekehrt war, stand so wirr und erschrocken, daß die junge Signora sie betroffen ansah, ohne zu begreifen, was ihr fehlte.

„Edle Gebieterin, gestattet nur einen Augenblick!" bat Camilla, und der leise ergebungsvolle Ton contrastirte wunderbar mit ihrer augenscheinlichen Erregung.

„Du kommst doch gern? Ich denke, Du verehrst Deinen Wohlthäter! Sollte man nach Deiner Miene wahrlich glauben, ich forderte das schwerste Opfer von Dir!... Kind, Du wirst Dich doch nicht fürchten?" setzte die Dame aufmunternd hinzu. „Du kennst ja den Nobile seit lange!"

Camilla erwiderte Nichts; die Hand auf die Brust gepreßt, neigte sie das Haupt.

„Gut, gut! Ich glaube Dir gern! Es ist nicht so schwer, für den Signore Verehrung und Anhänglichkeit zu empfinden," versetzte Lucrezia lächelnd bei dem feierlichen Wesen des Mädchens. Sie war schon durch die Thür verschwunden, als diese ihr noch eine Weile unbeweglich nachschaute.

Nach wenigen Minuten wollte auch Camilla in das Empfangzimmer folgen, als sie bei der Thür auf Signora Luigia stieß, die sich eben aus einem Seitengange näherte. Das junge Mädchen trat einige Schritte zurück, die Dame vorangehen zu lassen, statt jedoch die Thür zu öffnen, blieb diese stehen und sah sie forschend an.

„Ihr bemerktet in der Kirche ein bekanntes Gesicht," sagte sie scheinbar unbefangen.

Camilla wandte den Kopf zur Seite, als hätte sie Luigia's Blicken ausweichen wollen.

„Wer war der Mann? Warum erschreckte Euch seine Nähe?" fragte die Signora.

„Ich las auf seiner Stirn böse Gedanken," entgegnete Camilla kaum hörbar.

„Es war?..."

„Signora, es war der Senator Loredano."

Luigia schien befriedigt. „Bei dem Ihr ehemals wohntet!" ergänzte sie nach kurzer Pause, und ihr freundlich blickendes Auge bohrte sich tiefer in Camilla's Inneres ein. „Steht Ihr mit dem Nobile noch jetzt in Verkehr?"

„Signora, nein!"

„Weiß Foscari — kennt der Verlobte meiner Pflegetochter den Grund, weshalb Ihr mit dem Loredano auseinander kamt, seinen Palast verließet und ihn jetzt zu fürchten habt?"

Camilla's Wange färbte sich unter den künstlich gestellten Fragen, die sie verletzten. Dieselben drangen unmerklich so tief in ihr Geheimniß, ließen der Beantwortung ein so weites Feld, daß das Mädchen, wenn sie ein Wenig mehr Besinnung gehabt, sich leicht hätte fragen können, worauf die Signora ihre Schlüsse eigentlich baute, die sie mit einer Sicherheit aussprach, als wären dies Thatsachen, denen sie selbst beigewohnt.

Camilla wollte darauf erwidern, sie begann zweimal, aber stockte immer mitten inne, weil sie sich schnell bewußt ward, daß die Antwort sie über die Grenze dessen, was sie verschweigen mußte, hinausführte. Endlich sagte sie leise und verwirrt: „Signora, ich glaube! ich weiß es nicht!"

Um Luigia's Mund spielte ein listiges Lächeln; sie empfand kein Mitleid bei der Verlegenheit der Fremden, die, auch abgesehen von dem Vorurtheil der Signora, nie irgend welche Anziehung für sie haben konnte. Es fehlte jegliches Verständniß zwischen Beiden: Camilla, eine tief poetische Natur, voll Ursprünglichkeit und Einfachheit; die Signora, geschult, berechnend, that Nichts zwecklos und fühlte sich um so heimischer, je künstlicher das Gewebe war, in dem sie sich bewegte. Eine weltkluge Frau, irrte sie nie in der Form, ihr fehlte Nichts als Seele und Herzensgüte. Das junge Mädchen hatte von keinen Anstandsregeln gehört, das Gefühl galt ihr als alleiniger Maaßstab; in ihrer vertrauenden Offenheit konnte sie oft gegen die Form verstoßen, aber nie gegen jenen feinen Tact des Herzens, der aus echter Menschenliebe entspringt.

Nachdem die Matrone noch einen Moment gewartet, bog sie den Kopf zurück und schritt in ihrer ganzen Stattlichkeit voran in das Zimmer; Camilla folgte unter banger Beklommenheit.

Jacopo saß neben seiner Braut in einer Fensternische, vor ihm mit dem Rücken nach der Thür stand die jugendliche Gestalt eines Mädchens. Heiteres, glockenhelles Lachen drang den Eintretenden entgegen. Jacopo erhob sich bei ihrer Annäherung, und da er Signora Luigia, wie es schien, schon vorher gesehen, wandte er sich zu Camilla, der er einige Schritte entgegen kam. Er reichte ihr die Hand und begrüßte sie viel herzlicher als bei ihrem letzten Zusammensein.

Eben war von ihr die Rede gewesen; Lucrezia hatte sich über die bescheidene Zurückhaltung des Mädchens, über ihre Pünktlichkeit und Sorgfalt mit anerkennender Zufriedenheit ausgesprochen, und dies leichthin erwähnte Lob aus dem Munde der Geliebten bestach mehr, rief schneller das alte Wohlwollen in Foscari zurück, als hätte die arme Camilla mit ihrem Herzblut die Beweise ihrer Unschuld geliefert.

Trotz der vorher empfundenen Bangigkeit fühlte diese bei Jacopo's endlichem Anblick Nichts als das allgewaltig beseligende Gefühl ihrer Liebe — gleichsam den Kern, um den das Räderwerk ihres Daseins sich drehte. Ihre Wangen glühten, in ihrem Auge leuchtete es auf wie Sonnenschein. Alles war vergessen! Sie stand hingegeben dem wonnigen Rausche. Doch der dunkeln Röthe folgte eben so schnell tiefes Erbleichen, der leuchtende Glanz verschwand dem Blitze gleich, um desto dunklere Schatten auf ihr Antlitz zu senken.

Es war nicht Beschämung, ihm Vertrauen und Hingebung rückhaltlos gezeigt zu haben, während das Bild eines andern Weibes in seinem Herzen wohnte; selbst jetzt würde sie keines ihrer Geständnisse widerrufen haben. Aber mit dem Moment, wo sie Lucrezia an seiner Seite sah, fiel

der Schleier der Unbefangenheit! Die Eifersucht, die zum erstenmal ihre Seele durchzuckte, gab ihr Klarheit über die Verhältnisse, und an die Stelle ihres kindlich schmiegsamen Wesens trat unsägliche Scheu. Es überkam sie ein Gefühl, als hätte sie an den heiligen Besitz eines Andern getastet. Schnell entzog sie ihm ihre Hand, bebte zurück und wagte ihn nicht anzublicken. Obgleich bei diesem Losreißen das Herz mit riß, hätte sie ihn in diesem Augenblick fliehen mögen für alle Ewigkeit! Arme Camilla, du ahntest noch nicht, daß sich selbst bezwingen, schwerer ist als Reiche erobern!...

Der jähe Wechsel in Camilla's Wesen blieb nicht unbemerkt; nur Lucrezia, die in ihrer Unterhaltung mit der jungen Fremden fortfuhr, gewahrte Nichts davon. Beide plauderten harmlos weiter, bis Jene, die keine andere als Marina Foscari war, sich umschaute, in Camilla das freundliche Mädchen vom Lido wieder erkannte und nun, Lucrezia einige Worte zuflüsternd, schnell zu ihrem Bruder heran trat.

Jacopo sprach noch zu Camilla, die stumm vor ihm stand. Er schien sehr munter, dennoch konnte, wer ihn genau beobachtete, einen leichten Zwang bemerken, eine stäte Aufmerksamkeit, mit der er seine Umgebung im Auge behielt, besonders öfter zu Luigia hinüber blickte, die seit ihrem Eintritt schweigend im Hintergrunde des Zimmers saß, ohne dem Anschein nach auf die Vorgänge um sie her zu achten.

Bei Marina's Annäherung sah Camilla überrascht auf; auch sie erinnerte sich der Fremden augenblicklich, die damals schnell ihr Herz gewonnen hatte, und wie durch Impuls getrieben, eilten die beiden Mädchen sich mit liebevollem Händedruck entgegen. Doch die Erinnerung an die

Qualen jener Stunde trat mit der Freude des Wiedererkennens vor Camilla's Geist, und das Lächeln auf ihrer Wange erstarb. Wie damals stand Jacopo vor ihnen; sie dachte der grausamen Worte, mit denen er sie von dem liebenswürdigen Mädchen getrennt hatte. Unwillkürlich erhob sie den Blick, auch er mußte etwas Aehnliches denken, denn zum erstenmal wich sein stolzes Auge dem ihrigen aus.

„Das freut mich herzlich!" rief Marina. „O hier hätte ich Euch nicht wieder zu sehen geglaubt! Liebe Signora, ich bewahre immer die hübschen Muscheln, die Ihr mir auf dem Lido so bereitwillig schenktet! Ich durfte nicht hoffen Euch wieder zu begegnen, und sie erinnerten mich an Euer sanftes Gesicht."

„Du wirst Camilla in Zukunft häufig sehen," äußerte Jacopo, dessen Tactgefühl ihm stets schnell über unangenehme Situationen hinweg half. „Die Signora wohnt jetzt hier; da sie elternlos ist, wünscht Lucrezia sie für immer bei sich zu behalten."

„Ja wohl, Marina!" fiel diese ihrem Verlobten in's Wort. „Camilla bleibt bei mir, ich nehme sie mit in den Palast Foscari... Eigentlich betrachte ich sie als ein Geschenk Deines Bruders, obgleich ich immer noch nicht recht weiß, welches Anrecht er auf meinen Schützling besaß," setzte sie mit harmlosem Lachen und einem gütigen Blick auf Camilla hinzu.

„Ich finde, Ihr verfügt sehr eigenmächtig über die Signora; ich an deren Stelle würde mir das nicht gefallen lassen," antwortete Marina scherzhaft und schüttelte mit freimüthigem Ausdruck ihr gelocktes Haupt. „Nein, Signora Camilla, das sind Ketten, und Ketten bleiben immer eine Bürde!... Lucrezia, bist Du denn so sicher, daß sie Dir auch gern folgt?"

„Das junge Mädchen wohnte ja wohl sonst im Palast Loredano?" meinte Luigia zu Jacopo gewandt. „Eigentlich ein seltsamer Wechsel! Foscari und Loredano sind in Venedig die zwei Pole, zwischen denen es keine Berührung gab."

„Und keine jemals geben wird, erlauchte Signora!" entgegnete Jacopo.

„Ich zweifle nicht daran. Aber wie lerntet Ihr die Kleine kennen, der Ihr Euern Schutz in so gütiger Weise angedeihen laßt? An ihrem damaligen Aufenthaltsorte konnte es allerdings nicht geschehen!"

„Allerdings nicht!" wiederholte der Nobile in derselben Weise. „Ich kenne Camilla sehr lange; schon als Kind erweckte ihre Dürftigkeit und Etwas in ihrem Wesen, das zu der Armuth wenig paßt, meine Theilnahme."

„Das glaube ich!" versetzte die Dame, indem sie Camilla von der Seite musterte, ihr Auge dann aber wieder zu Jacopo zurückkehrte. „Wir begegneten heute dem Senator Loredano in der Kirche — er blieb während der Messe in unserer Nähe. Eigentlich wurde ich erst durch die Kleine auf ihn aufmerksam — es scheinen sich erschütternde Erinnerungen für das junge Mädchen an diesen Aufenthalt zu knüpfen," setzte sie für Camilla's Ohr laut genug und mit schärferm Accent hinzu, wie überhaupt Alles, was sie sprach, durch die Art, wie es geschah, eine besondere Bedeutung erhielt, ohne daß man sich klar wurde, in welchem Sinne sie es meinte. „Loredano's Gesicht rechtfertigt, was der Ruf von diesem Manne sagt. Es liegt Viel darin; wer es einmal gesehen hat, vergißt es nicht wieder! Meint Ihr nicht auch so?"

Foscari, der bei diesen Worten von der Dame zu Camilla hinüber schaute, dann die feinen auf Marmorat

eingelegten Figuren des Fußbodens betrachtet, verbeugte sich, ohne zu antworten.

„Jedenfalls ist es für das arme Kind ein großes Glück, jenen Händen entzogen und in das Haus Contarini, unter die Aufsicht Eurer Braut gekommen zu sein. Camilla ist Euch vielen Dank schuldig, Signor Foscari!"

Das junge Mädchen, das seit den letzten Minuten dem Gespräch mit bang klopfendem Herzen folgte, erröthete tief, denn trotz Luigia's einschmeichelndem Ton fühlte ihr zartes Ohr den versteckten, ebenso anmaßenden als beleidigenden Sinn der Worte unbewußt heraus, die wieder Voraussetzungen in sich schlossen, zu denen die Dame durch Nichts berechtigt war. Wie Camilla gefürchtet, schien die Rede auf Jacopo sehr unangenehm zu wirken, wenigstens ließ sich dies aus dem mißfälligen, auf sie gerichteten Blick vermuthen.

Es entstand eine Pause. Luigia zog sich zurück, und Jacopo, der sich dem jungen Mädchen wieder näherte, sagte zu ihr in sehr gehaltenem Ernst:

„Signora Lucrezia hat Euch in der kurzen Zeit lieb gewonnen — das freut mich! Ich hoffe, Ihr werdet fortfahren, Euch ihr Wohlwollen in jeder Weise zu gewinnen! Camilla, Ihr beginnt hier ein neues Leben, Eure Vergangenheit muß für immer hinter Euch liegen ... sie darf keinen andern Einfluß auf Euch üben, als den einer ernsten Warnung für Euer künftiges Leben!" fügte der Nobile etwas leiser und mit einer Strenge hinzu, wie sie das Mädchen nie zuvor an ihm gekannt hatte. „Bald werdet Ihr einsehen, wie heilsam diese Veränderung — der Schutz und die Nähe edler Frauen für Euch ist."

„Ich glaube es!" entgegnete Camilla kaum hörbar.

„Meine erlauchte Gebieterin ist sehr gütig — ich danke es ihr von Herzen!"

„Ich weiß das!" erwiderte Foscari und sah sie freundlicher an. „Nun faßt aber auch Vertrauen zu Eurer Umgebung, seid heiter und vergeßt nie, daß Alle hier nur Euer Bestes im Auge haben!"

Während er sprach, blickte er mehrmals zu seiner Braut hinüber, wie Jemand, der eine Pflicht zu erfüllen glaubt, es auch gern thut, sich aber doch nach deren Beendigung sehnt. Eben wollte er sich von Camilla entfernen und zu jener in die Fensternische zurückkehren, als er stillstehend sich noch einmal umwandte:

„Ich habe Euch herzliche Grüße zu bestellen! Signor Ranieri erkundigt sich oft nach Euch; er wie seine Base bedauern sehr Eure Entfernung."

Camilla stand noch immer ängstlich und beklommen. Nach kurzer Pause sagte sie leise wie zuvor: „Ich weilte gern in dem stillen Häuschen; die Menschen sind voll Herzensgüte — sie meinten es treu mit mir!"

Jacopo sah sie nicht überrascht, aber doch mit einem fragenden Blick an, er wollte Etwas erwidern, besann sich jedoch und kehrte zu seiner Braut zurück.

Als er voll Anmuth und Leichtigkeit, das edle Haupt ein Wenig geneigt, vor derselben stehen blieb, ihr zärtlich in's Auge schaute, die goldblonden Haare aus ihrer Stirn strich, den Arm um den Nacken des schönen Mädchens schlang und sich dann unter süßem Kosen und Flüstern zu ihr setzte; — wie trug alles Dies so ganz das Gepräge des höchsten irdischen Glückes, des ersten Frühlings der Liebe!

Camilla folgte ihm mit den Augen, sie folgte jeder seiner Bewegungen, kein Seufzer entfloh ihren Lippen.

Wie leicht ist es, gut sein in der Fülle des Glückes! Man braucht nur eben nicht schlecht, nicht verderbt zu sein, um in dieser Lichtatmosphäre, wo Alles gedeiht, durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern! — Wie schwer ist es, gut sein in der Tiefe des Elends, unter dem Schatten öder Vereinsamung, das gebrochene Herz wund reibend an den Schroffheiten des Lebens, ankämpfend gegen Ungerechtigkeit und niedrige Verleumdung! —

Camilla wandte langsam das Haupt, auf ihrem bleichen Gesicht lag eine Unbeweglichkeit, als hätten die Muskeln ihre Spannkraft verloren. Als sie wieder aufschaute, sah sie in das frostige Auge Signora Luigia's, und ein Gefühl unbeschreiblicher Kälte durchzitterte sie bis in's tiefste Herz.

Marina, die sich zu ihr gesellte, wußte in ihrer liebenswürdigen Naivität tausend Fragen an sie zu richten: über ihre Bekanntschaft mit Lucrezia, wie sie ihren Bruder Jacopo kennen gelernt, wo sie sich früher aufgehalten, und wie es ihr im Palast Contarini gefalle. Sie freute sich sichtlich auf das öftere Zusammensein mit dem jungen Mädchen, und ohne an ihre verschiedenen Lebensstellungen zu denken, drang sie Camilla das Versprechen ab, sie in dem Palast ihres Vaters zu besuchen, um sie ihrer Mutter, der Dogaresse, vorstellen zu können.

Camilla, in deren Brust die Empfindungen seltsam durch einander wogten, hörte ihr mit lächelnder Lippe, aber abwesenden Blicken zu; sobald sich eine Gelegenheit darbot, verließ sie unbemerkt das Zimmer.

Kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, als ihre Thränen unaufhaltsam hervorstürzten. Durch diesen Schleier Nichts sehend, eilte sie weiter über Corridore und durch Zimmerreihen, bis sie ihr eigenes Gemach erreichte. Da

stand sie aufgelöst in Jammer. Die Hände ringend, starrte sie vor sich hin. O, wie war es möglich, diesen stachelnden, wilden Schmerz zu ertragen! Camilla schluchzte, als sollte ihre Brust zerspringen. Die Schwingen ihrer Seele lagen erlahmt; kein Schimmer durchdrang die Nacht dieses Elends, und einen Moment war es, als sollten die finstern Mächte Gewalt über dies gebrochene Herz erlangen. „Nein, nein!" rief sie auffahrend wie vor einem unheilvollen Phantom. „Nein!... Heilige Jungfrau steh' mir bei!"

Mit zitternden Händen hob sie den Vorhang, mit angstvoller Geberde sank sie nieder vor dem kleinen Altar.

„O, ich liebe ihn mehr als mein Leben, sein Glück ist mir theurer als das meinige, warum freue ich mich nicht, daß er liebt und geliebt wird? Er ist ja glücklich! Warum bin ich es nicht? Warum liebe ich nicht aus Grund meiner Seele die, welche ihn liebt? — Ja ja! Ich will für ihr Glück beten — heilige Jungfrau steh' mir bei!"

Camilla rang nach Athem, wieder starrte sie stumm vor sich hin. Das Mädchen fühlte, daß jedes Atom, das von Glück Jener zugelegt, ihr auf ewig genommen wurde.

„Ich will! Ja, ich will!" wiederholte sie ein paarmal mit tonloser Stimme. „Mein Gott, gieb mir ein demüthiges und ergebenes Herz, damit ich mich vergesse und nur allein an ihn, an sein — ja, auch an ihr Glück denke! für sie bete!"

Sie zog das kleine, auf ihrer Brust ruhende Medaillon hervor. Während sie die Züge ihrer verklärten, nie gekannten Mutter betrachtete, flossen ihre Thränen sanfter. „Du hast mich geliebt!" flüsterte sie, das Bildchen an sich

drückend. „Blicke segnend auf Dein Kind! Meine Mutter, bete dort oben für mich!“ . . . .

Und sie selbst betete lange und inbrünstig. Dann sank sie kraftlos in sich zusammen, aber sie fühlte eine erwärmende innere Ruhe an ihr Herz dringen. Das todesmüde Haupt gegen das Polster gestützt, verfiel sie in erquickenden Schlummer.

Siebentes Kapitel.

Wir überspringen den Zeitraum von einigen Wochen. Camilla war dem Gelöbniß treu geblieben, das sie der heiligen Jungfrau gethan, als beim Glück der Liebenden zum erstenmal die Qualen der Eifersucht ihr Herz zerrissen, und sich mit der klaren Einsicht in ihre Gefühle Verzweiflung ihrer bemächtigte. Wunderbar gestärkt durch die Kraft des Gebetes, fand sie die Resignation, auch hinfort stummer Zeuge dieses Glückes zu sein.

Während des Beisammenseins der Verlobten saß sie gewöhnlich in einem entfernten Winkel des Gemaches, mit einer Handarbeit beschäftigt, man bemerkte sie kaum, und Niemand glaubte sich von ihr bemerkt, so in ihre eigene Welt versunken erschien sie: kein verkörperter Frühlingstraum mehr, wo Alles noch im Werden, in der Erwartung des Kommenden ist — ihr Frühling war vorüber, ehe sie sich seiner noch bewußt geworden; kürzer als das Leben eines Schmetterlings, hatte er die Sonne aufgehen sehen, bei ihrem Scheiden war er schon entflohen! —

Sobald die Liebenden aber eines Dienstes bedurften, war sie da, dann erst ward man sich ihrer Nähe und stillen

Aufmerksamkeit bewußt. Ihr Auge glühte dunkler, wenn sie einen Auftrag für Jacopo besorgen durfte; sie hätte ihr Glück darin gefunden, ihm wie eine Sclavin zu dienen. Sie sang, wenn er es gern mochte; schwieg, wenn sie ihn leise mit Lucrezia plaudern hörte, blieb unsichtbar, sobald sie zu stören glaubte; und war bereit, wenn man es forderte.

Wenn Camilla so stundenlang gesehen, wie Jacopo mit seiner Braut kos'te im süßesten Vergessen, und dann zufällig sein vorübergleitender Blick ihrem Auge begegnete, er ihr zulächelte — ein Lächeln, vielleicht durch den Kuß von Lucrezia's schwellenden Lippen hervorgerufen — dann, nur dann schlich sie leise hinaus.

Was das Mädchen bei alle Dem empfand, wurde nie sichtbar. Sie hatte keine rothgeweinten Augen, und auf ihren Wangen schwebte ein Lächeln gleich dem feuchten, durch Wolken zitternden Strahl. Ihr heißestes Sehnen war erfüllt, sie lebte in seiner Nähe, er schien jetzt zufrieden mit ihr und — er war glücklich! Dennoch erblichen ihre Wangen mehr und mehr; es blieb kein Zweifel, daß in diesen stillen, unbeachteten Stunden unter dem Emporwuchern der eigentlich leidenschaftlichen Liebe der letzte Rest von Glück und Friede aus des Mädchens Brust entfloh..

Eines Tages war Camilla, nur von der Dienerin gefolgt, allein zur Messe gegangen, weil ihre Gebieterin in den Morgenstunden einige Arbeiterinnen erwartete, denen sie Aufträge für ihre Ausstattung zu geben hatte. Damit ziemlich fertig, wollte sie nur noch die Auswahl einiger Stoffe treffen und die Art ihrer Anfertigung bestimmen, als Signora Luigia zu ihr eintrat.

Beide Damen fuhren fort, sich über diese Gegenstände zu besprechen, und Lucrezia theilte ihrer Pflegemutter mit,

daß Jacopo auf eine Beschleunigung ihrer Hochzeit jetzt mit Gewißheit rechne. Der Doge habe ihm erst kürzlich wieder Hoffnung dazu gemacht, und da der Geliebte über diese Aussicht sehr glücklich sei, auch der Cavaliero ihre baldige Vereinigung lebhaft wünsche, so würde sie sich der allgemeinen Bestimmung wohl fügen müssen, setzte die Braut mit einem Lächeln hinzu, das ihrer Wange höhere Röthe und ihren Augen tiefern Glanz verlieh.

„Du erwartest Foscari?" fragte die Dame.

„Erst heute Abend. Wenn das Wetter schön bleibt, und mit der Flut nicht größerer Wellenschlag eintritt — denn ich glaube, wir haben gerade Vollmond — so wünschte er uns auf's Meer hinaus zu rudern. Ich freue mich auf die Fahrt, auch Jacopo macht sie Vergnügen! Das Meer ist seine Heimat, und wenn er überhaupt Etwas abgöttischer lieben könnte als sein Venedig, so wäre es nur das Meer!"

„Sprichst Du im Ernst?"

„Gewiß!" entgegnete Lucrezia heiter. „Venedig nimmt den ersten Platz in seinem Herzen ein. Ich bin nicht eifersüchtig auf diese schöne Nebenbuhlerin; ich wünschte, sie wäre so stolz auf seine Liebe, wie er stolz ist auf ihren Ruhm! Möchte sie es ihm einst danken!... Glaubt Ihr nicht, daß wir bei dieser feuchten Luft Windstille behalten?"

„Du meinst wohl, weil ich den Sirocco immer schon ein paar Tage vorher im Kopfe spüre!" erwiderte scherzhaft die Dame. „Denn außerdem verstehe ich nicht viel von den Anzeichen der Winde, und dieser übelgesehene Vorbote, Vergine santissima sei gelobt! hat eben jetzt Nichts von sich merken lassen... Aber Foscari ist sehr waghalsig auf dem Meere!"

„Ei freilich! Davon wissen die Schiffer und Gondolieri zu erzählen. Soll er doch der beste Schwimmer, der kühnste Taucher auf dem ganzen Lido sein! In der Barke habt Ihr aber Nichts zu befürchten; für uns ist er eben so besorgt und vorsichtig, als er leider mit sich selbst waghalsig umgeht."

„Wo hält sich denn heute Camilla auf?" bemerkte Signora Luigia, die sich erst jetzt aufmerksam im Zimmer umschaute. „Sie ist Dir ja sonst treu wie Dein Schatten."

„Wahr, edle Base! Sie hat sich schnell an mich gewöhnt, und ich kann nicht leugnen, daß ich sie gern mag," antwortete Lucrezia. „Eure neuliche Bemerkung fällt mir ein, so oft ich das Mädchen ansehe. Es liegt Etwas in ihrem zarten Gesicht, dem dunkelblauen beschatteten Auge, das mich trotzdem wunderbar für das Kind einnimmt."

„Dann freilich irre ich mich!" sprach die Signora kurz, ohne eine unangenehme Regung unterdrücken zu können. Sie hatte gegen Camilla von Anfang an ein Vorurtheil empfunden und sich über deren Stellung im Palast Loredano ihre eigenen Gedanken gemacht. Seit sie dieselbe mit Foscari zusammen gesehen und des Mädchens ganzes Geheimniß in deren stummen verwirrten Blicken gelesen hatte, stand ihr Urtheil über Camilla's verwerflichen Charakter unumstößlich fest, die, während sie sich listig unter dem Schein kindlicher Unbefangenheit in das Herz ihrer Pflegetochter einstahl, hinter deren Rücken in schnöder Absicht Foscari für sich zu gewinnen trachtete.

„Das wollte ich damit nicht sagen," versetzte Lucrezia. „Im Gegentheil, Ihr habt einen scharfen Blick — ein sehr richtiges Urtheil!"

„Ich wünschte, es wäre oft anders! Ein wenig Blindheit ist besser," meinte die Signora mit vielsagender Miene.

„Fast bedauere ich meine Aeußerung über Camilla; Du hegst Vertrauen zu ihr, weil sie Dir durch Foscari empfohlen wurde, und das ist ja sehr freundlich!“

Lucrezia sah ihre Pflegemutter unbefriedigt an. „Es thut mir leid, daß Ihr dieses Zutrauen nicht habt.“

Jene zuckte die Achseln. „Bist Du gewiß, daß sie dessen auch würdig ist? Mein Kind, ich kenne das Leben länger; jedes Jahr raubt Etwas von unserm schönen Glauben, legt uns dafür aber ein Stück Erfahrung zu... Du hast Dich also noch nicht genauer bei Foscari nach Camilla's früheren Verhältnissen erkundigt?“

„Signora, das verbot mir mein Zartgefühl!“ entgegnete Lucrezia mit angeborner Entschiedenheit. „Eine derartige Frage hätte Mangel an Vertrauen — Zweifel an der Würdigkeit seiner Empfehlung verrathen, um so mehr, als Jacopo selbst diesen Gegenstand unerörtert ließ.“

„Ich habe mir des Mädchens Stellung im Palast Loredano nie recht erklären können,“ warf die Signora hin.

Lucrezia sah sie fragend an. „In ihrer Lage ist Camilla einmal darauf angewiesen, sich ihren Unterhalt bei Fremden zu erwerben, gleichviel, ob es nun bei den Loredani oder einer andern Patricierfamilie geschah!“ antwortete sie, ohne auf die Zweifel ihrer Pflegemutter weiter einzugehen.

„Sehr natürlich! Doch glaubst Du, daß sie Dienste in dem Palast verrichtete?“

„Warum nicht? Sie versteht sich sehr nützlich zu machen.“

Signora Luigia schüttelte den Kopf. „Sie weicht jetzt allen Fragen beharrlich aus, aber ich erinnere mich, daß sie am Abend ihrer Ankunft ihr dortiges Verhältniß selbst in anderm Lichte darstellte. Ich weiß nicht, wie ich

Anfangs auf die Vermuthung kam, sie sei eine arme Verwandte jenes Hauses. Obgleich das nun nicht der Fall ist, lebte sie doch standesgemäß im Palast, verkehrte, wie es scheint, mit dem Nobile, als wäre sie Seinesgleichen, verläßt ihn urplötzlich wieder, ohne daß man erfährt, warum?" Die Signora hielt inne und sah ihre Pflegetochter von der Seite an. „Aber bei alle Dem ist vielleicht nichts Auffallendes — man kennt die näheren Umstände nicht."

Lucrezia blickte eine Weile schweigend vor sich nieder. „So beleuchtet scheint es allerdings sonderbar, doch wie Ihr eben bemerktet: man kennt die näheren Umstände nicht!" erwiderte sie. „Jacopo's warme Empfehlung, das Interesse, mit welchem er von dem jungen Mädchen spricht, genügt vollständig, ihr mein Vertrauen zu schenken."

Die Matrone zuckte ungeduldig die Achsel. Sie haßte Camilla nur mehr um dieses Vertrauens willen, und war entschlossen, dem Scandal ein Ende zu machen, indem sie Lucrezia die Augen öffnete. Aber die Klugheit erheischte große Vorsicht. Zuvor wollte sie deren Verdacht auf des Mädchens Verhältniß zu Loredano lenken, wobei die Umstände sie begünstigten; deshalb bezwang sie sich und sagte mit ruhiger Sicherheit:

„Das wohl! Dessen ungeachtet sollte man die Vorsicht nie aus den Augen setzen. Mein Kind, Foscari ist nicht allwissend, er mag sie auch nicht genau gekannt haben — durch sein edles Herz und einen Zug von Ritterlichkeit läßt er sich oft hinreißen... und das Mädchen hat eine Art zu gewinnen, die Du vorhin ja selbst an ihr rühmtest!" fügte die Dame mit besonderm Accent hinzu.

„Gerade die genannten Eigenschaften machen Jacopo im Punkt der Ehre um so scrupulöser!" versetzte Lucrezia leicht gereizt.

Luigia fuhr fort, emsig an ihrer Stickerei zu arbeiten, als sie aufsah, begegnete sie dem unruhigen Auge ihrer Pflegetochter.

„Erzählte ich Dir schon, daß der Senator Jacopo Loredano neulich bei der Messe ganz in unserer Nähe stand?“ äußerte sie scheinbar gleichgültig. „Es war auffallend, welchen Eindruck sein Anblick auf Camilla hervorbrachte; wäre San Teodoro von seinem Fußgestell herabgestiegen und vor sie hingetreten, sie hätte nicht entsetzlicher erschüttert sein können.“

„Wie so? Sprach sie sich darüber aus?“ fragte Jene aufmerksam.

„Sie wich im Gegentheil meiner Frage aus!“

„So!... Ich bemerkte ihn gar nicht. Eigentlich sah ich diesen Loredano noch nie in der Nähe, und doch hasse ich ihn — hasse vielleicht noch stärker als Jacopo, denn er empfindet bei dieser unheilvollen Feindschaft nur für sich, ich aber leide für ihn!“ meinte Lucrezia, deren Gesichtsausdruck schnell wechselte. „Sah der Nobile Camilla? Erkannte er sie wieder?“

„Er verfolgte sie mit finsteren, leidenschaftlichen Blicken während der ganzen Messe!“ antwortete die Signora schnell. „Das eben fiel mir auf — ein räthselhaftes Betragen!“

Lucrezia spielte mit ihrer Armkette, ihre gewölbten Augenbrauen hatten sich zusammengezogen.

Signora Luigia beobachtete sie. „Camilla kann trotzdem schuldlos sein, obgleich dieser Verkehr — es thut mir leid, aber meine Pflicht fordert, Dich darauf aufmerksam zu machen...“

„Welcher Verkehr? Was meint Ihr damit?“ fragte Lucrezia und blickte ihre Pflegemutter überrascht an. „Eure Worte sind sehr vielsagend, edle Signora!...“

Luigia zuckte die Achseln.

„O nein, liebe Base, was Ihr glaubt, ist unmöglich! Dieser kindlich fromme Blick hat nicht in die verderbten Tiefen des Lasters geschaut!“ rief Lucrezia in edlem Feuer.

„Hörtest Du nie über Loredano's Charakter?“ fragte Luigia bedächtig. „Man hegt unwillkürlich Vorurtheil gegen Die, mit denen er in näherer Berührung steht. Bestimmter Argwohn gegen Camilla — ich würde mich dagegen sträuben, so lange noch der geringste Schein für ihre Unschuld spräche. Doch sei der Verkehr zwischen Beiden noch so arglos, es scheint mir schon unpassend, daß sie ihn unterhält, während sie im Palast Contarini Schutz und Obdach genießt.“

„Das wäre es in der That!“ versetzte die junge Signora, und ihr Antlitz röthete sich vor Unwillen bei der bloßen Möglichkeit einer solchen Annahme. „Das ist ja aber nicht der Fall, edle Base!“

„Woher setzest Du das so bestimmt voraus?“

„Jacopo äußerte es einst, auch fehlt Camilla hier jede Gelegenheit.“

„Daß sie dieselbe dessenungeachtet findet, sie Dir aber geflissentlich zu verbergen weiß, deutet bei ihrer Jugend auf große Erfahrung!“ erwiderte Luigia.

„Mir zu verbergen weiß — Eure Worte setzen mich in Erstaunen! Wie so glaubt Ihr das?“ fragte Lucrezia, die den Kopf schnell emporrichtete. „Signora, Ihr irrt in Eurer Voraussetzung!“

„Nun, dann lassen wir die Sache auf sich beruhen,“ sagte die Matrone in der frühern Weise. „Du hast das Mädchen gern, warum nicht ein Wenig Täuschung, wenn sie uns wohlthut?“

„Nein, edle Base! Ihr wißt, ich verschließe mein

Ohr niemals der Wahrheit, auch wenn sie mich, wie in diesem Falle, sehr unangenehm berühren sollte. Ich sehe deutlich, Ihr hegt Zweifel gegen Camilla und wißt mehr von der Sache."

„Ich habe allerdings Grund zu glauben, daß der Verkehr zwischen Beiden nicht abgebrochen ist."

„Dieser Grund?..." fragte die junge Signora mit festem Ton.

„Zum Beispiel neulich Abends — Foscari war gerade anwesend — als Camilla hier unbemerkt aus dem Zimmer verschwand, wie das so ihre Gewohnheit ist, traf sie Beriola unten in der kleinen Hinterpforte geheimnißvoll mit einem Mann redend... Beriola ist sehr überlegt, sie ist in Venedig zu Hause," fuhr die Signora fort, ließ jedoch unerwähnt, daß die Zofe von ihr den Auftrag empfangen hatte, dem jungen Mädchen auf Schritt und Tritt wie ein Spion zu folgen. „So brachte sie denn wirklich heraus, daß dieser Mann, der ganz vermummt gewesen, in den Palast Loredano gehörte. Wenn nicht der Nobile selbst, war es jedenfalls einer seiner Vertrauten, durch den sie Botschaft von ihm empfing."

Lucrezia's dunkles Auge leuchtete in schnell auflodernder Entrüstung. „Wer hätte ihr das zugetraut!" rief sie, in ihrem Stolze tief verletzt. „Da hintergeht sie auch Jacopo, sie handelt gegen seinen ausdrücklichen Befehl! Hätte er das gewußt, er würde sie niemals hergebracht, sie mir nicht so warm empfohlen haben!"

Luigia erinnerte sich, daß Foscari das junge Mädchen zwar empfohlen hatte, aber doch der Bitte seiner Braut, sie herzubringen, mehrmals ausgewichen war. Sie hatte schon damals hinter seinem Zögern eine besondere Absicht vermuthet. Ueber diese Beobachtung schwieg sie jedoch,

einmal weil sie nicht wußte, wie Lucrezia dieselbe auffassen würde, dann aber hatte sie sich auch über Foscari's Gesinnung, in dessen Mienen sie bis dahin vergebens geforscht, in Betreff Camilla's noch keine Klarheit verschaffen können.

„Wie Du mir selbst sagtest, vermeidet Foscari über ihre Vergangenheit zu sprechen," bemerkte die Matrone, die ruhig zu arbeiten fortfuhr. „Mein Kind, Du siehst, der Schein täuscht, hinter des Mädchens träumerischer Zerstreutheit birgt sich mehr; in ihrem scheuen Wesen bei Loredano's Anblick und seinen auf sie gerichteten Blicken war das ganze Bekenntniß eines sträflichen Verhältnisses zu lesen."

Lucrezia schien ungewöhnlich aufgeregt. „Es ist nicht zu leugnen, es beschäftigt sie Etwas, das sie fest in ihrer Brust verschließt," sagte sie halblaut für sich. „Ich bemerkte es lange, wollte es mir aber nicht eingestehen — schob es auf den Kummer ihrer Verlassenheit..."

„Und das sie wohl zu verschließen Ursache hat!" ergänzte ihre Base die leise gesprochenen Worte, und ein boshafter Ausdruck umspielte ihre Mundwinkel. „Es ist ein unbegreiflicher Leichtsinn! Dies Wesen scheint ihr aber Natur zu sein, denn kein Verhältniß ist heilig genug, sie sucht mit ihren schmachtenden Blicken daran zu tasten... Kaum zu verwundern: auf Venedigs Straßen lernt sich nicht Sitte. Beobachte Deinen Schützling nur etwas genauer; ich meine, wenn Foscari hier ist. Man erröthet und erbleicht nicht in einer Secunde um Nichts und wieder Nichts. Sie versteht bei aller Kindlichkeit mit den Reizen, welche sie von der Natur empfangen hat, sehr geschickt umzugehen. Meine Augen mußten an dem Tage, wo sie ihn zuerst hier sah, immer wieder zu ihr zurückkehren und gestern..."

Da Lucrezia's Blick argwöhnisch dem ihrigen begegnete, hielt sie inne. „Ich kann mich aber auch darin irren. Denke deshalb nicht weniger gut von dem Mädchen!"

„Fast glaube ich, Ihr irrt nicht!" sprach Lucrezia, deren Gesicht sich röthete. Dann brach sie auf einmal in ein Gelächter aus, versuchte die Bemerkungen der Matrone von scherzhafter Seite aufzufassen, wurde aber gleich darauf wieder nachdenklich. Signora Luigia sah sich verstanden, sie hatte die bei den meisten Weibern verwundbarste Stelle getroffen. Was Lucrezia vielleicht nur einen kurzen Moment unbestimmt geahnt, es war ausgesprochen, hatte schnell Gestalt gewonnen und konnte nicht wieder aus dem Gedächtniß verdrängt werden.

Luigia, die das wechselnde Mienenspiel der jungen Signora verfolgte, erwiderte Nichts. Für heute hatte sie genug gesagt und fand es besser, den Funken erst langsam fortglimmen zu lassen, ehe sie neuen Zündstoff hinzubrachte, um so mehr, als sie in Camilla's unzweifelhafter Neigung für Foscari die beste Helfershelferin für ihre Plane zu finden hoffte.

Beide Damen unterhielten sich noch eine Weile über verschiedene andere Gegenstände. Obgleich Lucrezia sich den Anschein der Unbefangenheit gab, entging es ihrer Base nicht, daß sie zerstreut, ihre Haltung stolzer, ihr Blick kälter, ihre Lippe spöttischer war, als gewöhnlich.

Achtes Kapitel.

Während Camilla's heiligstes Geheimniß in den Schmutz der Gemeinheit hinabgezogen und leichthin über Dinge geurtheilt wurde, von denen ihr Wohl und Wehe abhing, war das junge Mädchen auf ihrem Wege durch ein an sich unbedeutendes, aber in seinen Folgen wirkungsreiches Ereigniß beunruhigt worden.

Da sie sich ohne ihre Gebieterin befand, besuchte sie heute eine der zunächst gelegenen Kirchen. Sobald sie die Gondel verließ, um über das Campo zu gehen, trat ihr ein Mann entgegen, in dem sie ohne große Mühe Ricardo, den Barcarolen Jacopo Loredano's, erkannte, obgleich derselbe gegenwärtig seine reiche Gondoliertracht mit einem dunkeln Mantel vertauscht hatte. Da auch die Signora sich von ihm bemerkt glaubte, beschleunigte sie ihre Schritte, so daß die Zofe nur mit Mühe folgen konnte. Trotzdem hatte Ricardo sie bald überholt und vertrat ihr beim Eingang zur Kirche mit sorgloser Unverschämtheit den Weg.

„Ein Wort, Signora!" redete er sie an und griff an seine Mütze. „Geruhet meine Aufdringlichkeit zu entschuldi-

gen! Ihr wißt, wir Leute von den Kanälen treiben unsere Gondeln so gut mit, als gegen den Wind: ein Barcarole thut, was seines Amtes ist!"

„Euer Amt hat Nichts mit mir zu schaffen," antwortete Camilla, die hinter scheinbarer Ungeduld ein peinliches Gefühl zu unterdrücken suchte. „Schon neulich sagte ich Euch das. Seid so höflich, mich unbelästigt meines Weges gehen zu lassen!"

„Per Dio santo! Der Barcarole weiß so gut, was er einem schönen Gesicht schuldig ist, als der Nobile vom Broglio, aber er thut, was seines Amtes!" wiederholte der Mann, indem sein verschmitztes Auge bei den dreisten Worten von dem jungen Mädchen zur Zofe hinüberschielte, die sich nahe genug herandrängte, die halblaute Rede zu verstehen. „Signora! Ihr kennt mich wohl! Diavolo! Ihr kennt auch den, der mich zu Euch sendet. Mein erlauchter Gebieter..."

Ohne ihn anzuhören, wandte sich Camilla und ging weiter.

„Nein, Signora, nicht so!" rief Ricardo, der sie mit einem Satze wieder einholte. „Das wäre unser Beider Verderben! Ich habe Euch noch Etwas zu übergeben. Kehrte ich unverrichteter Sache nach Hause zurück, Maledetto! Die Fürsprache sämmtlicher Heiligen, die Madonna des Traghetto nicht ausgenommen, vermöchte mir keinen guten Empfang zu bereiten! Da, nehmt dieses zierliche Briefchen, es kommt von Eccellenza. Ihr müßt es lesen, und seiner Zeit werd' ich mir eine Antwort darauf holen, falls es solcher bedarf."

Camilla wich zurück. „Einen Brief! Den nehme ich nicht an!" entgegnete sie entschlossen, und auf ihrem Gesicht drückte sich tiefer Abscheu aus. „Ich habe Nichts

mit Eurem Gebieter zu schaffen, bringt ihm seinen Brief zurück und wiederholt ihm meine neuliche Antwort. Signor Loredano weiß überdies, daß ich nicht lesen kann."

Ricardo verzog das Gesicht, als hätte er auf diese Worte nur gewartet. „Ihr seid bei solchen, die es statt Eurer können; einen Brief lesen, ist ein kleiner Dienst — sie werden Euch gern sagen, was darin steht," versetzte er und zog die Augenbrauen listig in die Höhe. „Cospetto! Heute zum erstenmal wünschte ich eine andere Schrift gelernt zu haben, als die, welche das Ruder auf die krausen Wellen der Lagunen zeichnet!"

Bei diesen Worten warf er ihr mit geschickter Bewegung den Brief zu und war, noch ehe sie es vermuthete, um die nächste Ecke verschwunden, nicht ohne nach Barcarolenart der hinter ihr stehenden Zofe mit einer leichten Handschwenkung verbindlich zugewinkt und dabei wie zufällig auf den Brief gedeutet zu haben.

Das Billet fiel zur Erde. Camilla blickte fast eine Minute lang überrascht und unschlüssig darauf, dann, nachdem sie sich sorgfältig umgeschaut, griff sie hastig danach, steckte es ein und trat schnell in die Kirche.

Von ungewissen Befürchtungen gequält, wollte es ihr heute nicht gelingen, die nöthige Andacht zu finden; ihre Gedanken sprangen immer wieder vom Wege zum Himmel ab, um auf den Querpfaden der Welt ruhelos hinzutreiben. Sie blieb zerstreut; ohne daher das Ende der Messe abzuwarten, verrichtete sie ihr kurzes Gebet, erhob sich und gab ihrer Begleiterin ein Zeichen, zu folgen.

Beim Ausgange der Kirche stand das junge Mädchen wieder unschlüssig. Was sollte sie thun? Foscari den Brief geben und ihn von Loredano's neuerdings gethanen Schritten in Kenntniß setzen? Es war Camilla's erster

Gedanke, und doch sträubte sich ihr Gefühl dagegen. Im nächsten Moment wollte sie das Schreiben zerreißen und, unbekannt mit seinem Inhalt, sich nicht weiter darum kümmern. Auch hiergegen machten sich verschiedene Einwendungen geltend: Loredano würde jedenfalls den Brief als von ihr gelesen betrachten, das konnte zu Mißverständnissen Veranlassung geben und möglicherweise sogar ihrerseits Zugeständnisse in sich schließen, falls er darin eine Forderung an sie stellte. Sollte sie sich an Lucrezia wenden, ihr Alles vertrauen? Einen Augenblick stand Camilla wie berauscht bei dieser Idee, deren Ausführung eine Centnerlast von ihrem Herzen geschüttelt hätte, doch — wußte sie, ob Foscari damit zufrieden sein würde? Er hatte ihr nicht gerade Schweigen über ihre früheren Verhältnisse anempfohlen, dennoch meinte sie seinen Willen aus einzelnen hingeworfenen Aeußerungen herausgefühlt zu haben, und das genügte, auch diesen Plan wieder zu verwerfen. Schließlich fiel ihr Battista Ranieri ein; er hatte sich ihr als helfender Freund bewiesen, ihr das Versprechen abgenommen, wenn sie eines Rathes bedürfe, sich an ihn zu wenden. Ihm konnte sie vertrauen, und augenblicklich war ihr Entschluß gefaßt.

„Beriola!“ sagte sie und blickte sich ohne weitere Ueberlegung nach ihrer Begleiterin um. „Würdet Ihr nicht fürchten, Euch die Unzufriedenheit der edlen Signora, Eurer Gebieterin, zuzuziehen, wenn Ihr mich jetzt nach einem etwas entfernt gelegenen Ort begleitet?“

Die Dienerin sah sie neugierig an. „O nein, Signora! Ihr habt nur zu bestimmen. Ich empfing den Befehl von meiner erlauchten Herrin, Eure Aufträge zu vollziehen. Ueberdies ist es noch zeitig — wir hielten uns nicht lange in der Kirche auf.“

„Gut, so mag der Gondoliere uns in die Nähe des Ghetto rudern," entschied Camilla und schritt der Brücke zu, wo ihr kleines Fahrzeug bereit lag.

„Beriola, erinnert Ihr Euch noch des Hauses, wo Ihr mich zuerst abholtet? Eben dort habe ich zu thun, aber es wird nicht lange dauern, und Ihr könnt in der Gondel auf mich warten," bemerkte sie, indem sie stillstehend sich noch einmal nach der Dienerin umschaute.

Diese machte ein Zeichen ihrer Willfährigkeit, und Camilla fuhr fort, obgleich es den Anschein hatte, als gingen die Worte nicht ganz leicht über ihre Lippen: „Kanntet Ihr den Mann, der eben mit mir redete? Hörtet Ihr auf seine Worte?"

Beriola schüttelte mit treuherziger Miene den Kopf. „Ich stand zu entfernt, Signora; Leute kamen und gingen, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Wünschtet Ihr, ich hätte es gehört?..."

„O nein, es ist so gut!" erwiderte Camilla, die bei Ricardo's Ankunft viel zu erregt gewesen war, um auf ihre Begleiterin zu achten, und jetzt keinen Grund fand, an deren Versicherung zu zweifeln. Ohne weiter zu sprechen, trat sie in die Gondel.

Nach viertelstündiger Fahrt war der alte Ghetto, ein winkliger, damals nur von Juden bewohnter Platz erreicht. Schnell durcheilte Camilla die daran stoßende Straße. Bei ihrem Eintritt in das bekannte Häuschen kam ihr Brigitte entgegen, die sich innig freute, das junge Mädchen unerwartet wiederzusehen. Da Battista sich augenblicklich nicht zu Hause befand, und die Alte gerade in der Küche beschäftigt war, blieb Camilla einstweilen bei ihr, beruhigt durch die Versicherung, daß der Secretario, der nur in

Privatangelegenheiten einen kurzen Weg zu machen hatte, in wenigen Minuten zurückkehren werde.

Camilla brauchte in der That nicht lange auf ihn zu warten, obgleich sich in ihrer gegenwärtigen Lage die Minuten zu Stunden für sie auszudehnen schienen. Mit offener Herzlichkeit von Ranieri begrüßt, folgte ihm das junge Mädchen sogleich in's Wohnzimmer, und ohne auf andere Gespräche einzugehen, machte sie ihn mit der Veranlassung ihres Besuches bekannt, erwähnte kurz Loredano's Botschaften und zog dann den Brief hervor mit der Bitte, ihr denselben vorzulesen.

Battista betrachtete die Aufschrift und erkannte augenblicklich des Senators Hand, die er in letzterer Zeit bei seinen Berufsgeschäften öfter zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Er löste die zierlich darum gewundene Schnur und überflog den Inhalt erst leise. Beim Weiterlesen nahm sein Gesicht den Ausdruck ernsten Staunens an; er las — las noch einmal, und als er zu Ende war, blickte er von dem Blatt auf zu Camilla, und von dieser wieder in das Blatt. Er schien vollkommen vergessen zu haben, warum ihm der Brief übergeben worden.

„Nun, Signor Secretario?" fragte das junge Mädchen, das Anfangs mit Spannung dem Wechsel seines Mienenspiels folgte, endlich aber anfing ungeduldig zu werden. „Was schreibt der Nobile?"

Bei ihrer Unbefangenheit machte Ranieri eine Bewegung, als hätte er irgend einen Gedanken zurückweisen wollen. „Signora, dieser Brief ist ein boshaftes Machwerk, darauf berechnet, Euch in den Augen fremder Leute zu verdächtigen," sagte der Cittadino in tiefer Entrüstung und zugleich mit Theilnahme.

„Sein Inhalt?" fragte Camilla. „Wollt Ihr mir

den Brief nicht vorlesen? Was kann Loredano von mir wollen?"

„Er verlangt eine Zusammenkunft mit Euch."

„Nein!" erwiderte Camilla hastig. „Ich will Nichts mehr mit ihm zu thun haben, ihn niemals wieder sprechen!... Aber les't doch! was schreibt er?"

Battista sah in das Blatt, er schien ihrem Wunsche nur mit großem Widerstreben zu willfahren. „Loredano schreibt..." begann er, den Sinn wiedergebend, ohne den Brief wörtlich vorzulesen. „Er erinnert daran, daß er Euch Wohlthaten erwiesen, Euch Schutz und Obdach gewährt habe, und Ihr durch heimliche Flucht aus seinem Palast, besonders aber durch Euer jetziges Betragen ihm alles Das mit Undank vergeltet. Er besteht darauf Euch zu sprechen, denn er habe Euch Etwas in Betreff seines verstorbenen Oheims mitzutheilen. Er warnt — droht, im Fall der Weigerung Euch in der erlauchten Signora Contarini eine Feindin zu erwecken, die, einmal einen Blick in die Verhältnisse gethan, nicht zögern werde Euch von sich zu stoßen. Ihr solltet das wohl bedenken, denn hierzu bedürfe es seinerseits nur eines einzigen Wortes." Battista wollte noch Etwas hinzusetzen, besann sich aber und schwieg.

Camilla's Wange hatte sich während des Lesens geröthet. „Das also ist der Inhalt des Briefes! Nachdem er früher schon Alles gethan, mir das Vertrauen meines Wohlthäters zu rauben, droht er jetzt, mich bei meiner Gebieterin zu verdächtigen!... Heilige Jungfrau, und Du kennst doch mein Herz!" flüsterte das Mädchen, zitternd vor schmerzlicher Aufregung. „Wenn es sich so verhält, ja, dann muß Foscari darum wissen! Dieser Gefahr muß vorgebeugt werden!"

„Wovon soll er wissen?" fragte Battista fast erschrocken, der die halblauten Worte nur theilweise verstand.

Camilla sah ihn überrascht an. „Signor Secretario, unter diesen Umständen fühle ich die Nothwendigkeit, mit dem erlauchten Foscari zu reden, ihm diesen Brief zu zeigen. Aus mehrfachen Gründen thue ich es ungern, aber es muß sein! Mein Gewissen ist rein, der Nobile kennt Loredano und wird darum nicht schlechter von mir denken. Mag Jener dann sein Aergstes thun, ich bin in den Augen meines edlen Wohlthäters wenigstens gerechtfertigt."

Battista hörte mit sehr widersprechenden Gefühlen zu, indem er den offenen Brief noch immer in der Hand hielt und bisweilen hineinschaute. „Signora, ich zweifle nicht an der Wahrheit Eurer Worte," sagte er sehr ernst. „Ich habe nie daran gezweifelt, Signor Foscari wird es ebenso wenig, dennoch rathe ich Euch, diesen Brief ohne Ausnahme Niemand zu zeigen."

„Warum nicht?" fragte Camilla betroffen, und da der Secretario schwieg, setzte sie mit größerer Entschiedenheit hinzu: „Die Sache ist schon zu weit gediehen, sie könnte noch weiter kommen, und der edle Foscari müßte übel von mir denken, hätte ich ihn über Loredano's Schritte in Unkenntniß gelassen. O glaubt mir, es kostet mich selbst Ueberwindung, ich wollte den Namen des Nobile nie mehr vor ihm aussprechen, in diesem Fall aber bin ich es ihm schuldig und noch mehr mir selbst."

Battista kämpfte unter sichtlicher Verlegenheit. „Signora, es geht nicht — diesen Brief dürft Ihr ihm nicht zeigen!" Da er das junge Mädchen trotzdem entschlossen sah, fühlte er die Nothwendigkeit sich deutlicher auszudrücken, so schwer es ihm wurde, ihr Gefühl zu verletzen. „Loredano ist ein Schurke!" sprach er. „Seine Ausdrücke sind so empörender

Art, daß es besser für Euch ist, es liest sie Keiner!... Befolgt meinen Rath! Signora, ich meine es gut mit Euch!"

Camilla stutzte. „Steht Etwas in dem Briefe, was Ihr mir nicht gelesen habt?" fragte sie und blickte Battista aufmerksam an. „Ich verstehe Euch nicht! Signor Secretario, ich bitte, seid aufrichtig gegen mich!"

„Ja, ich bin es Euch schuldig!" erwiderte er. „Gern hätte ich Eurem reinen Herzen die Einsicht in diese Gemeinheit erspart, doch da Ihr in Eurem Entschlusse beharrt, darf ich die Wahrheit nicht länger zurückhalten. Es liegt mehr in dem Briefe, als ich las, vielleicht mehr im Sinn, als in den Worten, die, vielsagend und listig gestellt, der Deutung ein weites Feld lassen. Kaum wage ich es auszusprechen, aber der Senator giebt zu verstehen, Ihr hättet in einem nähern Verhältniß zu ihm gestanden, als Sitte und Tugend gestatten. In Betreff der erlauchten Signora Contarini schreibt er, würdet Ihr Euch des letzten Gespräches mit ihm erinnern, würdet wissen, welche Waffen er gegen Euch in Händen habe! Signora, es ist schändlich, aber er thut, als wäret Ihr dem edlen Foscari in schnöder Absicht nachgegangen... Ihr seht jetzt die Unmöglichkeit ein; den Brief zeigen, würde nur Loredano's abscheulichem Zweck entsprechen, denn sicherlich hatte er diese Absicht beim Schreiben... Signora, Ihr habt Ursache, doppelt vorsichtig zu sein!" fügte Battista hinzu, dem Foscari's Bedenken bei ihrem frühern Gespräch einfielen.

Camilla stand todtenbleich; die Hände gefaltet, blickte sie schweigend vor sich nieder, und Thräne nach Thräne rollte langsam über ihre Wangen.

„Ihr habt Recht, diesen Brief darf er nicht lesen!"

versetzte sie leise, und ihr Auge dankte ihm für sein Zartgefühl, ohne daß es ihr möglich war, ein einziges Wort weiter über ihre Lippen zu bringen. Auch sie dachte daran, wie Foscari ihr schon einmal in demselben Falle mißtraut hatte, wahrscheinlich auf Loredano's Verleumdungen hin, und dieser erste Verdacht, nie ganz erloschen, die Grundlage bildete, auf der seine späteren Urtheile über sie sich aufbauten, die den Verdächtigungen Anderer so leicht Zugang gestatteten. „Nein, er darf diesen Brief niemals sehen!" wiederholte das Mädchen. „Und doch," fügte sie, den Cittadino traurig anblickend, hinzu; „doch warnt mich eine innere Stimme, als könnte aus dem Verschweigen Unheil erwachsen. Jedenfalls muß der Nobile erfahren, daß Loredano mehrmals Boten an mich sandte."

Ranieri schien auch dieser Ansicht nicht beizustimmen; wahrscheinlich wunderte er sich im Stillen über die Nothwendigkeit einer solchen Beichte. „Der geforderten Zusammenkunft wollt Ihr also wirklich ausweichen?" fragte er mit Unruhe im Ton. „Möglicherweise könntet Ihr den Senator besänftigen — er scheint sehr aufgebracht. Signora, die Rache der Loredani ist bekannt; dies Geschlecht bleibt nicht auf halbem Wege stehen... Ich will Euch nicht beunruhigen," setzte er einlenkend hinzu; „denn Ihr genießt den Schutz eines hohen Protectors, aber ich meinte nur..."

Camilla, die ihn bis dahin ohne Unterbrechung angehört, machte eine entschieden abwehrende Bewegung. „Signore, davon kann nie die Rede sein, und möchte daraus das Schlimmste entstehen!" rief sie in tief empörtem Gefühl. „Diesen Elenden sprechen, der vor der schnöden Lüge nicht zurückbebte! Nein, nimmermehr! Eine Zusammenkunft mit Loredano, jetzt meinerseits bewilligt, es

wäre unter allem Unglück, das mich treffen könnte, die größte Schmach!"

„Wenn er seine Drohung aber ausführt, Euch der edlen Contarini auf irgend eine Weise verdächtigt, die Freistatt Euch entzieht?" wandte der bedächtige Bürger ein. „Ich will nicht sagen, daß Ihr auch dann schutzlos wäret; nein, Signora, gewiß nicht! Aber es würde Euch schmerzen und..."

„Signor Secretario," antwortete Camilla mit beinahe finsterer Ruhe. „Die Bösen finden in der Welt ein weiteres Feld für ihre Thätigkeit, als die Guten. Ich wußte bis vor Kurzem Nichts davon, habe es nun aber vielfach erfahren. Vor ihren Pfeilen vermögen wir uns so wenig zu schützen wie vor dem Blitz, der glutgezackt vom Himmel herabfährt. Kann und will Loredano mir das Wohlwollen meiner Gebieterin, das Vertrauen meines Beschützers rauben — ich befinde mich in Gottes Hand! Doch vermag ich nicht daran zu glauben; der edle Foscari steht zu hoch in meinen Gedanken, als daß ich ihn könnte fähig halten, sich noch einmal durch niedrige Verleumdungen schlechter Menschen betrügen zu lassen!"

Die düstere Niedergeschlagenheit verlor sich bei den letzten Worten aus Camilla's Haltung.

„Nun muß ich gehen!" sprach sie nach kurzem Schweigen. „Ihr habt mir einen großen Dienst geleistet; meine Dankbarkeit gegen Euch wächst mit meiner Schuld."

Battista, der sich immer mehr zu dem Mädchen hingezogen fühlte, versicherte sie, wie ihr Vertrauen ihn nur glücklich mache, sie ihm nicht besser ihren Dank beweisen könne, als sich in allen Fällen des Lebens an ihn zu wenden. „Signora, den Brief —" bat er vorsichtig.

„Laßt mich ihn zuvor vernichten! Er könnte in falsche Hände gerathen.“

Obgleich Beide über das Verschweigen desselben lange einig waren, stand Camilla doch sichtlich unentschlossen, und als sie endlich ihre Zustimmung gab, und er das Blatt zerriß, folgte sie seinen Bewegungen mit einer innern Unruhe, von der sie sich keine Erklärung zu geben wußte.

„Ich werde die Stücke selbst verbrennen,“ meinte der Cittadino und steckte sie sorgfältig in die Tasche. Als er darauf beim Hinausgehen Miene machte, sie bis zur Gondel zu bringen, hielt sie ihn an der Hausthür zurück:

„Hier, Signore, laßt uns scheiden! Ich finde meinen Weg schon allein... Es ist so besser,“ setzte sie bei seinem fragenden Blick hinzu. Dann schaute sie sich sorgfältig in der Gegend um, reichte ihm die Hand und eilte schnell dem Halteplatz der Gondel zu.

Neuntes Kapitel.

Die offene, reich verzierte Barke der Contarini, von mehreren Rudern im schnellen Tacte bewegt, glitt hinaus in die weite glänzende Bai.

Jacopo saß neben Lucrezia, vor ihnen auf niedrigem Polster sah man Camilla, zu ihren Füßen lag die Mandoline. Etwas weiter von den Dreien entfernt befand sich Signora Luigia. Die Verlobten sprachen Anfangs halblaut mit einander; es war kein Unterhalten, mehr ein reizendes Tändeln, ein Sichvergessen im Rausch des Glückes. Sie ließen die feuchte Seeluft mit ihren Locken spielen, horchten auf das Plätschern der Ruder, betrachteten den Mond, der in silbernen Ringen auf den Fluten zitterte, blickten zurück auf den allmälig erblaßten Himmel, an dessen äußerstem Horizont nur noch ein schmaler Glanzstreif die Bahn der untergegangenen Sonne bezeichnete — und kehrten doch von all den herrlichen Naturwundern immer wieder zu sich selbst zurück, um im Auge des Geliebten die ganze Welt der Wunder tausendfach köstlicher sich widerspiegeln zu sehen, in seinem Herzschlag das Glück des Lebens unter wonnigen Schauern zu fühlen.

„Signore, ist das nicht der Grieche, auf dem gestern der berühmte Meister Gentile Bellini heimkehrte?“ fragte Luigia nach längerer Pause und deutete auf eine Galeere, deren Flagge bei dem schwachen Windhauch schlaff an den Masten herniederhing. „Ich meine dort! Jenes Schiff, das ganz außer den Schiffsreihen ziemlich unter den Kanonen von Sant' Andrea liegt!“ setzte sie, bei Lucrezia's neugierigen Blicken es genauer bezeichnend, hinzu.

Jacopo gab eine bejahende Antwort.

„Saht Ihr den Maler schon? Wie ich höre, ist er noch ein junger Mann.“

„Ganz jung, edle Signora. Er speiste heute beim Dogen.“

„Da habt Ihr gewiß aus seinem eigenen Munde die schauerliche Begebenheit vernommen — ich meine, die Veranlassung seiner schnellen Rückkehr, die eigentlich einer Flucht gleich sieht?“

Foscari bejahte. „Er hat uns Viel von den barbarischen Sitten der Türken erzählt. Die Trophäen auf dem Thor des Serails flößten dem sanftmüthigen Künstler unbesiegbare Abneigung ein, und als nun kürzlich der Großherr, um ihn auf die Fehler eines Bildes aufmerksam zu machen, einen Christensklaven vor seinen Augen enthaupten ließ, so gleichgültig, als handele es sich darum, einen Pinselstrich auszulöschen... Doch Ihr kennt wohl die Geschichte, erlauchte Signora?“ unterbrach sich der Patricier. „Dergleichen Gerüchte finden ihren Weg schneller durch Venedig, als der Strom ihn zur Zeit der Ebbe in's Meer findet.“

„Wir hörten davon, ja! Wahrscheinlich aber mit manchen Veränderungen.“

„Bellini hatte die Enthauptung des Johannes gemalt,

und Mahmud war mit dem Kopf des Heiligen unzufrieden," fuhr Jacopo fort. „Ehe der erschrockene Maler noch Etwas dagegen einwenden konnte, lag das abgeschlagene Haupt des Christen zu seinen Füßen, um nach der Wirklichkeit das Modell für sein Bildniß nehmen zu können. — Der Vorfall hat auf den Mann tiefen Eindruck gemacht; mit dem ersten segelfertigen Schiff ist er davongegangen."

„Ich finde das recht in doppelter Hinsicht," warf Lucrezia hin. „Hier ist Bellini mehr an seinem Platze; unsere Kirchen entbehren der Bilder, und die Republik schickt einen ihrer besten Meister fort, um die Säle der Barbaren zu schmücken! Nur weil die edlen Signori hoffen, durch ihre Willfährigkeit den Großherrn bei guter Laune zu erhalten. Mich dünkt, das heißt San Marco's Löwen zum friedlichen Hausthier erziehen, damit der Sultan in den Stunden seiner guter Laune ein Spielzeug an ihm habe!"

Foscari lächelte bei ihrem Eifer, doch gleich darauf wurden seine Züge wieder ernst. „Daß die Barbaren überhaupt auf den Stätten hausen, die einst die höchste Kunstblüte geheiligt, ist entwürdigend!" sagte er mit dem damals gegen die Türken herrschenden Haß. „Aber die Meeresstadt — bis dahin ein Bollwerk für Europa — vermag nicht länger für die ganze Christenheit in die Schranken zu treten. Den letzten Nachrichten zufolge wird die civilisirte Welt bald mit Schrecken den Halbmond auf den Kuppeln von Constantinopel erblicken!" Sein Auge streifte zufällig Camilla, die sich bei der Erzählung von dem Schicksal des armen Sklaven voll Abscheu weggewandt hatte.

„Was die Trophäen des Serails betrifft, so hätte der weichherzige Maler sich eigentlich schon hier daran gewöhnen können," meinte Lucrezia schelmisch, die ihren Verlobten gern ein Wenig mit seiner blinden Vorliebe für Venedig

neckte. „San Marco kennt auch diese Art Siegeszeichen — sie schmückten schon mehrmals dieselben Säulen, welche durch ihre schönen Kunstformen die Blüte Griechenlands und Roms auf die Lagunen verpflanzten, und unsere erhabenen Inquisitoren fürchteten nicht, durch die abgeschlagenen Köpfe ihrer Feinde diese Denkmale der Kunst zu entwürdigen.“

Der Nobile drohte ihr zärtlich mit dem Finger. „Du bist eine abtrünnige Tochter San Marco's! Nimm Dich in Acht, daß Du an mir keinen heimlichen Ankläger findest!“

„O, dann bitte, bald! damit mir wenigstens die Mühe unserer Einrichtung erspart ist,“ erwiderte Lucrezia lachend. „Die Base war Zeuge, wie ich heute bis zur Stunde der Abfahrt es nur mit Arbeitern und Nähterinnen zu thun hatte.“

„Gut, daß ich daran denke! Marina wünschte Dich morgen zur Begleitung nach dem Palast Foscari abzuholen. Ist Dir der Tag angenehm?... Mich findet Ihr dort,“ fuhr Jacopo bei der zusagenden Miene seiner Braut fort. „Was meinst Du, mein Vater dringt jetzt selbst auf Beschleunigung der Anordnungen für unsern künftigen Haushalt im Palast!“

„Hat Se. Hoheit etwas Näheres über den Zeitpunkt geäußert?“ fragte Signora Luigia.

„Das leider noch nicht! Es widerstreitet dem Charakter des Dogen sich auszusprechen, bevor er eine Sache nicht unwiderruflich bestimmen kann, und da er unsere Vermählung einmal an San Marco's Kriegsglück geknüpft hat, so liegt die Entscheidung allerdings außerhalb der Grenzen seiner Macht. Nach den letzten Vorgängen blickt sein Auge heller, die Dinge stehen gut... auch gut für uns!“ fügte

der Nobile, seine Braut zärtlich anblickend, hinzu. „Also morgen! Ich möchte nicht gern, daß die Arbeiten begonnen würden, bevor Du Deine Bestimmungen gabst."

Die Liebenden verweilten noch längere Zeit bei diesem Thema; Luigia sprach über verschiedene Einrichtungen mit ihnen, sie dachten der Festlichkeiten ihrer Hochzeit, malten sich die lieblichsten Bilder ihrer künftigen Häuslichkeit aus, lachten und scherzten, neckten und liebkosten einander, und das Leben glitt ihnen unter Hoffnung und Genuß so sanft hin wie die Barke unter dem wolkenlosen Himmel, umspielt von schmiegsamen Wellen.

Camilla saß während dessen still da; man fragte sie Nichts, kümmerte sich nicht um sie, und so war ihr noch keine Gelegenheit zum Sprechen geworden. Sie hatte sehnlich eine Zusammenkunft mit Foscari gewünscht, jetzt ihm gegenüber sitzend, versank überhaupt jeder Wunsch in das weite Meer der Hoffnungslosigkeit.

Des Mädchens Auge blickte heute unruhiger als gewöhnlich; Lucrezia, bis dahin gütig und liebevoll gegen sie, hatte im Verlauf dieses Tages weniger ihre Dienste in Anspruch genommen, und mehr als einmal fühlte Camilla beim Aufschauen deren Auge streng und kalt auf sich ruhen. Sie war sich keines Versehens bewußt, ihre stillen Wünsche für das Glück der Gebieterin konnten — eine gute Saat — ihrem Glauben nach keine bösen Früchte tragen, dennoch ließ sich eine plötzliche Umwandlung in dem Wesen ihrer Herrin nicht wegleugnen. Täuschte sie die Furcht oder war auch in Jacopo's Benehmen eine Veränderung zu erkennen? Bei ihrem Eintritt in die Halle, wo sie ihn schon in Gesellschaft seiner Braut angetroffen, hatte er ihren Gruß kaum bemerkt, und statt wie sonst nach den Patricierinnen auch ihr beim Einsteigen in die Barke zu helfen und dabei

ein freundliches Wort an sie zu richten, war er heute unmittelbar seiner Braut gefolgt, es dem Gondoliere überlassend, dem jungen Mädchen den Arm zu bieten.

Schon durch Loredano's Botschaft am Morgen geängstigt, war Camilla heute weniger denn je im Stande, die Verhältnisse ruhig zu beurtheilen. Ihre Gedanken schwankten von einer Möglichkeit zur andern; bald kam es ihr vor, als ob Lucrezia alles Das eben so gut wie sie selbst bemerkte und sehr befriedigt dazu aussah; bald überredete sie sich, ihre Beobachtungen seien nur ein Spiel ihrer Einbildungskraft. Sie tadelte sich wegen ihrer Furcht, wollte heiter sein, und schon im nächsten Augenblick ging ihr Lächeln wieder in Schmerz unter, weil sie meinte, auf Jacopo's Antlitz entschiedenes Mißfallen zu lesen. Aus seinen zufriedenen Blicken hatte sie allein Kraft zum Dulden geschöpft, diese entbehrend, war ihr die einzige Stütze genommen, und Alles erlosch um sie in farbloses Dunkel.

Das Haupt über den Bord des Fahrzeuges geneigt, blickte sie in die Wogen, als hätte sie bis tief auf den Grund dringen und ihr Fühlen und Denken, das ganze Dasein für immer in die Tiefe versenken mögen. Ihre Wange wurde bleicher, ihr Auge starrer; sie schien Nichts von dem lachenden Leben oben zu vernehmen.

Unter heiteren Gesprächen der Liebenden erreichte man den Hafen des Lido. Kein dumpfes Brausen oder größeres Schwanken des kleinen Fahrzeuges verkündete heute das Aufhören des Binnenwassers. Kaum merklich bewegt, schien das Meer in ruhigem Schlummer zu athmen. Jede Brust hob sich höher unter dem Hauch der erfrischenden Seeluft; im Vollgefühl der Unbeschränktheit suchte das Auge die Räume zu durchdringen; selbst der Geist ward sich in jenen Regionen der ewigen Freiheit deutlicher bewußt,

die dort geherrscht, seit das Weltall aus dem Chaos geworden.

„Jetzt, Camilla, könntest Du uns ein Lied singen!" meinte Lucrezia und deutete auf die am Boden liegende Mandoline. „Hier ist der Ort dazu; wir befinden uns gewiß Alle in der Stimmung, es gern zu hören!" Dabei glitt ihr dunkles Auge fragend von ihrem Verlobten zu Luigia hinüber.

„Gewiß!" stimmte Jacopo bei. „Aber ein Lied, das Signora Lucrezia vorzugsweise gern mag!"

Camilla nahm schweigend die Mandoline aus seiner Hand, und ohne sich schon für Etwas bestimmt zu haben, glitten ihre Finger in sanften Accorden über die Saiten.

„Ihr könntet noch einmal die Ballade Petrarca's singen, welche ich neulich von Euch hörte. Sie erinnert mich an alte Zeiten!" Foscari's Stimmung veränderte sich, während er sprach; er rückte seiner Braut näher, umschlang sie enger, setzte sich zugleich aber so, daß er auch Camilla im Auge behielt.

„Wie doch eine unbestimmte Aehnlichkeit den Menschen schnell über weite Zeitenräume hinweg versetzt! Hast Du das nicht auch schon in einzelnen Momenten empfunden?"

„Von welcher Aehnlichkeit sprichst Du?" fragte Lucrezia, deren Hand in der seinigen ruhte, der seine getheilte Aufmerksamkeit aber keineswegs entging.

Foscari sah sie zerstreut an. „Aehnlichkeit ist nicht das richtige Wort," erwiderte er, und sein Auge ruhte auf Camilla. „Als sie neulich die erwähnte Ballade sang, stand auf einmal meine Knabenzeit vor meiner Erinnerung... Wir Menschen sind ein Spiel thörichter Täuschungen!" fügte er mit erzwungener Heiterkeit hinzu, als hätte er ernstere Eindrücke von sich weisen wollen.

Signora Luigia's Augen suchten während dieses kurzen Gespräches die ihrer Pflegetochter, doch die Braut bemerkte es entweder nicht, oder wich absichtlich den beobachtenden Blicken ihrer Base aus. „Nun, Camilla, da Signor Foscari es wünscht, so singe jene Ballade!" sprach sie unbefangen. „Es interessirt mich nun selbst, sie zu hören — ich kenne sie wohl noch nicht? Nein, eine Ballade Petrarca's sangst Du in meiner Gegenwart niemals."

Camilla, die bis dahin leise gespielt hatte, sah jetzt Jacopo an und schüttelte verlegen den Kopf. Sie that dies mit so bittendem Ausdruck, daß Niemand ihre Absicht mißverstehen konnte.

„Wie, Ihr wollt nicht singen?"

„Monsignore, ich will singen — wenn Ihr es wünscht, singe ich gern, aber jene Ballade — Ihr wißt ja..."

„Habt Ihr sie schon wieder vergessen?" fragte der Nobile mit Mißfallen im Ton. „Mich dünkt, Ihr sagtet..."

Das Mädchen unterbrach ihn durch eine rasche Bewegung; sie fürchtete, er könnte ihr Geheimniß preisgeben. Aber eben so schnell und zugleich beschämt über die verrathene Furcht, nahm sie ihre vorige Haltung wieder an, indem sie noch immer langsam das Haupt schüttelte. „Monsignore, ich werde die Ballade niemals vergessen, aber erinnert Euch doch, daß ich sie nicht singen kann!" antwortete sie halblaut.

So unschuldig diese Worte an sich waren, berührten sie Foscari doch äußerst unangenehm. Camilla hatte sich nicht geirrt, er war in der That durch einige Hindeutungen Lucrezia's gegen sie erkaltet; was noch schlimmer, er glaubte ihre Gefühle, an denen er selbst freilich kaum mehr zweifeln konnte, von seiner Braut beargwöhnt. Mit dieser Vermuthung war natürlich Wohlwollen und Freund-

lichkeit für das Mädchen verscherzt, und er benutzte vielleicht ganz gern die Gelegenheit, sie dies durch die Achtlosigkeit fühlen zu lassen, die er für ihr Gelübde und die heiligen, sich für sie an diese Ballade knüpfenden Empfindungen an den Tag legte.

„Das ist kindisch und launenhaft!" erklärte er.

„Launenhaft!..." wiederholte Camilla leise. Sie sah ihn dabei mit sanftem, aber so tiefem Vorwurf an, daß Foscari, auf den ihre Gefühle die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten, sich ärgerlich von ihr abwandte.

„Nenne das nicht launenhaft!" bemerkte Lucrezia mit eigenthümlichem Lächeln. „Wie es mir scheint, ist diese Ballade nur für Dein Ohr bestimmt; ich bedaure, daß unsere Gegenwart Dich des gewünschten Genusses beraubt."

Lucrezia hatte in diesem Augenblick kein Mitgefühl für den Seufzer, der sich Camilla's Brust entwandte. Sie besaß Edelmuth, aber vom Glück verwöhnt, umgeben von Reichthum und Liebe, ist es schwer, sich in die Lage des Verlassenen zu versetzen. Außerdem hielt sie Camilla in doppelter Weise für schuldig: nicht bloß leichtsinnig wegen ihres heimlichen Verkehrs mit Loredano. Nein, dieses Mädchen, dem sie Obdach und Schutz gewährte, wagte sogar ihr Auge in sträflicher Liebe zu ihrem Verlobten zu erheben!

Jacopo's Stirn röthete sich in schnell aufsteigendem Aerger; die ironische Bemerkung seiner Braut erhöhte das in ihm schon vorhandene peinliche Gefühl, und sein ganzer Unwille traf Camilla. Ausschließlich von dem Wunsche beherrscht, Lucrezia von seiner Geringschätzung gegen die Neigung des jungen Mädchens zu überzeugen, war er zum erstenmal hart und ungerecht gegen dasselbe.

„Thorheit!" entgegnete er. „Sie hat nur eine Pflicht, die, Deinen Willen zu vollziehen! Wünschest Du die

Ballade zu hören, darf es ihr nicht einfallen, aus kindischen Gründen sie nicht singen zu wollen. . Die edle Signora denkt zu nachsichtig, sich zu beklagen," wandte er sich zu Camilla, „dennoch entgeht es mir nicht, daß Ihr in letzterer Zeit zur Unzufriedenheit Ursache gabt. Ich bedaure das Euretwegen und erwarte, Ihr werdet Euren Eifer in Zukunft verdoppeln, wollt Ihr nicht mein Wohlwollen für immer verscherzen!"

Das Mädchen saß wie vom Donner gerührt. Sie sah nur zu deutlich, ihr war Alles genommen, wofür sie gekämpft und gelitten — auch das Wenige, woran ihr ganzes Glück sich anklammerte, man gönnte es ihr nicht! Und das von Derjenigen, für die sie das eigene Herz bezwungen, für deren Glück sie gebetet unter den Kämpfen der Leidenschaft! Unbekannt mit dem menschlichen Herzen und seinen Capricen, suchte Camilla den Grund für Foscari's Zorn nur außer ihm und maaß Lucrezia mehr Schuld bei, als diese in Wirklichkeit besaß.

„Signora, das hab' ich nicht um Euch verdient!" rief sie, in leidenschaftliche Thränen ausbrechend und mit einer Heftigkeit, die Niemand bis dahin an ihr gekannt. „Ich bin mir keiner Schuld bewußt, habe Alles gethan, wovon ich glaubte, daß es Euch wohlgefallen müsse — und Ihr nehmt mir das Vertrauen meines Beschützers, nehmt mir mein ganzes Glück! O das ist grausam!"

„Schweigt und wagt nicht, Eurer Wohlthäterin Vorwürfe zu machen!" herrschte sie Foscari an, und sein Auge schmetterte das Mädchen zu Boden. „Sie hat Euch nicht bei mir verklagt, ich selbst bin ja Zeuge Eures unpassenden Betragens!"

Camilla ließ das Haupt auf die Brust sinken. Wie hart erschien ihr die Welt! Hatte sie nicht geduldet und

geschwiegen, aber wird nicht auch das sanfteste Gemüth reizbar, wenn es ungerecht leidet? In welch anderm Lichte erschien Lucrezia, weil sie glücklich war und geliebt! — Camilla fühlte, wie verkehrt sie gehandelt, wie ihre Heftigkeit Foscari's Vertrauen gänzlich zerstört hatte. Schmerz und Reue machten ihre Brust fast zerspringen; sie hätte ihr Vergehen durch jede mögliche Qual sühnen, zu seinen Füßen seine Verzeihung erflehen mögen, aber sie wagte es nicht, in der Furcht ihn von Neuem zu erzürnen.

Eine Weile saß sie unbeweglich, die Mandoline lag in ihrem Schooß. „Signore, darf ich die Ballade jetzt singen?“ fragte sie leise.

Vielleicht verstand sie Foscari: ihrem theuersten Gelübde wollte sie untreu werden, um seiner Braut Gehorsam zu zeigen. Er sah auf Lucrezia, dann nickte er beistimmend, und es lag Etwas in seinem Blick, was Camilla ermuthigte, zugleich aber auch ihre kaum besänftigten Gefühle von Neuem mächtig erregte.

Sie holte tief Athem, den Sturm in ihrer Brust zu bewältigen, dann ergriff sie das Instrument mit peinvoller Anstrengung und begann die erwähnte Ballade. Obgleich verschleiert, war ihre Stimme doch melodisch, aber man fühlte die gebrochene Seele durch die Klänge hindurch. Es blieb ein hoffnungsloses vergebliches Ringen, und mitten im Gesang erstickten die Töne unter einem Strom hervorquellender Thränen.

Die Anwesenden nahmen anscheinend keine Notiz von dieser Unterbrechung, sie unterhielten sich in der ungezwungensten Weise, und Camilla, in der Schmerz und Schaam gleich mächtig wogten, die eine Welt darum gegeben hätte, die unwillkommenen Thränen zurückdrängen zu können, wußte ihnen dieses gänzliche Unbeachtetsein Dank.

Jacopo, der den unangenehmen Eindruck bei seiner Braut zu verwischen wünschte, entfaltete heute die ganze Liebenswürdigkeit seiner Natur. Durch tausend muntere Einfälle wußte er die Aufmerksamkeit der Damen zu fesseln; das Feuer der ersten Jugend durchglühte ihn wieder, als er von seinen Reisen erzählte; manches übermüthigen Jugendstreiches gedachte; schilderte, wie er zum erstenmal hinausgekommen auf das offene Meer, und die Brust ihm da weit geworden, die Welt vor seinen hoffenden Blicken aufgegangen sei! Mit Beredtsamkeit sprach er von dem Einfluß, den die Seereisen, besonders der Verkehr mit den Orientalen, auf Charakter und Sitten der Venetianer, auf die Entwicklung aller ihrer intellektuellen Fähigkeiten übte; wie auf diesem Vorzuge ihre Ueberlegenheit vor allen übrigen Völkern Europas (die Mauren in Spanien und die Toscaner ausgenommen) beruhte. Er verglich ihr geregeltes Staatssystem, die Toleranz in der Religion, Kunst und Industrie in seinem Vaterlande mit der Willkür und dem blinden Fanatismus, der Unwissenheit und Barbarei anderer Länder; den Reichthum und die Schönheit Venedigs, die Pracht seiner Paläste, seine glänzenden und prunkvollen Feste mit den finsteren Burgen des Lehnsadels, dessen gesetzlosen Fehden und ungeregelten Zuständen.

„Das Alles verdanken wir dem Meere!" fuhr Foscari mit jenem Enthusiasmus fort, den der Ruhm ihrer Seekriege in den damaligen Venetianern, der ersten schifffahrenden Nation der Welt, erzeugte. „Wenn andere Völker um uns her verweichlichen, kühlen wir uns die Brust in den Wellen des Oceans, lassen die Winde unser Haupt umwehen, steuern frischen Muthes durch thürmende Wogen!... Da ist das Buch!" und er deutete auf Himmel und Meer. „Das weite Weltenbuch, in dem wir

studiren! Das stählt den Charakter — es hat die Venetianer auf ihrem beweglichen Strande zu unbesiegbaren Helden gebildet!"

Mit höher klopfendem Herzen folgte Lucrezia ihm von Bild zu Bild. „Ich verstehe und liebe diese Begeisterung," sagte sie und schaute ihm in das glänzende Auge. „Du bist niemals beredter, als wenn es das Lob des Vaterlandes gilt!"

„Mein Vaterland verdient es auch! Wehe dem Venetianer, der nicht dafür erglüht, nicht beredt wird bei dieser Sprache, und wäre er kalt und stumm wie die Eisberge des Nordpols!" antwortete Jacopo, indem er aufstehend zurückschaute auf die Thürme der herrlichen Stadt. „Dieses Vaterland war einst ein Morast; unsere Vorfahren — wenige Flüchtlinge, die vor Attila's Horden auf die öden, schlammbedeckten Inseln flohen — fanden weder Raum zum Bauen, noch Material; weder Vegetation, noch trinkbares Wasser, aber sie fanden Freiheit, die sie begeisterte; es umwogte sie das Meer mit all seinen verborgenen Schätzen. Im Gefühl ihrer Kraft haben sie unermüdlich daraus geschöpft und heute, die Souveräne dieses Meeres, lassen sie unablässig neue Flotten aus ihrer Inselstadt laufen, machen die Nationen tributpflichtig, erober'n Reiche, sammeln die Schätze des Orientes, erhalten das Gleichgewicht Italiens und schicken von da, wo elende Fischerhütten auf wankendem Boden standen, die Lichtstrahlen der Intelligenz in das Herz Europas!"

Jacopo betrachtete noch immer die Stadt, die in ihrer marmornen Schönheit, übergossen vom Silberglanz des Mondes, in königlicher Erhabenheit aus dem Wasser emporstieg.

„Dennoch fehlt ihr unter allen Reizen einer, dem ich

den Vorzug geben möchte!" meinte Lucrezia, die sich gleichfalls umschaute.

Der Nobile sah sie fragend an.

„Wenn sich mein Auge eine Weile gesättigt hat an diesen sonnigen Marmorpalästen, den goldenen Reflexen auf leuchtendem Wasserspiegel, der lichten Klarheit, die mich hier überall umgiebt; dann zieht es mich immer wieder an die grünen schattigen Ufer der Brenta..."

Foscari schüttelte das Haupt mit einem Anstrich heiterer Ueberlegenheit, die seinen edlen Zügen wohl anstand. „Was Du Entbehrung nennst, das gerade ist unsere Stärke!" erwiderte er lächelnd. „Ständen jene Paläste, statt sich über einem unterirdischen Walde von Cedern aus den Fluten zu erheben, in der üppigen Natur Neapels — ja ständen sie nur am Golf von Genua, wir wären nie geworden, was wir sind, und die Flagge von San Marco wehte nicht mehr vom Campanile!... Wir sind mehr als Rom und Athen!" fügte er, auf die Lieblingsidee der stolzen Venetianer eingehend, hinzu. „Die Königin der Welt beugte ihr Haupt unter der abscheulichsten Tyrannei, welche je Thron und Menschheit entwürdigte; wir athmen noch nach tausendjähriger Unabhängigkeit die Freiheit der Lagunen. Xenophon sagt: „„Wären die Athenienser zugleich Herren des Meeres und Insulaner, sie wären furchtbar, ohne verwundbar zu sein!"" Wir haben, was ihnen fehlte. Nein, mein Vaterland besitzt Alles, was seine Söhne groß macht — in den üppigen Fluren gedeihen nicht die Künste, reifen keine Helden, wie die Morosini, die Bragadini und Contarini..."

„Und Foscari!" fiel ihm Lucrezia scherzhaft drohend in's Wort. „Ich bitte, einen Namen, der bald der meinige wird, in so guter Gesellschaft nicht zu vergessen! Einst

hörte ich meinen Oheim sagen, die Foscari wären stets dabei gewesen, wo es gegolten, für Venedigs Ruhm zu kämpfen, einen Stein zu seiner Größe herbeizutragen!“

Jacopo's Gesicht wurde nachdenkend, sein Auge schweifte in die Weite. Lucrezia stand neben ihm. Da die Barke, durch Beider Bewegung aus dem Gleichgewicht gekommen, etwas schwankte, und Signora Luigia sehr ängstlich aussah, zog der Nobile seine Braut mehr nach der Mitte zu; er umschlang sie fester, und ihr Haupt an seine Schulter gelehnt, blieben Beide mehrere Minuten, verstummt unter ernsten Gefühlen.

„O, ich habe noch nicht für immer vom Meere Abschied genommen!“ sagte Jacopo auf einmal mit einer Bewegung, in der sich die ganze Frische und Elasticität seiner Natur ausdrückte. „Nein, gewiß nicht! Selbst diese hellen Sterne,“ und er drückte lachend die Finger auf ihre Augen, „können mich nicht für immer in ihre Zauberkreise bannen; Lucrezia, ich werde nicht sterben, ohne Griechenlands Küste wiederzusehen!...“

Ein leiser Schrei machte die Liebenden plötzlich aufschauen. Sie sahen gleichzeitig auf Camilla, welche so starr und angstvoll um sich blickte, als sei sie eben einer fremden Welt entstiegen.

„Ihr habt nicht vom Meere Abschied genommen! Nein!“ flüsterte sie mit todtenbleichen Lippen. „Wehe mir, daß ich es erleben muß!“ Sie drückte beide Hände auf's Gesicht, als hätte sie ihr Auge vor einem schrecklichen Phantom verschließen wollen.

Die Anwesenden betrachteten sie voll Befremden, in das sich bei Lucrezia ein seltsam unheimliches Gefühl mischte. Trotz ihrer wiederholten und eindringlichen Fragen vermochte Camilla weder eine Erklärung ihrer Worte, noch

der sie beherrschenden qualvollen Vorstellungen zu geben. Sie schien so sichtlich zu leiden, daß man endlich abstand, weiter in sie zu dringen und sie sich selbst überließ.

Obgleich schon an das eigenthümliche Wesen des Mädchens gewöhnt, hinterließ diese Scene dennoch bei Allen einen unangenehmen Eindruck. Die Unterhaltung wollte sich nicht in der alten Weise fortspinnen lassen; der einmal abgerissene Faden riß immer wieder, wurde dünner, und der Eifer, ihn von Neuem anzuknüpfen, schlaffer. Niemand mochte es sich eingestehen, und doch fühlten Alle sich durch Etwas belastet, das an die Schwüle vor dem Ausbruch des Sirocco erinnerte.

Erst da man den Palast Contarini erreichte, schien Camilla aus ihrer Traumwelt zu erwachen. Als Jacopo seine Braut hinaufgeleitete, trat sie an seine Seite, verfolgte ihn mit den Augen, öffnete ein paarmal die Lippen, als habe sie Etwas auf dem Herzen — doch er bemerkte es nicht, schien auch wenig in der Stimmung, mit ihr zu reden. Sie mußte ihren Vorsatz aufgeben und zog sich nach vergeblicher Mühe endlich leise und unbeachtet nach ihrem Zimmer zurück.

Als Signora Luigia vor dem Schlafengehen noch mit ihrer Pflegetochter plauderte, lenkte sie das Gespräch sehr bald auf Camilla.

„Was denkst Du nach dem heutigen Vorfall von dem Mädchen?“ fragte die ältere Signora.

„Die arme Kleine thut mir eigentlich leid, aber — Ihr habt Recht, diese Seltsamkeiten sind unerträglich. Sie verdarb uns die herrlichste Fahrt!“ Die stolze Patricierin brach hier ab und fing von etwas Anderm an zu sprechen. Signora Luigia, die sich dadurch nicht beirren ließ, meinte nach einer Pause, auf denselben Gegenstand zurückkommend:

„Täuschte mich mein Auge nicht, so hattest Du Foscari schon Etwas über Camilla gesagt.“

„Nur einzelne im Allgemeinen hingeworfene Bemerkungen — auch konnt' ich der Lust nicht widerstehen, ihn ein Wenig mit seiner Eroberung zu necken,“ entgegnete lächelnd die junge Signora. „Aber es schien mir, er schaute ernster darein, als die Sache verdient.“ Sie wurde nachdenklich. „Vielleicht hätte ich es nicht thun sollen!“

„Es war jedenfalls eine Uebereilung!“ versetzte ihre Pflegemutter mit jener ruhigen Ueberlegenheit, die ihre Stellung in dem Palast geschaffen hatte und selten verfehlte, ihr ein entschiedenes Uebergewicht Anderen gegenüber zu geben. „Es war in der That Uebereilung.“

„Ich bin fast Eurer Meinung.“

„Foscari hat selbst Augen — glaube mir, ich deutete von Anfang an seine Miene diesem Mädchen gegenüber richtig. Laß ihn allein urtheilen; es lebt einmal ein Widerspruch in uns Menschen, den die Klugheit nie herausfordern sollte: wir sind geneigt zu entschuldigen, wo Andere verdammen, und tadeln, wo sie schweigen. Die einzig weise Maxime für Dich ist in diesem Fall, den Gegenstand solchen Verdachtes nie vor Deinem Bräutigam zu erwähnen...“

„Edle Base, heute früh nahm ich mir vor, mit Jacopo ausführlich über Camilla zu sprechen,“ fiel ihr Lucrezia schnell in's Wort. „Ich hielt es für meine Pflicht, ihm Eure Entdeckung wegen des Loredano mitzutheilen, denn das Mädchen scheint in der That seine Theilnahme nicht zu verdienen. Nach Dem jedoch, was heute Abend vorfiel, verbietet mein Stolz diese Absicht auszuführen. Jetzt sie anklagen, wäre unzart und könnte mich in seinen Augen kleinlicher Gesinnung verdächtigen.“

Luigia dachte nach. Camilla aus dem Palast zu entfernen, hielt sie durchaus für das Glück ihrer Pflegetochter nothwendig, es war seit lange ihr geheimes Trachten. An des Mädchens Leichtsinn ließ sich nicht mehr zweifeln, und wenn die Signora Foscari auch bis jetzt keine Treulosigkeit zutraute, so hatte sie während der Wasserfahrt doch in seinen Blicken mehr Theilnahme zu lesen geglaubt, als sie für statthaft erachtete; ja selbst sein vielleicht ungerechtfertigter Zorn gegen Camilla bestätigte nur ihren Verdacht. Selbst praktisch und berechnend, einer idealen Anschauungsweise unfähig, erfaßte sie das Leben nur von seiner materiellen Seite, und besonders was die Männerwelt und deren Neigungen anbelangte, stand ihr Glaube nicht allzu hoch. Jedenfalls hielt sie für weiser, die Versuchung fern zu rücken, als von dem standhaften Bestehen derselben den Erfolg abhängig zu machen. Ihr Plan war entworfen, sie glaubte die zum Handeln nöthigen Fäden jetzt in ihrer Hand zu halten, und die arme Camilla hatte auf kein Erbarmen zu hoffen.

„Dein Einschreiten ist auch nicht nöthig," warf sie nach kurzem Schweigen sehr zufrieden hin, ohne ihrer Pflegetochter von Veriola's neuen Entdeckungen in Betreff des Briefes Mittheilung zu machen. „Ich werde ein wachsames Auge auf sie haben, überlaß diese Angelegenheit meiner Beurtheilung."

„Jacopo verfuhr heute hart gegen die Kleine," fuhr Lucrezia fort. „Ihr Benehmen war allerdings ungestüm — eine Zurechtweisung konnte ihr nicht schaden, dennoch that sie mir leid! Sie scheint von sehr reizbarer Gesundheit und fühlte sich gar so unglücklich über Jacopo's Tadel!" Lucrezia's Zorn gegen Camilla war entwaffnet, seit sie gesehen, wie ein Angriff auf sie nur dazu diente, durch den

Schatten der Nebenbuhlerin ihr eigenes Bild um so strahlender in den Vordergrund zu drängen. „Ich sah Jacopo noch nie so erzürnt und begriff eigentlich die Veranlassung nicht.“

Signora Luigia lächelte. Sie blickte tiefer und fand den Grund dafür ohne Mühe. „Daß Foscari's Unwille auf Camilla so erschütternden Eindruck machte, bestätigt nur meine Vermuthung,“ bemerkte sie, und die Lieblosigkeit ihres Charakters, gewöhnlich hinter gewinnender Freundlichkeit verborgen, blickte diesmal ohne Schminke hindurch. „Erweisen sich unsere Wahrnehmungen als richtig, so kann das Mädchen nicht länger im Hause bleiben...“

„Nein, theure Base!“ unterbrach sie Lucrezia mit Entschiedenheit. „Camilla gehen heißen, das werde ich Jacopo überlassen, der sie hier eingeführt hat, um so mehr, als ich ihn im Scherz mit ihrer Anhänglichkeit neckte.“

„Dessen bedarf es auch nicht!“ erwiderte Luigia, die über die zu ergreifenden Mittel nicht mehr in Ungewißheit war.

Lucrezia stand in Gedanken; plötzlich glänzte auf ihrem schönen Antlitz die frischeste Heiterkeit, und sie sagte mit einer Regung alter Vorliebe für Camilla: „Edle Signora, Ihr beurtheilt die Verhältnisse vielleicht in falschem Licht — wir thun dem armen Kinde am Ende Beide Unrecht.“

Luigia hielt das listige Auge fest und forschend auf ihre Verwandte gerichtet, aber sie entgegnete Nichts.

„Freilich ist die Kleine in seiner Gegenwart etwas sehr erregt, das läßt sich nicht leugnen, aber hat sie nicht alle Ursache, Jacopo anhänglich zu sein? Man konnte es neulich der Freude des Wiedersehens, heute dem Kummer über seinen Unwillen, im Allgemeinen dem lebhaften Gefühl der Dankbarkeit zuschreiben!“

„Du magst Recht haben!“ versetzte Signora Luigia beistimmend, indem sie sogleich ihre vorhin ausgesprochene Lebensweisheit in Betreff der Widersprüche in Anwendung brachte. „Gewiß, ich glaube, Du hast Recht!“ Darauf drückte sie einen mütterlichen Kuß auf die weiße Stirn ihrer jugendlichen Verwandten und schickte sich zum Weggehen an.

Lucrezia sah ihr betroffen nach; es war augenscheinlich, sie hatte eine andere Antwort erwartet.

Zehntes Kapitel.

Es war einige Tage nach der beschriebenen Wasserfahrt, als Signor Foscari die obere Galerie des Palastes Contarini durchschritt. Am Ende derselben gewahrte er Camilla, die über die Balustrade gelehnt, auf den Canal grande hinabschaute. Bei seiner Annäherung wandte sie schnell den Kopf; sie hatte ihn seit ihrem Hiersein noch nie allein gesehen, und ihr erster Gedanke war, zu entfliehen, doch — der Fuß zauderte, während ihre auffallend bleiche Wange sich mit fliegender Röthe färbte. Auch Jacopo schien einen Augenblick in seinem Entschluß zu wanken, dann trat er ihr näher, vielleicht bestimmt durch den Gedanken, daß er neulich zu hart und streng gegen sie gewesen war.

„Wie geht es Euch?" fragte er gütig. „Ihr schienet neulich zu leiden — ich hoffe, Ihr habt Euch seitdem beruhigt!"

Camilla war Anfangs sehr befangen, statt einer Antwort drückte sie die Hand auf die Brust, und Thränen füllten ihre Augen.

„Kind, Ihr müßt lernen, Euch besser beherrschen!“ sagte er freundlich. „Beruhigt Euch, ich meinte es nicht so böse! Leider habt Ihr neulich viel eingebüßt; es wird Mühe kosten, das Vertrauen Eurer Beschützerin wieder zu gewinnen. Sie meinte es gut mit Euch, aber Eure Heftigkeit hat ihr Wohlwollen erkaltet. Ich weiß nicht, ob es so fortgehen wird und will sehen...“

„Monsignore, Ihr wollt mich fortschicken!“ fiel ihm Camilla in die Rede, als hätte ein Blitzstrahl ihr seine Gedanken enthüllt. „O, verstoßt mich nicht! Schickt mich nicht weg aus Eurer Nähe!“ Erschrocken über ihre eigenen Worte hielt sie beschämt inne. Es kämpfte in ihr die Allmacht der Liebe, der reinsten und heiligsten Empfindung mit dem Zartgefühl des Weibes, doch war es die Natur selbst, die sie die Berechtigung ihrer Bitte erkennen ließ? Schon nach kurzem Schweigen fügte sie mit größerer Sicherheit hinzu: „Ich ehre und liebe meine Gebieterin, ich will die Befehle von ihren Lippen lesen, sie soll sich nicht mehr über mich beklagen dürfen!“

Foscari war betroffen; er verstand ihre Gefühle nicht ganz, dennoch milderten sich seine Züge unter dem Einfluß ihres sanft hingebenden Blickes, aus dem jetzt jede Scheu gewichen war. Vielleicht stieg zum erstenmal die Ahnung der vollen Tiefe und Entsagungsfähigkeit ihrer Liebe in ihm auf, die um der Nähe des theuern Gegenstandes aller Schmerzen nicht achtet.

„Seid Ihr denn zufrieden in Eurer jetzigen Stellung?“ fragte er sie unerwartet, und ein halb theilnehmendes, halb zurückhaltendes Lächeln umspielte seine Lippe. „Camilla, fühlt Ihr Euch hier glücklich?“

Wieder überzog Purpurröthe ihre Wange. „Ich weiß es nicht. Oft bin ich es, ja! Ich weiß nicht, ob die

Menschen auf Erden immer glücklich sein können. Einst hörte ich sagen, so flüchtig wie die Zeit, vielleicht noch flüchtiger, sei hier unten das Glück!... Ich bin zufrieden, Signore."

Jacopo streckte in der Erregung des Gefühls die Hand nach ihr aus, doch mitten inne besann er sich eines Andern, machte schnell eine Wendung und zog die Finger zurück, ohne die ihrigen berührt zu haben. Camilla, die seine Absicht merkte, senkte verletzt und beschämt das Haupt.

„Als Ihr herkamt," sprach der Nobile nach kurzer Pause, ohne ihre Empfindungen zu beachten, „da gab ich Euch keine Verhaltungsregeln, weil gewisse Dinge, im Gefühl begründet, von selbst verständlich sind. Ich täuschte mich darin — leider erfahre ich, daß Ihr über Manches gesprochen habt, worüber zu schweigen, Ihr besser gethan... Ich wünschte um Euretwegen, Ihr wäret vorsichtiger in Euren Worten," setzte er mit einer Beimischung von Mißbehagen hinzu.

„Monsignore, ich habe über Nichts gesprochen, wirklich nicht! Nie ein Wort, was Euch betraf..."

Foscari wandte sich mit komischem Verdruß ab. „Das glaub' ich wohl! von mir ist hier nicht die Rede. Ueber Eure eigenen Angelegenheiten habt Ihr gesprochen und zwar mehr, als nothwendig war."

„Eccellenza, ich erwähnte auch darüber Nichts. Ich erinnere mich nicht — gewiß, bei der heiligen Madonna, ich that es nicht!" entgegnete Camilla, sich vertheidigend. „Glaubt mir, ich bin sehr zurückhaltend, nicht weil ich Grund habe Etwas zu verschweigen, nur in der Meinung, es könnte Euch unangenehm sein."

Foscari's Miene wurde frostiger. Einzelne Aeußerungen der Damen, die Kenntniß der früheren Verhältnisse

des jungen Mädchens voraussetzen ließen, waren ihm sprechender Beweis für Camilla's Unwahrheit, ohne daß er dabei freilich Signora Luigia's raffinirtes Spionirsystem in Anschlag brachte, vermöge dessen sie Manches herausbekommen hatte, während sie das Fehlende durch eigene Combinationen geschickt zu ergänzen und bei Gelegenheit für ihre Zwecke auszubeuten verstand. Er brach kurz von dem Gegenstand ab, wie Jemand, der seiner Sache gewiß, nicht mehr zu überzeugen ist und in der nutzlosen Vertheidigung des Andern nur einen um so größern Mangel an Aufrichtigkeit erkennt.

Camilla fühlte sein Mißvergnügen; sie ahnte längst das unheilvolle Wirken einer Hand zwischen sich und Foscari, die unsichtbar allen ihren Bemühungen entgegen arbeitete, aber sie vermochte weder die Dinge zu ändern, noch auch zu ergründen, wer dieser heimliche Feind eigentlich war.

„Monsignore," sagte sie, sich fassend. „Es quält mich schon seit mehreren Tagen Etwas, das ich Euch nicht länger verschweigen darf; ein Geheimniß, welches ich sonst Keinem hier anvertrauen kann. Ich hoffte alle Tage vergeblich, Euch zu sprechen!"

„Was ist es?" fragte der Nobile aufmerksam. „Habt Ihr einen Wunsch, sprecht ihn aus! Was zu Eurem Besten dient, soll geschehen — wenn es in meiner Macht steht."

„Keinen Wunsch, Eccellenza!"

„Um was handelt es sich denn? Ihr versichertet vorhin, Ihr wäret zufrieden in Eurer Stellung."

„Monsignore, ja!" Camilla zögerte, es wurde ihr sichtlich schwer, zu reden. „Wie Ihr wißt, verließ ich ohne Signor Loredano's Wissen dessen Palast," begann sie,

vermied es jedoch, Foscari anzublicken. „Anfangs war mein hiesiger Aufenthalt dem Senator unbekannt, seit kurzer Zeit aber...“

„Still!“ unterbrach sie Jacopo. „Nicht jetzt! ich kann Euch nicht weiter anhören — davon ein andermal!“ Dabei schweifte sein Blick die Galerie hinab.

Camilla, die mit dem Rücken nach jener Seite stand, wandte sich, der Richtung seines Auges zu folgen, und gewahrte Signora Luigia, welche eben vom äußersten Ende des Ganges sich ihnen näherte.

„Monsignore, darf ich Euch nicht nachher noch wenige Minuten allein sprechen?“ bat das junge Mädchen mit halblauter Stimme. „Die Angelegenheit beunruhigt mich, ich werde mich erst erleichtert fühlen, wenn ich Euch Alles gesagt habe!“

„Mich allein sprechen — wann? hier?“ erwiderte Foscari zerstreut. „Nein, das geht nicht!“

Camilla senkte entmuthigt den Kopf. „Nicht jetzt, erlauchter Herr, aber...“

„Vielleicht später, es wird sich wohl Gelegenheit finden. Warum habt Ihr mir die Sache nicht gleich vorhin mitgetheilt?“

„Eccellenza, ich zweifle — es findet sich keine!“ antwortete Camilla, die aus Erfahrung wußte, daß sie selten Etwas thun konnte, wobei ihr nicht Beriola oder wohl gar Signora Luigia selbst in den Weg trat, ohne daß es ihr bisher eingefallen war, hinter dem Zufall eine Absicht zu suchen.

„Dann müssen wir es auf einen andern Tag verschieben... Es thut mir leid!“ setzte er bei ihrem bittenden Blick hinzu. „Aber Ihr seht ein, daß ich jetzt Euer Geheimniß nicht anhören kann.“

Während dieser Worte blieb sein Auge auf die Signora gerichtet, die mit irgend Etwas beschäftigt, in einiger Entfernung still stand. Es war ihm dabei eine leichte Ungeduld anzumerken; er wünschte von dem jungen Mädchen loszukommen, wollte sie aber nicht gerade durch Unhöflichkeit verletzen.

Camilla wurde Nichts davon gewahr. „Monsignore...“ begann sie, zögerte wieder, fuhr dann aber rasch und leise fort: „Im Verlauf des Abends habe ich einen Weg nach der Piazza — wenn ich wüßte, daß Ihr — erlauchter Signore, es würde Euch nur wenige Augenblicke rauben und mir...“ Sie sah ihn an; kaum gelang es ihr, ein Zittern der Stimme zu unterdrücken, denn aus sehr erklärlichen Gründen brachte sie ihr Anliegen nicht ohne Selbstüberwindung hervor, die zunahm, je deutlicher sie sich der geringen Willfährigkeit des Nobile bewußt wurde.

Foscari schien über ihr Ansinnen befremdet.

„Eccellenza, mir ahnt Unglück, wenn ich es noch länger verschweige!“ flüsterte sie verzagt. „Ich wollte Euch alle Tage sprechen, sah Euch aber nie allein!“

„Durch Eure eigene Schuld habt Ihr Euch den Weg zu mir abgeschnitten... Nun, wir wollen sehen!“ fügte er leise genug hinzu, um von der jetzt näher kommenden Dame nicht verstanden zu werden. Auch in ihm kämpften oft zwei verschiedene Stimmen, und nicht immer konnte er diejenige unterdrücken, die zu Camilla's Gunsten redete. „Gegen Abend also! Ich kann Nichts versprechen, will es mir aber merken!“ Dabei nickte der Cavalier ihr flüchtig zu und ging dann der Matrone entgegen.

Während ihrer gegenseitigen Begrüßungen fand Camilla Gelegenheit, sich unbemerkt zurückzuziehen.

Nachdem Beide einige Minuten mit einander geredet,

meinte Signora Luigia, die sich nach allen Seiten umblickte:

„Ihr spracht mit Camilla! Wo sie nur geblieben ist? Ich dächte, sie eben noch hier gesehen zu haben.“

Foscari schien eine Antwort auf diese Frage überflüssig zu erachten; er verbeugte sich und zuckte leicht die Achsel.

„Es ist Schade, daß der Versuch mit der Kleinen so wenig glücklich ausfällt!“ bemerkte die Signora, während sie an des Nobile Seite die zu Lucrezia's Zimmer führenden Gemächer durchschritt.

Foscari sah sie fragend an, dann erwiderte er: „Camilla hat versprochen, ihr neuliches Vergehen durch verdoppelten Eifer gut zu machen; ich glaube nicht, daß Lucrezia den Fall ernster auffaßt, wir sprachen nicht weiter darüber. Sollte Camilla es nicht verstehen, sich in ihrer Gunst wieder herzustellen, so wäre dem Uebelstande durch deren Entfernung sehr leicht abgeholfen.“

„Meine Pflegetochter hat sich durchaus nicht derartig geäußert, sie würde Camilla gewiß nicht gern von sich lassen!“ antwortete die Dame, der diese Wendung keineswegs paßte, denn das junge Mädchen nur aus dem Palast entfernen, genügte ihr noch nicht; Foscari mußte von deren Unwürdigkeit überzeugt, sein Wohlwollen ihr für immer entzogen werden. „Es wäre auch für das arme Kind ein Unglück!“

Der Nobile verstand sie nicht ganz. „Camilla ist hier ohne Zweifel besser als an jedem andern Ort aufgehoben, und es würde ihr sehr schwer werden fortzugehen; darin läge aber noch kein Grund, sie hier zu lassen, wenn Lucrezia ihrer Gegenwart überdrüssig wäre,“ entgegnete er ruhig. „Für Camilla's Zukunft sollte auch dann gesorgt sein!“

„Signore, ich fürchte für sie!“ meinte die Dame mit besorgter Miene. „Einmal der sichern Aufsicht entzogen, würde das unerfahrene Mädchen unbedingt wieder dem Senator Loredano in die Hände fallen, und dann wäre sie verloren!“

Foscari's Augenbrauen zogen sich zusammen; die Signora, die es wohl bemerkte, ließ ihm nicht Zeit zu einer Erwiderung:

„Ich gebe Euch gern zu, Camilla hat manche Seltsamkeiten, denn Fälle wie der neuliche wiederholen sich häufig. Sie fühlt sich bedrückt, es quält sie mehr, als sie zugestehen darf — daher ihre Reizbarkeit! Dennoch flößt ihre Lage Bedauern ein: es fehlte ihr an Unterweisungen; bei der schnellen Erregbarkeit ihrer Gefühle wird es ihr schwer, die nothwendige Zurückhaltung zu bewahren — dazu die Versuchungen, denen sie ausgesetzt war...“

Jacopo hörte die Folgerungen und Schlüsse der Dame mit Befremden. „Ich wußte nicht, edle Signora, daß Eure Ansicht über Camilla...“

„Das glaube ich wohl!“ unterbrach ihn Luigia. „Auch Lucrezia ahnt zu meiner Freude von alle Dem wenig, und Camilla, ich muß es gestehen, besitzt bei ihrer Jugend eine Art zu täuschen, die mich oft in Erstaunen setzt. Selbst in Momenten, wo sie sich auf unrechtem Wege weiß, irgend ein Geheimniß zu verbergen hat, versteht sie es, eine Miene kindlicher Unschuld zu bewahren, die Lucrezia in ihrer Unwissenheit entzückt und sie manche Fehler des Mädchens übersehen läßt.“

„Erlauchte Signora, bei Eurem außerordentlichen Scharfblick ist die Richtigkeit Eurer Ansicht nicht in Frage zu stellen, und Euer Edelmuth läßt von vorn herein Schonung voraussetzen; daß Ihr dessenungeachtet so streng über

Camilla urtheilt, beweist die Größe ihrer Vergehen," sagte der Nobile, ohne den Eindruck merken zu lassen, den ihre Worte auf ihn hervorbrachten. „Ihr würdet mich außerordentlich verpflichten..."

„Lieber Foscari, Ihr mißversteht mich durchaus! Nicht das junge Mädchen bei Euch anzuklagen, sondern mit Euch zu überlegen, wie dem Uebel abgeholfen werden kann, ist meine Absicht!" fiel ihm Luigia mit der aufrichtigsten Miene in's Wort. „Ich bedaure das arme Kind, denn sie ist verwahrlost, aber nicht bös von Herzen — nicht unverbesserlich! Sie von hier fortschicken — damit wäre ihr wenig geholfen; nein, ich wünsche sie auf den richtigen Weg zurückzuführen und hoffe, Ihr werdet mich in meinen Plänen unterstützen!"

Foscari verbeugte sich. „Ihr vergeßt, erlauchte Signora, daß Eure Eröffnungen mir bis jetzt die Gründe für so schlimmen Verdacht vorenthielten!" versetzte er zwar tief verletzt, dennoch durch Luigia's scheinbares Interesse getäuscht. „Camilla hielt sich allerdings einige Zeit im Palast Loredano auf, aber das ist noch keine Veranlassung, an ihrer Ehrbarkeit zu zweifeln... Sie ist in ihrem Wesen unbefangen und hingebend, doch nie empfing ich einen Beweis von wirklichem Leichtsinn!" fügte er hinzu, dessen Argwohn in Betreff Loredano's in dem Maaße geschwunden war, als er die wahre Natur ihrer Liebe zu sich erkannte, die in ihrer Tiefe und Opferfähigkeit Nichts mit Flatterhaftigkeit gemein hatte und sein ernstes Bedauern erregte.

Luigia lächelte. „Was ihre Neigungen betrifft, so kennt Ihr sie länger als ich, und in diesem Punkt urtheilt Euer Geschlecht gewiß richtiger als das unsrige!" erwiderte sie. „In Ansehung ihrer Handlungen glaube ich gern, daß ich einen tiefern Blick in ihr Leben that, als sie Euch

und zwar mit gutem Grunde jemals gestatten würde. Wer sich auf verbotenem Pfade und in Heimlichkeiten verstrickt weiß, und wäre er noch so vorsichtig, ihm tritt in unbewachten Augenblicken das geängstigte Herz auf die Zunge... Signore, Camilla's Verhältniß zu dem Senator Loredano war nicht vorwurfsfrei!" fuhr die Matrone in ruhiger Sicherheit fort. „Was der Vergangenheit angehört, kann oft für die Zukunft von unberechenbarem Vortheil werden, wenn man in ernster Reue die begangenen Fehler sich als Warnung dienen läßt, und in diesem Fall sollte Niemand darauf zurückkommen. Bei Camilla verhält es sich aber anders..."

Dem Nobile trat das Blut vor Unwillen in die Schläfe. „Das allgemeine Urtheil nennt Loredano freilich einen Weiberverführer, und ich meinerseits halte ihn für einen Schurken; trotzdem bin ich fest überzeugt, daß Camilla fleckenlos aus seinen Händen hervorging, und seit lange ist jeder Verkehr zwischen ihnen abgeschnitten. Signora, des Mädchens Einführung bei meiner Braut mußte Euch meine Ueberzeugung von ihrer Sittenreinheit verbürgen!" antwortete er gereizt, der die erste wohlverstandene Anspielung der Matrone unbeachtet ließ, dessen Ehre in Betreff des Folgenden aber unbedingt Camilla's Vertheidigung forderte, obgleich alte schlummernde Erinnerungen bei den listig gestellten Behauptungen wie Gespenster in ihm auftauchten.

„Jeder Verkehr abgeschnitten... Signore, glaubt Ihr das wirklich? Da bedaure ich, die Sache angeregt zu haben, obgleich gerade dieser Umstand der schlagendste Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht ist," versetzte Luigia mit geschickt verhehltem Triumph.

Jacopo's Gesicht verfinsterte sich noch mehr; er sah

die Dame mit einer Spannung an, die sein Interesse an der Sache erkennen ließ.

„Lieber Foscari, das Mädchen steht noch heute mit Loredano in Verbindung; sie empfängt oftmals Botschaften von ihm, an diesen eigenen Palastpforten hatte sie wahrscheinlich mit dem Nobile selbst Zusammenkünfte," versicherte die Matrone. „Erst kürzlich machte sie sich wieder heimlich in der Nähe des Ghetto zu thun..."

„Erlauchte Signora, dort wohnt eine sehr achtbare Familie, in welcher sie sich auf meine Veranlassung einige Zeit aufhielt."

„So, so! Das freut mich zu hören, wenn dieser Weg nicht leider nur als bloßer Vorwand diente, denn sie hatte, wie ihre Begleiterin erzählte, bei dieser Gelegenheit eine Besprechung mit dem Barcarolen des Senator, der ihr einen Brief überbrachte," meinte Luigia, die den gethanen Fehlgriff doppelt und dreifach gut zu machen suchte.

„Camilla kann nicht lesen, hat sie Euch den Brief vielleicht gegeben?" fragte Foscari, und trotz seiner Verschlossenheit fühlte man seine Empörung.

„Davor hütet sie sich wohl!" entgegnete die Dame, die alle Behältnisse des jungen Mädchens vergebens danach durchsucht hatte. „Sogar der Dienerin war es aufgefallen, wie sehr die Signora bemüht gewesen, sowohl Brief als Gespräch vor ihr zu verheimlichen. Schreibt ihr Loredano, so seid überzeugt, wird er auch für die Mittel gesorgt haben, den Inhalt seiner Briefe zu ihrer Kenntniß gelangen zu lassen."

Jacopo beharrte länger als eine Minute in Schweigen. „Ich werde mit ihr sprechen," sagte er kalt.

Luigia wollte in ihrer gleißnerischen Art fortfahren, ihn von ihrer guten Absicht für Camilla überzeugen und

zur Nachsicht und Geduld mit dem jungen Mädchen anrathen, allein er blieb unzugänglich und brach den Gegenstand ab.

Die Signora hätte auch in der That Nichts mehr hinzufügen können, was fähig gewesen, die Wirkung noch zu verstärken, selbst wenn sie Foscari's eben gehabtes Gespräch mit Camilla angehört, seinen frühern Argwohn gegen dieselbe, wie überhaupt seine Antipathien genau gekannt hätte.

Gleich darauf trat Lucrezia ein, die bei ihrem Vater gewesen, nun aber, durch den Bedienten von der Ankunft des Nobile benachrichtigt, in ihr Zimmer zurückkehrte. Das Gespräch erhielt damit eine andere Richtung, aber Foscari's Gedankengang wollte sich nicht sogleich von dem eben Gehörten ablenken lassen, er blieb schweigsam und entfernte sich bald.

Auf dem Heimwege beschäftigte ihn Camilla noch vielfach. Alles, was er erfahren, trug ein so völlig anderes Gewand, als dasjenige, in dem sich das junge Mädchen ihm seit Wochen darstellte, daß er nicht daran glauben konnte, ohne sie zuvor gehört und sich selbst überzeugt zu haben. Schnell brachte er die Mittheilung mit ihrem Geheimniß in Verbindung, das ihm anvertrauen zu dürfen, sie, wie er sich jetzt wohl erinnerte, mit ängstlicher Verlegenheit gebeten hatte. Es überraschte ihn, daß sie ihm ihre eigene Schande bekennen wollte — doch die schwache, sich daran knüpfende Hoffnung, als könne sich Alles noch aufklären, erstickte schnell wieder unter den perfiden Aussagen der Signora.

Elftes Kapitel.

Am Nachmittage desselben Tages begab sich Foscari wieder nach dem Palast Contarini, und als er zu Lucrezia hereintrat, sie fest an seine Brust schloß und seine Lippen auf die ihrigen drückte, da war sein strahlendes Auge schon der Verkündiger einer guten Botschaft, noch ehe er ein Wort gesprochen. Ihre Vermählungsfeier stand nahe bevor, der Doge hatte endlich den Tag derselben bestimmt, und alle Anstalten sollten getroffen werden, dieses Fest des Herzogssohnes der reichsten und mächtigsten Republik würdig zu begehen.

Jacopo war an diesem Tage, wie ein glücklich Liebender in solchem Falle nur sein kann: Die ganze Welt lachte ihn an; obgleich die Luft trübe war, dicke Nebel aus dem dunkelgrünen Wasser emporstiegen und die schmalen, ohnehin schattigen Rii in graue Dämmerung hüllten, so prangte doch für sein Auge Himmel und Erde, Stadt und Meer in rosigem Lichte. Menschen und Zustände trugen heute die glänzende Farbe seines Innern, spiegelten sich in seinem Glück und schienen sein Entzücken zu theilen.

Signora Luigia, der Senator Contarini und ein ältlicher Abbate, der Hausgenosse und Beichtvater der Familie, befanden sich bei den Verlobten, so daß es Camilla möglich wurde, ganz unbemerkt Zeuge des allgemeinen Glückes zu sein. Sie verlor Foscari nicht aus den Augen, aber keine Miene sagte ihr, daß er sie nur sähe, geschweige beachte. Er sah einzig nur Lucrezia, aus Allem strahlte ihr Bild ihm entgegen; wie konnte Camilla da erwarten, daß er jetzt seines Versprechens gedenken werde!

Sie hatte die Hoffnung lange aufgegeben, als Foscari unerwartet aufbrach mit der Erklärung, noch einen geschäftlichen Auftrag seines Vaters ausrichten zu müssen. Die Familie Contarini sollte diesen Abend im Dogenpalast zubringen; so war die Trennung nur eine kurze, und in der Hoffnung des Wiedersehens der Abschied ein leichter.

Bald nach Foscari's Weggehen betrat auch Camilla die Gondel. Bei den Säulen der Piazzetta angelangt, stieg sie aus und hieß die Dienerin ihrer im Fahrzeuge warten. Langsam schritt sie unter den Arcaden hin; obgleich nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorlag, den Nobile zu treffen, spähte sie doch unwillkürlich nach allen Seiten umher. Die schon angezündeten Fackeln und Lampen brannten düster in der feuchten Luft, weiße Dunstkreise um die unstäten Flammen bildend. Die Plätze waren für diese Stunde noch unverhältnißmäßig leer, nur unter den Säulengängen lustwandelte ein Theil der vornehmen Welt. Camilla entdeckte unter all den Nobili, deren Mehrzahl maskirt war, Keinen, der sie in Gestalt und Haltung nur im Entferntesten an Signor Foscari erinnerte. Der Eine, so schien es ihr, entbehrte des edlen Ebenmaaßes seiner Figur; der Andere trug den Kopf nicht so stolz, sein Auge blickte matt durch die Maske, sein Gang zeigte weniger

Leichtigkeit; eines Dritten Mantel fiel in zu steifen Falten herab, ihm fehlte die geschmackvolle Nachlässigkeit, mit der Jacopo den seinigen über die Schulter zu werfen pflegte.

Nicht enttäuscht, aber doch muthloser ging sie weiter. Bei der Ecke der Procuratien, dem Campanile gegenüber, merkte sie erst, daß Jemand außerhalb der Säulenreihe und abwechselnd gedeckt durch den schräg über den Platz fallenden Schatten ihr immer in gleicher Entfernung zur Seite blieb. In diesem Augenblick keiner Furcht Raum gebend, trat sie hart an die Säule, und ihr Schritt wurde langsamer.

Sobald der Mann sich entdeckt sah, blieb er stehen. „Signora, sucht Ihr Jemand?" fragte er halblaut.

„Ich suche Jemand!" antwortete Camilla schnell. „Wenn es Euch beliebt, so wiederholt noch einmal Eure Frage und öffnet ein Wenig die Maske, damit ich Eure Stimme deutlicher höre. Ich möchte mich überzeugen, ob ich noch länger zu suchen nöthig habe."

Der Fremde musterte sie vom Kopf bis zur Zehe. „Signora, falls ich meiner Sache noch zweifelhaft, wäre Eure Aufforderung das beste Mittel, sie und mich zu verrathen, doch hier hat's kein Bedenken!" Dabei that er, wie sie verlangte, indem er höflich an seine Mütze griff.

Das junge Mädchen horchte scharf auf.

„Olivero, Ihr seid es! Euch schickt Signor Foscari!" rief sie in ihrer Freude ziemlich unbedachtsam und trat in den schwarzen Schatten der Säule. Allem, was mit Jacopo nur in entferntem Zusammenhange stand, gehörte ihr Interesse; so hatte sie auch augenblicklich seinen vertrauten Diener erkannt, den sie nur wenige Male reden zu hören Gelegenheit gehabt.

„Ich war meiner Sache schon sicher, als ich Euch

aussteigen sah," meinte der Barcarole, der viel vorsichtiger zu Werke ging. „Mein Verstand versteht sich besser auf Gondeln, als auf Menschen; es giebt ihrer wenige in Venedig, die ich nicht in finsterer Nacht herauskenne."

„Und doch sehen sie sich alle gleich!"

„Signora, für Eure Augen!" sagte der Mann und lachte still in sich hinein. „Euch scheinen auch die Lagunen überall gleich, während Unsereiner die Krümmungen der engen Kanäle so genau auf dem glatten Spiegel herauskennt, daß wir sie bei Nacht nicht verfehlen würden, und wäre zehnmal die Bake weggenommen... Ich sah Signora wohl aus der Gondel Contarini steigen, verlor Euch aber unter den übrigen Masken. In Venedig thät es Noth, auf jeder Seite Augen zu haben..."

„Was bringt Ihr mir für Nachricht von Eurem edlen Gebieter?" fiel ihm Camilla in die Rede, und ihr Auge leuchtete in freudiger Ungeduld. „Werde ich ihn heute noch sprechen?"

„Signora, er ist dort oben!" entgegnete der Gondolier und wies an den Procuratien in die Höhe, wo sich die Casini der Nobili befanden.

„Welchen Befehl ertheilte er Euch? Sollt Ihr mich zu ihm führen?" fragte das junge Mädchen, die es nicht anders kannte, als sich vertrauend dem Willen des Nobile unterzuordnen.

Oliviero verneinte. „Geruhet hier zu warten, Signora! Es soll nicht viel länger dauern, als die Priester brauchen, das Paternoster zu beten. Sie pflegen es kurz zu machen!"

„Ich habe auf der Piazza noch eine Besorgung — dort in jener Bude! Es ist besser, ich mache das jetzt ab. Geht, Oliviero! Bei Eurer Rückkehr trefft Ihr mich

wieder hier.“ Nach diesen Worten verschwand sie flüchtigen Schrittes um die Ecke des Glockenthurms.

Länger aufgehalten, als sie erwartet hatte, faßte Camilla auf ihrem Rückwege schon von Weitem die Säule in's Auge, aber erst beim Näherkommen gewahrte sie die dort wartende dunkle Gestalt. Das war nicht Oliviero! O, Himmel, es war Foscari selbst! Sie konnte ihn nicht verkennen, obgleich Mantel und Maske ihn verhüllten. Ihr Schritt zögerte. O, warum gab es selbst in der Hoffnungslosigkeit keinen Widerstand gegen diese Allgewalt der Leidenschaft! Das Mädchen glaubte an den Schlägen ihres Herzens zu ersticken.

Trotz seiner Maske, die ihn für jedes andere außer Camilla's Auge unkenntlich machte, schien Foscari der Verkehr hier noch zu lebhaft, er winkte ihr, zu folgen, indeß er quer über den in abendlichem Dämmerlicht liegenden Platz voranschritt. Durch ein Seitenportal des Palazzo ducale traten sie in den innern Hof, wo zwischen dem himmelanstrebenden Gebäude das Sonnenlicht nur ein flüchtiger Gast ist, und lange vor Abend schon nächtliches Dunkel unter den Bogengängen und vorspringenden Erkern lagert. Oede und Stille umgaben geheimnißvoll den riesigen Bau. Mitten im Hofe stand Foscari still; nachdem er vorsichtig ringsum geschaut, wandte er sich an seine Begleiterin:

„Ich habe Euren Wunsch erfüllt — jetzt sagt mir, was Euch heute früh so schwer auf dem Herzen lag!“ begann er, und der feine Beobachter hätte etwas eigenthümlich Forschendes, eine kaum merkliche Spannung in seinem Ton herausfühlen können, obgleich derselbe milder war, als sich nach den Vorgängen erwarten ließ; weniger das Ergebniß seiner Gesinnungen gegen Camilla, als die Nachwirkung seiner glücklichen Stimmung.

Das junge Mädchen dankte ihm freudig bewegt für sein Kommen. Ahnungslos des sich um sie zusammenziehenden Ungewitters, setzte sie den Nobile von Loredano's Schritten in Kenntniß; erzählte, wie er Boten an sie gesandt habe und dringend eine Zusammenkunft verlange; im Fall der Weigerung drohe, ihr Signor Foscari's und der erlauchten Contarini Wohlwollen zu entziehen; wie die Angst sie peinige, er möchte diese Drohung wahr machen, und die edle Signora, beirrt in ihrem Glauben, Verdacht gegen sie fassen. Camilla verschwieg Nichts als den Empfang des Briefes, aber so schwer ward es ihr, Etwas vor ihm zu verheimlichen, daß sie mehrmals inne hielt und sich in ihrer eigenen Rede verwirrte.

Trotz Dunkelheit und Maske, welche die verrätherische Farbe ihrer Wangen den Blicken des Nobile entzogen, ward dieser ihre Verlegenheit gewahr.

„Habt Ihr den Senator nicht selbst gesprochen?“ fragte er, ohne merken zu lassen, daß er schon über die Sache hinlänglich unterrichtet war.

„Nein, Monsignore! Ich sah ihn nur ein einziges Mal und zwar in der Marcuskirche aus der Ferne.“

„Also nicht? Kam er nicht einmal selbst, seine Botschaft auszurichten?... Besinnt Euch wohl!“ fuhr Foscari fort, dem übrigens eine Verwechslung des Boten mit Loredano völlig einleuchtete, da er kaum glauben konnte, daß der Nobile bis in die Nähe des Palastes Contarini gekommen sein würde.

„Niemals, Eccellenza!“

„Ist das Alles, was Ihr mir mitzutheilen habt?“

„Alles, Signore!“ antwortete Camilla kaum hörbar.

„Alles?...“ wiederholte er noch einmal mit schärferer Betonung, ohne daß sie Etwas darauf entgegnete.

Foscari blickte vor sich nieder. „Ihr besuchtet kürzlich die Ranieri's?" warf er gleichgültig hin.

Das Mädchen stutzte. Schon durch die einfache Frage, die mit dem Verschweigen des Briefes in Zusammenhang trat, bestürzt, stand sie im Begriff zu verneinen, doch unfähig ihn zu hintergehen, gab sie wieder zu, und ihre Worte blieben unklar.

„An jenem Tage empfinget Ihr ja wohl auch eine Nachricht von Loredano?" bemerkte der Nobile.

Camilla's Verlegenheit wuchs; sie schwieg.

„Schrieb Loredano niemals an Euch?"

Camilla brach in Thränen aus. In ihrer Angst der Ueberlegung unfähig, gestand sie den Empfang des Briefes.

„Warum theiltet Ihr mir das nicht gleich mit?"

Das Mädchen schwieg wieder.

Jacopo's Auge schien die Dunkelheit zu durchdringen; es ruhte fest und prüfend auf ihr, denn er fühlte, daß hier nicht Alles war, wie es sein sollte. Die Hoffnung, die er an ihr Geständniß geknüpft, erlosch beim Mangel an dessen Aufrichtigkeit; was sie gesagt, es konnte durch die Furcht abgepreßt, in geschickter Berechnung geschehen sein, um möglicher Entdeckung vorzubeugen. „Aber Ihr könnt nicht lesen — auf welche Weise setztet Ihr Euch da von dem Inhalt des Briefes in Kenntniß?" fragte er weiter, der, unbekannt mit der seltsamen Verwicklung, welche Battista Ranieri schon früher zum Mitwisser ihres Geheimnisses gemacht, natürlich nicht auf den Gedanken kam, daß sie den Cittadino zu Rathe gezogen.

Camilla machte vergebliche Anstrengung, kein hörbarer Laut kam über ihre Lippen.

„Was schrieb Euch Loredano?" fuhr der Nobile fort.

Des Mädchens Herz klopfte fast hörbar. Ihn, der ihr über Alles hoch stand, zu dem sie Vertrauen wie zu keinem andern sterblichen Wesen empfand; ihn belügen zu müssen — sie hätte ihr Leben dafür gegeben, die Wahrheit gestehen zu dürfen! Doch Foscari, der schon einmal Verdacht gegen sie gehegt, Einsicht in die Gemeinheiten dieses Briefes gestatten, die zu kennen, sie vor sich selbst erröthete; — es war unmöglich! und die Worte: „Ich weiß es nicht!" preßten sich gewaltsam über ihre Lippen.

„Ihr wißt es nicht?" wiederholte der Patricier verwundert, dessen Aufmerksamkeit weder ihr Zögern, noch die sie folternde Angst entging. Er schenkte diesen Worten keinen Glauben; indem er erkannte, daß sie ihm gerade das verheimlichte, woraus er zum erstenmal ein klares Urtheil, wie es zwischen ihr und Loredano stand, den ersten wirklichen Beweis ihrer Unschuld hätte entnehmen können, war ihre Schuld in seinen Augen entschieden, Signora Contarini's und des Loredano schmachvolle Behauptungen hatten festen Boden gewonnen. „Ihr wißt nicht, was er Euch schrieb?" sagte er noch einmal, und in die Betonung mischte sich Trauer, ein Gefühl, das ihn im nothgedrungenen Zweifel an dieses Mädchens Tugend schon einmal beschlichen hatte. „Camilla, ich wünsche den Brief zu lesen."

„Signore, ich habe ihn nicht mehr."

„Das ist etwas Anderes!" antwortete der Nobile, und seine Stimme war scharf und trocken. Er hatte keine weitere Frage.

Camilla's Ohr fühlte aus Foscari's Ton Etwas heraus, was sie erbeben machte, und es überkam sie der Gedanke, ob sie doch nicht das Falsche gewählt, Battista's Rath statt der Stimme ihres eigenen Innern gefolgt zu sein. Aber — es war zu spät! Die Lüge war gesprochen,

selbst ihr Widerruf hätte jetzt den Nobile nicht mehr überzeugen, die Sache um Nichts besser machen können. Was sollte sie auch sagen? Der Brief war vernichtet, und wäre er vorhanden gewesen — er übertraf an Gemeinheit die schlimmste Vermuthung.

Ohne seine tiefe Indignation laut werden zu lassen, oder seiner Absichten, die er in Betreff ihrer gefaßt, zu erwähnen, widerrieth er ihr auf das Strengste, weder Loredano, noch einem seiner Vertrauten Rede zu stehen und Botschaften von ihnen zu empfangen. Er that dies mit solchem Nachdruck, daß Camilla sich im Stillen über ein Gebot wunderte, das zu sehr mit ihren Sympathien übereinstimmte, um ihrer Meinung nach einer so besondern Schärfe zu bedürfen.

„Der Senator hat in diesem Fall gedroht, mich bei Euch zu verleumden," sprach sie bekümmert, ohne zu ahnen, daß gerade diese Worte seinen schlimmen Verdacht nur mehr bestätigten. „Monsignore, was er auch thun oder sagen sollte, Ihr werdet ihm nicht Glauben schenken! Nicht wahr, ich kann gewiß sein, Ihr thut es nicht!"

„Ich weiß, was ich von Loredano zu halten habe," versetzte der Patricier streng. „Mädchen, laßt Euch das nicht kümmern! Wer sich frei fühlt von Schuld, braucht um falsche Anklage nicht besorgt zu sein."

Dieser Ausspruch klang so wahr und doch — welches Heer begründeter Einwendungen rief die Erfahrung in Camilla's Innerem dagegen wach! Aber nur ein schmerzlicher Seufzer, den Foscari, wenn er ihn gehört, jedenfalls mißdeutet hätte, rang sich statt jeder Erwiderung aus ihrer Brust hervor.

Im Begriff, sie nach der harten Antwort zu verlassen, stand der Nobile noch still; es war ihm, als dürfe er so

nicht von ihr scheiden, denn mit diesem Gespräch zerriß ja das letzte Band zwischen ihnen, blieb Glaube und Vertrauen für immer hinter ihm. Aber sie hatte sich selbst ihr Gericht gesprochen, hatte durch die Lüge dem ganzen Heer abscheulicher Verleumdungen den Stempel der Wahrheit aufgedrückt!...

„Seid Ihr allein hier?" fragte er kalt.

„Monsignore, ja! Ich hieß die Dienerin in der Gondel am Traghetto warten. Ich fürchte mich nicht! Ihr wißt ja, ich bin ehemals immer allein und zu allen Tageszeiten durch Venedigs Gassen gegangen... Ich hatte ein gutes Gewissen," fügte sie mit wehmüthigem Lächeln hinzu, „und wie Eccellenza eben bemerkte, braucht nur der Schuldige zu fürchten."

Jacopo's scharfes Auge drang durch ihre Maske. Hatte sie das Richtige getroffen, ungefähr wie der Pfeil sein Ziel, oder lag eine empfundene, versteckte Bitterkeit in ihren Worten? Aus jedem derselben hätte er das Wort „Unschuld" heraussaugen mögen, aber nur die Gewißheit ihrer Schuld blieb ihm. Dennoch neigte er sich wie unter einem fremden Einfluß mit größerer Milde zu ihr: „Wahr!" erwiderte er gedankenvoll. „Dort jene Kammern über den Prunkgemächern meines Vaters würden weniger verzweifelnde Opfer zählen, wenn nur der Schuldige in dieser Welt litte!"

„Meint Ihr, Signore?" und der Blick des jungen Mädchens glitt unwillkürlich zum dunkeln Himmel empor, als hätte sie auf den Ort deuten wollen, wo einst alle Schuld getilgt, alle Ungleichheiten ausgeglichen werden sollten.

Foscari hatte unschlüssig gestanden; die Pflicht, das junge Mädchen nicht schutzlos sich selbst zu überlassen, überwand jetzt in ihm jedes andere Gefühl, und er geleitete sie zu den afrikanischen Säulen.

„Weiter komme ich nicht mit,“ sagte er und trat hinter das Standbild San Teodoro's. „Ich werde hier warten, bis Ihr eingestiegen seid.“

Camilla dankte ihm mit stummem Blick.

Es war vorüber, was sie einen Moment mit unsäglicher, berauschender Freude erfüllt hatte! Als sie, bei der Gondel angelangt, noch einmal zurückschaute, empfand sie eine seltsame Leere, ein Gefühl des tiefsten Unbefriedigtseins, und doch hatte weder Foscari durch eine Aeußerung neue Besorgnisse in ihr angeregt, noch war sie berechtigt gewesen, von dieser Zusammenkunft mehr zu erwarten.

Zwölftes Kapitel.

Beim Einsteigen in die Gondel vermißte Camilla Beriola. Der Gondoliere berichtete auf ihre Frage, daß dieselbe am Molo eine Bekannte getroffen und deshalb ausgestiegen sei, aber versichert habe, in wenigen Minuten wieder zu kommen. Die Signora brauchte in der That nicht lange zu warten; kaum befand sie sich in der Cabine, als die Dienerin eiligen Laufes in einer dem Wege des jungen Mädchens entgegengesetzten Richtung anlangte.

Camilla traf bei ihrer Rückkunft die Gebieterin nicht mehr zu Hause an. Der Palast lag still und finster, und die langsam anschlagenden Wellen verbreiteten eintönig melancholisches Geräusch. Es war ihr beklommen zu Muth, als empfände sie ein dunkles Vorgefühl, daß dies der letzte Abend sei, den sie sorglos und unbewußt des nahe hereinbrechenden Unglücks hier verleben sollte. In ihrem Zimmer drückten sie die Wände, sie trat hinaus auf die offene Gallerie. Vor ihr entwickelte sich das nächtliche Leben Venedigs: auf dem Wasserspiegel, den Balkonen und Terrassen, den Brücken und Traghetti, überall Verkehr in still ge-

heimnißvoller Weise! Doch welche Beredtheit, welches Feuer, welche südliche Beweglichkeit in diesem flüsternden, ruhelosen Treiben! — Lautlos glitten die bedeckten Gondeln zu Camilla's Füßen vorüber, Nichts verrieth, wen, wohin und wozu sie ihn trugen: Liebe und Haß, Wohlwollen und Eigennutz, Trauer und Freude — Alles barg sich unter ihren sargartigen Bekleidungen. Das Wasser murmelte dazu seine alte Weise, und der Himmel deckte das Bild mit schweren bleifarbenen Wolken.

Camilla ging wieder in's Zimmer zurück, ohne daß ihr Herz leichter geworden war. Am folgenden Morgen, als sie sich zu Lucrezia begeben wollte, um wie gewöhnlich kleine Dienste bei deren Person zu versehen, wurde ihr unter irgend einem Vorwande der Bescheid, daß die Signora sie jetzt nicht vorlassen könne. Betroffen über diese Antwort und doch weit entfernt, eine ernstere Absicht dahinter zu vermuthen, wartete das junge Mädchen vergebens, gerufen zu werden. Lucrezia begab sich zur Messe, kehrte wieder zurück, und Camilla sah sich noch immer nicht verlangt. Unaufgefordert wagte sie nicht zur Signora hinein zu gehen, schlich aber mehrmals an deren Gemächern vorüber und machte sich in der Gallerie und Halle zu thun. Niemand bemerkte sie. Bald darauf kamen Fremde, gegen Abend fuhren die Gondeln vor, Herren und Damen stiegen ein, der Palast ward leer, und Camilla erhielt keine Aufklärung, ob es Zufall oder Absicht sei, daß die Gebieterin heute ihrer Dienste nicht bedurft hatte.

Der folgende Morgen brachte neue Abwechselung und Geschäftigkeit in den Palast. Die Hochzeit rückte heran; Vorbereitungen wechselten mit Zerstreuungen, und sowohl das hohe Ansehen des Cavaliero, wie die weite Verzweigung seiner Familie, die mit einem großen Theil der No-

bili verwandt oder eng befreundet war, machte bei dieser Gelegenheit ein ununterbrochenes Zuströmen von Gästen natürlich. Lucrezia, von allen Seiten in Anspruch genommen, weilte wenig auf ihrem Zimmer, und Camilla fand nur einmal im Verlauf des Morgens Gelegenheit, sie flüchtig und zwar in Gegenwart mehrerer Personen zu sehen. So verlebte das junge Mädchen inmitten der allgemeinen Aufregung und freudigen Zurüstung unter bangen Vermuthungen den trübseligsten Tag.

Signora Luigia beschäftigte sie während desselben viel in ihrer Nähe, sie gab ihr Aufträge und Arbeiten und war dabei unverändert in ihrem Wesen, von jener gewinnenden Freundlichkeit, die sich unmerklich in das Vertrauen Anderer einzustehlen sucht. Camilla hegte auch keinen bestimmten Verdacht gegen sie; daß Beriola sie wegen des Briefes verrathen und die Signora es Foscari erzählt habe, daß sein Gespräch mit ihr überhaupt die Folge vorhergegangener Verleumdungen gewesen sei, kam ihr um so weniger in den Sinn, als sie in ihrer Aufregung seine Fragen nur für das Ergebniß des Ungefährs gehalten, er durch kein Wort seine Kenntniß über die Angelegenheit, durch keinen Vorwurf seine tiefe Entrüstung verrathen hatte.

Die Signora brachte das Gespräch auf Foscari und gab sich alle Mühe, das junge Mädchen auszuhorchen, ob sie den Nobile seit ihrem Begegnen in der Gallerie schon wieder gesprochen, und was er ihr gesagt habe. Camilla, die an seinen Vorwurf dachte und aus Erfahrung wußte, daß diese scheinbar unbefangenen Fragen ihr jedesmal unmerklich mehr entlockten, als sie zu sagen Willens war, hütete sich wohl, ihrer Zusammenkunft auf der Piazza zu erwähnen. Ueber Lucrezia und den Grund ihrer Entfernung von derselben konnte sie Nichts erfahren, und es

tauchte die Vermuthung in ihr auf, ihre Geständnisse gegen Foscari und besonders der Empfang des Briefes möchte Schuld daran sein. Während Camilla noch mit Luigia sprach, öffnete sich die Thür, und Lucrezia trat herein.

Das junge Mädchen erhob sich schnell und ging ihrer Herrin einige Schritte entgegen, hielt aber mitten auf dem Wege inne, ohne daß ein Wort über ihre Lippen kam.

Die Signora schien sie kaum zu bemerken; sie näherte sich ihrer Pflegemutter, an die sie verschiedene Fragen richtete. Erst nach einer Weile wandte sie sich zu Camilla hin, die noch immer, das Auge zu ihr erhoben, unbeweglich dastand. Lucrezia's Antlitz wurde streng, man sah, ihr Stolz fühlte sich durch dieses Zusammentreffen beleidigt, und sie kämpfte, ob sie ihren Gefühlen Ausdruck leihen oder schweigend das Zimmer verlassen sollte.

„Wer Dich so sieht, sollte kaum an die Möglichkeit dessen glauben, was geschehen ist," sagte sie, und in ihrem Ton sprach sich tief empfundene Abneigung aus.

Obgleich Camilla von Neuem an Loredano's Brief dachte, so fühlte sie sich im Ganzen doch nicht schuldbewußt; ihre Miene mochte etwas Aehnliches verrathen. Lucrezia, die Verstellung darin las, fuhr mit schneidender Kälte fort:

„Thue nicht so unwissend, ich bin von Allem unterrichtet! Du hast unsere Theilnahme wenig verdient und thätest besser, meine Gegenwart zu meiden, statt Dich derselben aufzudrängen!"

„Erlauchte Signora, ich verstehe Euch nicht!" erwiderte Camilla in demüthiger Weise, die allerdings nicht wußte, was Jene mit dem unbestimmten „Allen" meinte. Wenn auch auf etwas Unerwartetes vorbereitet, fühlte sie sich doch tief verletzt von dieser Härte, die mit dem frühern gütigen

Wesen der Signora in schroffstem Gegensatz stand und ihr um so unerklärlicher dünkte, als das Mädchen nicht ahnte, wie ihr stufenweise das Herz ihrer Gebieterin durch arglistige Verdächtigungen entzogen und Alles langsam auf diesen Ausbruch vorbereitet war.

Lucrezia würdigte sie keines Blickes weiter und wandte sich der Thür zu. Camilla trat ihr schnell näher.

„Edle Gebieterin, ich sehe, Ihr seid erzürnt!“ rief sie mit bewegter Stimme. „Soll ich nicht erfahren, was man mir zum Vorwurf macht? Ich schwöre Euch bei der heiligen Jungfrau, daß ich den Grund Eurer Unzufriedenheit nicht kenne!“

Die junge Signora drehte sich um, ihr Auge suchte ihre Pflegemutter und kehrte dann mit sehr gemischtem Ausdruck zu Camilla zurück. „Du weißt nicht, was Dir zum Vorwurf gemacht wird?... Mädchen,“ fügte sie mit halb mitleidiger, halb verachtender Miene hinzu, „Du fürchtest, Signor Foscari könnte es erfahren — fürchtest, aus dem Palast fortgeschickt zu werden, und darum willst Du leugnen! Spare Dir die Schuld der Lüge, es soll nach wie vor für Deine Bedürfnisse gesorgt werden.“

Camilla's Antlitz überzog brennende Röthe bei dieser Rede, so voll von beleidigender Großmuth und kränkender Verachtung.

„Gnädige Signora, eine Schuld, die ich nicht kenne, kann ich weder ableugnen, noch fürchten!“ versetzte sie mit Würde.

„So hältst Du es wohl für keine Schuld, mit den Bewohnern des Palastes Loredano zu verkehren?“ fragte die Signora mit Entrüstung. „Obgleich Du Dich ehemals bei unseren Feinden aufhieltest,“ fuhr sie schnell fort, ohne sich durch Camilla's Ausruf des Erstaunens unter-

brechen zu lassen, „nahm Signor Foscari sich dennoch gern Deiner an, weil er wie ich Deine Lage einem widrigen Schicksal zuschrieb; wir Beide glaubten, Du habest dort unter ehrenhaften Verhältnissen gelebt, und jede Verbindung sei zwischen Dir und den Loredani jetzt aufgehoben. So Dich unseres Schutzes würdig haltend, wurdest Du hier mit Wohlwollen empfangen, solltest bei mir vergessen lernen, daß Du elternlos bist. Camilla, Dein Betragen hat unser Vertrauen schlecht gerechtfertigt! Der Verkehr, welchen Du als Bewohnerin dieses Palastes noch heute mit unseren Feinden unterhältst, stellt Deinen Charakter in mehr als Einer Weise in Zweifel. Dergleichen wäre in jedem andern Verhältniß schon unstatthaft, ist hier aber doppelt strafbar, weil Du dem ausdrücklichen Befehl Deines Wohlthäters damit zuwider handelst... Mädchen, wüßte mein Verlobter Etwas davon, er würde seine Hand für immer von Dir ziehen, wie Du es in der That nicht anders verdienst,“ setzte sie hinzu, die von Luigia's Gespräch mit Foscari Nichts wußte.

Mit geöffneten Lippen und erstaunten Blicken hörte Camilla die Vorwürfe der Signora, die ihr indeß die Ueberzeugung gaben, daß Foscari ihr neuliches Bekenntniß nicht preisgegeben hatte.

„O mein Gott! Ich verkehre nicht mit Loredano — mit Keinem aus seinem Palast!“ rief sie, beide Hände auf die Brust gedrückt und von Abscheu durchdrungen über das ihr zugemuthete Betragen. „Ihr seid im Irrthum, erlauchte Gebieterin! Ich habe Signor Loredano nur Einmal in der Kirche gesehen und nie wieder gesprochen. Wäre er mir auch weniger verhaßt, ich würde ihm doch ausweichen, weil der Wille Signor Foscari's mir heiliger ist, als alles Andere in der Welt!“

Lucrezia schien betroffen bei dem Ausdruck der Wahrheit, die sich unleugbar in des Mädchens ganzem Wesen aussprach. Doch die in ihr aufsteigenden Zweifel schnell beherrschend, sagte sie langsam, indem sie Camilla aufmerksam beobachtete:

„Meinst Du, weil ich so lange schwieg, ich wüßte nicht, daß Du schon mehrmals heimliche Zusammenkünfte mit Fremden hattest? Wozu diese Heimlichkeit, wenn nichts Strafwürdiges dabei war? Ein freies Gewissen sucht nicht die Dunkelheit. Du wirst mir antworten, es seien Bekannte von Dir gewesen — Camilla, ich weiß, daß diese Leute in den Palast Loredano gehörten. Wie? Gestehst Du es nicht ein?"

Da Camilla schwieg, setzte sie mit schärferm Ton hinzu:

„Neulich Abends — an dem Tage, wo wir im Dogenpalast waren — hast Du auf der Piazza ein Gespräch mit Loredano gehabt. Du siehst, ich bin nicht mehr zu hintergehen. Wagst Du auch dies zu leugnen?"

„Edle Signora, ich rede die Wahrheit! Ich schwöre Euch, daß ich Loredano nicht gesehen habe!" erwiderte Camilla, der Alles auf Einmal klar wurde.

„So leugnest Du, auf der Piazza eine Zusammenkunft gehabt zu haben?"

„Das leugne ich nicht!"

„Dann sprich Dich deutlicher aus! Wenn nicht Loredano, mit wem trafst Du auf dem Platze zusammen? Die Sache machte sich nicht zufällig — es war ein verabredetes Stelldichein. Ich kann Dir nicht mehr glauben ohne triftige Beweise. Bedenke aber, die Lüge, nicht weniger erniedrigend als die That selbst, häuft nur neue Schuld zu Deinem Vergehen! Noch einmal wiederhole

ich Dir, Foscari soll von diesem Vorfall Nichts erfahren."

Camilla stockte; ihr leuchtete plötzlich die Unmöglichkeit ein, sich zu vertheidigen, denn instinctartig fühlte sie, daß hier nur Foscari selbst seinen Namen nennen dürfe. Es blieb ihr somit kein Ausweg, ohne sich wirklich in Unwahrheiten zu verwickeln. Dies peinigte sie um so mehr, als sie eine mildere Saite in Lucrezia's Stimmung durchzuhören glaubte. Trotzdem gab innere Zuversicht ihr Muth, und sie entgegnete nach wenigen Augenblicken voll Fassung:

„Signora, heute kann ich es Euch nicht sagen, aber ich weiß, daß ich vor Euch gerechtfertigt sein werde. Morgen, übermorgen oder — ich weiß nicht, wann! Aber glaubt mir, es wird geschehen! Mehr kann ich jetzt nicht sagen."

Lucrezia wandte sich unbefriedigt weg. Sie hatte für das junge Mädchen große Vorliebe empfunden, doch ihr Glaube war durch Luigia's Machinationen erschüttert. Einmal gegen Camilla eingenommen, hielt sie deren unbestimmte Versicherungen für leere Ausflüchte, ihr Umgehen der Sache für Schuldbewußtsein.

Camilla verließ das Gemach der Signora weniger trostlos, als der geringe Erfolg ihres Gespräches glauben machen sollte. Sie litt ja Foscari's wegen; ihr Herz sagte ihr, daß er sie rechtfertigen und gerade der ungerechte Verdacht nach einmal gewonnener besserer Ueberzeugung ihr in Zukunft das Vertrauen der Gebieterin um so gewisser sichern werde. Dieser Gedanke allein ließ sie die eben erfahrene schmerzliche Demüthigung gefaßt ertragen. Um solchen Preis hätte Camilla das Geschehene kaum ungeschehen gewünscht!

In einer Ecke ihres Gemaches sitzend, dachte sie

lange darüber nach, auf welche Weise der Nobile von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen sei. Ihn auf der Piazza oder hier abwarten, schien ihr nach den heutigen Erfahrungen theils gefährlich, theils aufdringlich. (Die arme Camilla vergaß, daß überhaupt jede neue Veranlassung, mit ihm zu thun zu haben, wozu ihr Herz unbewußt eifrig jede Gelegenheit suchte, Foscari wahrscheinlich schon lange sehr aufdringlich schien.) Sie dachte wieder an Ranieri, der ihr auch hierbei aus der Verlegenheit helfen konnte, und schnell war sie mit sich einig. Als der Tag sich neigte, und in den oberen Zimmern eine zahlreiche Gesellschaft die Aufmerksamkeit der Hausbewohner in Anspruch nahm, ergriff sie Maske und Mantilla und schlich, jetzt vorsichtig gemacht, durch die Seitenpforte nach der Straße, um diesesmal ohne Beriola und nicht auf den Kanälen, sondern durch die Gassen ihren Weg zu Fuß nach dem Ghetto zu nehmen, wobei die frühere umherstreifende Lebensweise ihr sehr zu Statten kam.

Als Camilla die Wohnung des Secretario erreicht hatte, theilte sie ihm kurz das Vorgefallene mit, und obgleich er sie nicht recht begriff und ihr sanfte Vorwürfe machte, warum sie nicht gleich durch Foscari's Namen die Sache aufgeklärt habe, so vermochte sie ihn doch bald, mit entstellter Handschrift in ihrem Namen ein Zettelchen an den Nobile zu schreiben, worin sie demselben den Irrthum seiner Braut mittheilte, ihn bat, ihre Ehre zu rechtfertigen und den Verdacht der Lüge von ihr zu nehmen.

Freudigen Muthes eilte sie mit dem zusammengefalteten Blatte nach Hause. In ihrer erhöhten Seelenstimmung achtete sie weder des weiten Weges, noch der schwülen Luft oder der engen, in tiefe Dunkelheit begrabenen Gassen, die sie nur auf großen Umwegen dem Palast zuführten.

Dieser war wie die meisten größeren Gebäude Venedigs mit der Hauptfront nach dem Kanal zu gelegen; das Thor der hintern Seite öffnete sich auf einen kleinen Hof nach dem innern Gassennetz und war mehr für die Diener als für die Herren des Hauses vorhanden, welche letzteren sich nur der Gondeln bedienten. Camilla konnte somit auf ihrem Fußwege nur durch diese Nebenpforte in den Palast zurück gelangen. Ehe sie die Steintreppe zum zweiten Stockwerk hinaufstieg, durcheilte sie den Gang, welcher die große Halle mit den Seitengebäuden in Verbindung setzte. Unbekümmert um die Diener und Gondolieri, welche hier stets, der Befehle des Hausherrn gewärtig, weilten, trat sie durch das Portal einige Stufen hinab zum Kanal, wo sich auf beiden Seiten der Treppe fest eingerammte, mit Farben und Wappen des Hausbesitzers geschmückte Pfähle befanden, die gleichsam einen kleinen Hafen um den Palast bildeten, den Hausgondeln als Befestigungspunkt dienten und dieselben vor Beschädigung gegen vorbeifahrende Schiffe schützten.

Ihre Vermuthung täuschte das Mädchen nicht; jenseit der Pfähle, an dem äußersten Ende des Palastes, gewahrte sie Oliviero, wie er, auf dem kleinen Deck seines Fahrzeuges ausgestreckt, in träumerischer Gedankenlosigkeit der Rückkunft seines Gebieters wartete.

Camilla's halblauter Ruf brachte seine Gondel mit wenigen Ruderstößen an die Marmortreppe, und nachdem das junge Mädchen sich noch einmal vorsichtig umgeschaut hatte, reichte sie ihm verstohlen des Zettelchen mit der dringenden Vorschrift, es dem Signore bei der Nachhausefahrt sogleich zu übergeben.

Zufrieden, ihr Werk vollbracht zu haben, kehrte sie auf ihr Zimmer zurück. Als sie vor der Madonna nieder-

sank, glühte ihr Antlitz vor Freude: was hoffte sie Alles von diesem Zettelchen! Foscari werde mit ihr zu Lucrezia gehen, den Irrthum aufklären, das Mädchen, durch seinen freundlichen Blick wieder wie ehemals beglückt, alle Zeit seines Schutzes genießen und Theil haben an Beider Liebe.

O wunderbarer Zauber der Phantasie — wie schön in Deinen Vorspiegelungen und wie schmerzhaft in Deinen Täuschungen! Camilla ahnte nicht, daß es das letztemal gewesen, wo sie mit hoffenden Gefühlen zu Jacopo geredet. Was sollte Alles dazwischen liegen, bevor der Traum ihres Lebens verwirklicht, sie einst wieder in altem Vertrauen sich ihm nahen durfte!...

Während Foscari am nächsten Tage sich im Palast befand, wartete Camilla von Minute zu Minute, gerufen zu werden. Bald vor sich niederschauend, malte sie sich ihren Empfang aus, den Moment, wo sie vor ihn hintreten, in sein Auge blicken würde! Bald von Ungeduld umhergetrieben, durcheilte sie die leeren Zimmerreihen oder nahm eine Arbeit vor, um sie nach kurzer Zeit wieder ruhelos bei Seite zu legen. Die Stunden vergingen; Niemand kam. Sie tröstete sich, es möchten Fremde zugegen sein, man habe im Wechsel der Unterhaltung, bei Besprechung der bevorstehenden Vermählungsfeier ihrer Angelegenheit vergessen oder dieselbe verschoben. Es fehlte nicht an tausend Gründen, dennoch war ihr freudiger Muth gesunken, so wenig sie es sich auch eingestehen wollte.

Der folgende Tag verstrich unter eben so vergeblichem Harren; Camilla bemerkte auch nicht die geringste Veränderung in Lucrezia's Wesen, die eine Aufklärung des Irrthums voraussetzen ließ.

Dies ewige Schwanken, der Gedanke, daß Foscari ihren Zettel möglicherweise gar nicht empfangen habe, ward

dem Mädchen unerträglicher als die furchtbarste Gewißheit, und sie nahm sich vor, diesem Zustande ein Ende zu machen. Als bei des Nobile nächstem Besuch die Familie und einige Fremde im Gesellschaftszimmer beisammen waren, suchte sie sich im Vorgemach zu beschäftigen. Die Thür stand offen; Foscari saß derselben zufällig gegenüber. Obgleich Camilla sicher war, von ihm bemerkt worden zu sein, nahm er doch Anfangs keine Notiz von ihr. Noch unschlüssig, ob sie sein Weggehen abwarten sollte, weilte sie in einer tiefen Fensternische, als nahende Schritte und das Schließen der Thür ihre Aufmerksamkeit nach derselben hinlenkten, und sie Jacopo selbst in das Vorzimmer eintreten sah. Ziemlich versteckt hinter dem Vorhange, bemerkte er sie nicht gleich, schaute sich hastig um und wollte eben wieder enttäuscht zurückkehren, als eine Bewegung des jungen Mädchens seinen Entschluß änderte. Schnell trat er auf sie zu, und Beide standen sich fast eine Minute schweigend gegenüber.

„Ich habe Eure Mittheilung empfangen," begann er kalt und ruhig. „Es thut mir leid, Ihr habt Unannehmlichkeiten gehabt — und zwar meinetwegen. Als ich Euch Signora Lucrezia empfahl, glaubte ich Euch nützlich zu sein, erfahre nun aber, daß die Sache sich leider anders gestaltet..."

Camilla, deren Athem bei seiner Annäherung stockte, sah ihn mit großen Augen an, als warte sie auf Das, was kommen werde.

Jacopo schwieg; selbst über den Verfasser des Billets äußerte er Nichts, obgleich die Sache ihn befremden mußte, da Camilla weder lesen noch schreiben konnte.

„Signore, Ihr habt meinen Zettel also erhalten? Ja, Ihr habt ihn erhalten!" wiederholte sie, ohne selbst

recht zu wissen, was sie damit sagen wollte, da der Nobile den Empfang desselben eben bestätigte.

„Ich habe ihn gelesen.“

„Ihr habt ihn gelesen“ — wiederholte das Mädchen nochmals mechanisch. „Signore, und...“

„Ihr wünscht, daß ich mit meiner Braut spreche...“

„Ihr habt es gethan! Ihr wollt es thun!“ rief Camilla, und ein flüchtiger Glanz flackerte in ihrem Auge auf. „Monsignore, Eure edle Braut glaubt, ich habe sie belogen, und sie verachtet mich deshalb. Ihr wißt, daß es sich anders verhält!“

Jacopo blickte vor sich nieder. „Camilla, ich habe nicht mit meiner Braut gesprochen.“ Es entstand eine Pause. Doch wie Jemand, der einer einmal erkannten Nothwendigkeit folgt und in diesem Bewußtsein sich vollkommen gerechtfertigt sieht, fuhr Foscari mit Entschlossenheit fort:

„Ein derartiges Gespräch würde nur zu unangenehmen Erörterungen führen, ohne eine Aenderung in den Gesinnungen meiner Braut bewirken zu können. Verlangt also Nichts, was zwecklos für Euch, für mich nur lästig sein würde! Eurer Zukunft wegen seid unbekümmert; ich versprach für Euch zu sorgen, und es soll nach wie vor geschehen. Da gegenwärtig meine Vermählung meine Zeit in Anspruch nimmt, willigt Signora Contarini ein, Euch in den nächsten Tagen unter ihrer Aufsicht zu behalten. Nach meiner Hochzeit werde ich für ein passendes Unterkommen Sorge tragen und...“

Jacopo hielt inne, als er bemerkte, daß Camilla schnell die Farbe wechselte.

Das Mädchen stand sprachlos; nicht einmal ein Laut der Ueberraschung entfloh ihren Lippen. Zum erstenmal

begriff sie sich, ihn und die ganze Welt nicht. Alles hatte in einem Augenblick um sie die Farbe gewechselt — Alles, was sie bis dahin geglaubt, sie wurde daran irre — irre an ihren heiligsten Gefühlen. Zum erstenmal schwoll ihr Herz vor Bitterkeit über. Sie faßte sich jedoch mit einer ihr nie zuvor eigenen Selbstbeherrschung; ihre Lippen lächelten, und er gewahrte es kaum, welch' heftigen Stoß ihr innerstes Sein erlitt.

„Signore!" versetzte sie nach kurzer Pause mit sicherer Stimme, und nur um ihren Mund zuckte es unmerklich. „Ich trage das Bewußtsein der Wahrheit in mir und muß mich damit trösten, wenn man mich eine Lügnerin schilt. Vielleicht kann kein Mensch seinem Nebenmenschen, mag er hoch oder niedrig stehen, Etwas an Ehre geben oder nehmen; den wahren Werth erhalten wir durch uns selbst!"

„Das denke ich auch!" antwortete Foscari, und sein Ausdruck blieb kalt, fast verächtlich.

Camilla rang nach Athem. Sie richtete ihr Auge zu ihm empor ohne Vorwurf, ohne Bitte, fast ohne Empfindung. Ihre Lippen lächelten immer noch, aber es lag eine Stumpfheit darin, die es reizlos machte.

Foscari, dem dieses Gespräch peinlich, blickte sich um; der Gegenstand war erschöpft, es drängte ihn fortzukommen.

Voll Edelmuth und Ritterlichkeit, mußte der Nobile sich des Unrechts in seiner Handlungsweise bewußt sein. Zwar gab es Manches zu seiner Entschuldigung: er hatte in Luigia's beobachtendem Auge Mißtrauen gelesen, hier und dort hingeworfene Bemerkungen seiner Braut hatten ihn gereizt und — er dachte geringschätzig von Camilla! Ob auch in dem gegenwärtigen Fall schuldlos, war doch

durch ihr Verhältniß zu Loredano ihre Ehre verletzt. Was konnte sie ihm überhaupt sein, wo sie mit seiner Braut in die Schranken trat? Bei jedem Mißfallen der Letztern sank sie nur tiefer in Schatten; sie wurde ihm lästig, und da er ihr Hiersein als einen Mißgriff seinerseits betrachtete, ließ er sie fallen, um der Sache desto schneller ein Ende zu machen. Dessenungeachtet konnte ihre Schuld die seinige nicht rechtfertigen, und es war kaum anzunehmen, daß ein Mann von Foscari's Ehrenhaftigkeit sich durch diese Gründe allein hätte bestimmen lassen, einem schutzlosen Mädchen Gerechtigkeit zu verweigern; daß es dennoch geschah, und das Selbstbewußtsein, mit dem er es that, ließ unzweifelhaft das Hinzutreten noch anderer gewichtiger Motive erkennen.

Camilla verstand seinen hastigen, halb ungeduldigen Blick, und Eiseskälte drang ihr an's Herz. Ja, jetzt war Alles vorbei! — Das Mädchen neigte das Haupt; was hier auch den Ausschlag gab, sie war sich bewußt, so wenig sie mit seiner schönen, vornehmen Braut rivalisiren konnte, doch in der Aufopferungsfähigkeit und Tiefe der Liebe höher als Jene gestanden zu haben!

Erst als mehrere Stunden nach dem Gespräch verflossen waren, gelang es Camilla, dem Erlebten klarer in's Auge zu schauen. Es war geschehen, sie konnte es nicht wegleugnen, und hätte sie ihr Leben dafür hingegeben! Aus dem Chaos ihrer Gedanken trat Eines klar und fest hervor: Glück und Hoffnung hatte auf immer für sie aufgehört. — Was mit ihr werden sollte, wußte sie nicht, doch durfte ihre Zukunft hinfort nur ihre Sorge sein. Zu stolz, sich nach verweigerter Rechtfertigung vor Lucrezia selbst zu vertheidigen, konnte sie nicht ferner das Brot Derjenigen essen, die sie für ehrlos und lügnerisch hielt. Und

des Nobile versprochene Wohlthaten?... Camilla würde ihrem Leben geflucht haben, hätte sie es länger durch dieselben gefristet. Um seiner Nähe willen hatte sie geduldet, sein Vertrauen zu erringen, mehr gethan, als die Würde dem Weibe gestattet; — Nichts wäre ihr dafür zu schwer, zu theuer gewesen! Jetzt stieß er sie selbst von sich, jetzt hieß es: Scheiden für immer! —

Trotz dieses Entschlusses war das Mädchen in eine Stumpfheit versunken, die sie für den Augenblick zum Handeln unfähig machte. Auch empfand sie ein dunkles, unbesiegbares Verlangen, den Tag seiner Verlobung abzuwarten; es blieb ihr noch eine Pflicht zu erfüllen. — In dem Gewirr unbeachtet, schlich sie in dumpfer Gedankenlosigkeit umher; nur noch Einmal sah sie flüchtig Jacopo. Er trat ohne sie zu bemerken hinzu, als sie einsam auf einem kleinen, nach dem schattigen Rio hinausgehenden Balkon saß. Sie wich weder aus, noch ging sie ihm einen Schritt entgegen.

Frostig sah er sie an, dann wandte er sich ab, ohne ein Wort an sie zu richten.

Diesen Blick — sie hatte ihn schon Einmal bei der unvergeßlichen Zusammenkunft am Meeresstrande auf sich ruhen gefühlt; wie damals übte er auch heute denselben, Geist und Körper lähmenden Einfluß.

Unfähig, sich von der Stelle zu rühren, blickte Camilla unverwandt auf den Ort, wo er gestanden, als seine Schritte schon lange in der Ferne verhallt waren. Die Stunden schlichen hin, der Abend neigte sich herab, den Sonnenstrahlen folgte tiefer Schatten, und sie saß noch da, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Erst als Nacht die Erde in ihren dunkeln Schleier hüllte, selbst in Venedig das Leben erstarb, und die Ka-

näle vereinsamt unter dem Sternenhimmel schlummerten, wurde es dem Mädchen möglich, sich aus ihrer Starrheit zu erheben. Ohne wie sonst ihr Auge zu den ewigen Welten emporgerichtet zu haben, schleppte sie sich langsam nach ihrem Zimmer.

Dreizehntes Kapitel.

In Venedig hatte gegenwärtig Ein Interesse alle anderen verschlungen; Kriegsnachrichten, Handelsangelegenheiten, Intriguen, Feindschaften und Liebesabenteuer, alle jene Dinge, welche die Leidenschaften der Menschen erregen und — ein nie stillstehendes Triebrad — die volkreiche Stadt vom Palazzo ducale bis zu den elendesten Hütten in schmutzigem Gassenlabyrinth bewegten; sie waren augenblicklich vergessen vor der prunkvollen Vermählungsfeier des Herzogssohnes, an welcher sich nicht nur der gesammte Adel, sondern die ganze Bevölkerung Venedigs betheiligte.

Der Doge hatte einen Zeitpunkt abgewartet, wo Alles sich vereinte, dieses Fest zu einer wahrhaften Nationalfeier zu erheben. Der langwierige Kampf, den der kriegerische Fürst voll Ehrgeiz und Thatkraft gegen die Sympathien der meisten Rathsmitglieder begonnen und in unbeugsamer Hartnäckigkeit fortgeführt hatte, ohngeachtet er dadurch Unzufriedenheit auf Unzufriedenheit häufte und seinen Einfluß geschmälert sah; dieser Krieg, obgleich auch gegenwärtig noch nicht ganz beendet, hatte im schnellen Umschwung der

Verhältnisse für die Interessen des Landes außerordentlich günstige Resultate erzielt.

Durch Francesco Foscari's unermüdlichen Eifer war ein Bündniß der norditalienischen Staaten gegen den Herzog von Mailand zu Stande gekommen; Graf Francesco Sforza, der kriegskundigste General seines Jahrhunderts, führte für die Venetianer die Schaaren in's Feld, welche schon unter Attendolo, seinem tapfern Vater, europäischen Ruhm erfochten hatten. Ein entscheidender Sieg war gewonnen, Mantua gezüchtigt, der Sohn des treulosen Markgrafen in venetianischer Gefangenschaft; die Provinzen Vicenza und Verona hatten sich seit Kurzem der Republik einverleibt; Brescias Besitz stand kaum mehr in Zweifel.

Solcher Zuwachs an Macht und Gebiet söhnte die ländersüchtige Signoria schnell mit den Nachtheilen des Krieges aus; des Dogen Politik fand jetzt überall Anerkennung, in den Rathsversammlungen herrschte nur sein Einfluß; seine Freunde schlossen sich enger an ihn an, und seine Feinde waren entweder schwankend geworden oder wagten ihr Mißfallen nicht mehr zu zeigen. Alles jauchzte dem sieggekrönten Fürsten zu; sein Stern stieg mit dem Stern der Republik zu nie dagewesener Höhe.

Nur Einer bewahrte während dieses Wechsels hinter äußerer Ruhe unverändert seinen unvertilgbaren Haß. Finster und unbeirrt schritt Loredano weiter auf seinem Wege, wirkte in der Stille und stieg unmerklich von Stufe zu Stufe. Er zählte die Signori vom Rath der Zehn unter seine Freunde, und die Nobili auf dem Broglio — die armen Nobili, die Nichts als ihre Stimme zu vergeben hatten — spürten seine Zechinen in ihren Taschen. Loredano's Absichten, in undurchdringliches Schweigen gehüllt wie die Strömung unter starrer Eisdecke, traten nie-

mals zu Tage, nur wenn er allein war, betrachtete er bisweilen sein Rechnungsbuch, und dann zuckte es in kaltem Hohn um seine zusammengekniffenen Lippen. Dies die innere, verborgene Seite des Bildes; Gedanken und Entschlüsse in der Tiefe — auf der Oberfläche nur Freude und Begeisterung!

Unter den angedeuteten Verhältnissen fühlte die Republik doppelt die Pflicht, dem Staatsoberhaupt bei Gelegenheit der Vermählung seines einzigen Sohnes öffentliche Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Die Chronisten schildern dieselbe als eines der glänzendsten Feste, welches Venedig zur Zeit seiner höchsten Blüte gesehen. Sechs Tage hindurch standen die Säle des Dogenpalastes allen vornehmen Fremden wie Einheimischen geöffnet, und der Markusplatz, mit Trophäen, Teppichen und Guirlanden geschmückt und Nachts durch weiße Wachskerzen erleuchtet, war in dieser Zeit von mehr als dreißigtausend Menschen in den buntesten Kostümen bedeckt. Obgleich der eigentliche Karneval noch nicht begonnen hatte und außer demselben nur die Maschera nobile gebräuchlich war, so hatte die Regierung doch selbst durch Herumschicken etlicher Charaktermasken das wohlbekannte Signal zur allgemeinen Verkleidung gegeben, und glänzende Aufzüge wechselten mit Wettfahrten, Turnieren, Banketen und Bällen.

Die Reihe der Festspiele wurde am Tage vor der Hochzeit durch ein Lanzenbrechen eröffnet, welches Graf Francesco Sforza, mit dem jungen Foscari befreundet, selbst veranstaltete, und an dem sich außer dem venetianischen Adel und einem großen Theil der Nobili der Terra firma auch der Markgraf von Este, sowie der berühmte Gattamelata persönlich betheiligten. Obgleich in der Meeresstadt sonst alle naumachischen Spiele den Vorzug erhielten,

der Stolz der alten patricischen Geschlechter in jenen Zeiten sogar den Landdienst verschmähte, so wurde doch dies Turnier mit all dem feierlichen Ceremoniel, dem ungetheilten Enthusiasmus gehalten, welchen die Kampfspiele unter den französischen und sicilianischen Königen erregten, und der nicht höher steigen konnte bei den Triumphen des alten Rom oder bei Griechenlands Spielen, die Pindar mit allem Aufwande der Dichtkunst besingt.

Die Piazza, der einzige größere Platz der Inselstadt, hatte für diese Gelegenheit ein ganz verändertes Aussehen gewonnen. Die feinen Marmorquadern, die selten ein Roß betreten, denen nie die Räder eines Wagens ihre Spur eingedrückt, waren mit Bohlen und Sand belegt; die Gebäude oberhalb der Gallerien in die mannigfachsten Schaubühnen verwandelt, während unten zierliche Gerüste hinliefen, in Bogen und Stufen abgetheilt, mit seidenen Behängen, Fahnen und Wappen geschmückt. Die Pracht der Juwelen und Anzüge übertraf alles bis dahin Gesehene, denn die reichen Nobili di Venezia wollten es den stolzen Baronen Frankreichs noch zuvorthun, mit denen sie in den Kriegen des Orientes bekannt geworden. Alle Patricierinnen erschienen in Goldstoff, jeder Kämpfer, von seiner Dame unter dem Schall der Zinken und Trompeten bis an die Schranken geführt, trug deren Farbe an Lanze und Waffenrock, und seine Rüstung strahlte von den edelsten Metallen.

Von der Höhe einer Estrade aus über den Säulengängen von San Marco, wo vor beinahe hundert Jahren Petrarca neben Dandolo dem Turnier zur Wiedereroberung Candias beigewohnt, wo bald darauf Marino Falieri am Tage vor seiner Schmach den Stiergefechten zugeschaut, sah heute der Herzog Francesco Foscari auf ein Schau-

spiel herab, so ganz geeignet, seinem Familienstolze zu schmeicheln — ahnungslos wie Priamos bei Helena's Vermählungsfeier.

Lucrezia Contarini, im Glanz des höchsten irdischen Glückes, nahm den Ehrenplatz zwischen dem Dogen und der Dogaressa ein; über ihrem Haupte prangte das alte Wappen der Foscari, deren Geschlecht sie künftig angehörte. Francesco Sforza, der nachmalige Begründer der neuen Herrscherdynastie von Mailand, trug ihre Devise am Helm und brach eine Lanze zum Ruhm ihrer Schönheit, eine Ehre, aus der für ein ganzes Geschlecht Unheil und Verderben entsprießen sollte! Denn mehr von der Galanterie und Ritterlichkeit seines Zeitalters, als von kluger Vorsicht geleitet, ließ Jacopo es sich nicht nehmen, die seiner Braut gewordene Auszeichnung durch gleiche Beweise der Tapferkeit zu erwidern, indem er für die Prinzessin Bianca, die Geliebte seines Freundes, zugleich aber die Tochter des hartnäckigsten Feindes der Republik, in den Schranken erschien, wofür die Dame nach den Gesetzen des Ritterthums den Sieger durch einen Dank von ihrer Hand zu lohnen hatte.

Angefeuert durch die Blicke edler Frauen, begleitet von dem Zujauchzen der Menge und dem Beifallruf der Herolde, dauerte das Turnier mit italienischer Leidenschaftlichkeit bis zum Abend, wo Banket und Tanz in den Sälen des Dogenpalastes die Gäste erwartete, und die Helden den Preis ihrer Tapferkeit aus den Händen schöner Mädchen empfingen; während das Volk und der nicht geladene Theil der Zuschauer sich die Nacht hindurch mit Spiel und Maskenscherzen auf der Piazza belustigte.

Unter der geschäftigen Mitwirkung der Arsenalotten und Matrosen, die aus Liebe für den Herzogssohn bei

dieser Feier freiwillig ihre Dienste anboten, gewann der Platz schnell wieder sein gewöhnliches Aussehen. Mit buntfarbigen Lampen erleuchtet, vom Sternenhimmel überwölbt, den wunderbarsten Gebäuden umschlossen, die in ihren Kunstformen wie in ihren Ausschweifungen die Architektur aller Zeiten und Länder in sich vereinten, glich dieser Platz unter dem Gewoge Tausender von Masken einer großen Bühne, auf der unablässig neue Aufzüge erschienen und verschwanden.

Einzelne Masken wie ganze Gruppen stellten bekannte Persönlichkeiten, fremde Nationen, Karrikaturen und Allegorien dar. Da sah man Advocaten in ihrer üblichen Tracht Rechtssachen mit aller Gestikulation der venetianischen Sachwalter abhandeln; hier brachte eine Bande Gondolieri in ihrer üblichen Sprache ihre Glückwünsche dem Sieger der Regatten. An einer andern Ecke spielten Pantaleone und Arlechino ihre Rollen mit der dem Venetianer angeborenen Neigung zu witzeln und karrikiren. Dort zog ein Haufe bewaffneter Contrabandieri vorüber, während am jenseitigen Ende Calabreser Spielleute einen Zug verwegener Narentiner verdrängten, die — eine Anspielung auf die frühere Geschichte — von einer venetianischen Braut und ihrer reichen Mitgift gehört hatten. Auch durfte bei solch einer Gelegenheit die bekannte Persiflage auf den einst gefangenen Patriarchen von Aquileja und seine zwölf Chorherren nicht fehlen. So oft eine Lieblingsidee des Volkes, eine dem Stolz und Ehrgeiz desselben schmeichelnde Erinnerung geweckt wurde, brach der allgemeine Jubel unverhalten hervor und endete nicht eher, als bis die oberen Gallerien sich füllten, das Wehen der Tücher den Beifall des gefeierten Paares und der hohen Gäste zu erkennen gab.

Im Verlauf des Abends mischte sich der geladene

Theil der Gesellschaft wieder unter die Masken; es herrschte die ungetheilteste Lust, ein Wechsel zwischen Tanz und Spiel, ein Hin- und Herwogen aus dem Palast auf die Piazza. Dazwischen Musik, Gesang und Scherz — ein Bild der Beweglichkeit, wie nur der Süden, nur Venedig allein es zu bieten vermochte; eine Gleichheit und Zwanglosigkeit unter der Maske, die in ihrem Extrem nur der strengen Abgeschlossenheit und Tyrannei im gewöhnlichen Leben gleichkam.

Auch das Brautpaar lustwandelte auf dem Platze, und wenn Beide den bleichen Mond — erblaßt unter dem Glanz der Fackeln, der funkelnden Gesteine und goldenen Gewänder — auch am liebsten als alleinigen Zeugen ihres Glückes gehabt hätten, so vernachlässigte Foscari doch keinen seiner Gäste, Diesem einen Gruß, Jenem ein Lächeln spendend. Seine edle Gestalt, die Munterkeit und Leutseligkeit seines Wesens rissen die Herzen der schnell enthusiasmirten Südländer mit sich fort, und wer es sah, hätte glauben sollen, die Volksliebe habe um diesen ihren Liebling einen Damm errichtet, den kein Feind durchbrechen, keine Tyrannei jemals übersteigen könne.

Zwischen reich gekleideten Herren und Damen schritt eben eine Maske im schwarzen Mantel die Scala di Giganti herab. Obgleich kaum anzunehmen war, daß sie in diesem schmucklosen Kostüm als Gast die Säle des Palastes betreten hatte, schaute sie doch nach allen Seiten frei umher, musterte aufmerksam die Vorübergehenden und bewegte sich mit jener zwanglosen Sicherheit, die sich des Rechtes, hier erscheinen zu dürfen, bewußt war.

Unten angekommen, stand die Maske einen Augenblick still; ohne dem breiten Strom zu folgen, der sich quer über den Hof durch die Porta della Carta dem Markus-

platz zuwälzte, ging sie langsam an den Kolonnaden hin, als hätte sie den Weg durch eines der Seitenthore zum Molo einschlagen wollen.

„Siora Maschera!" rief sie plötzlich, that einige Schritte zur Mitte und blieb vor einem gleichfalls schwarz gekleideten Mann stehen, der, seiner stolzen Haltung nach zu urtheilen, ein Nobile war.

Der Fremde maaß finster den Sprecher und zog dabei den Tabarro fester um die Schulter. Es war ihm sichtlich unangenehm erkannt zu sein.

„Per servirla, Excellenza! Eben dachte ich darüber nach, wie dieses Bild verändert sein wird, wenn die, welche jetzt die Spitze des Berges inne haben, einst den Nachdrängenden weichen müssen... Auf der Höhe ist wenig Raum zum Kampf," fuhr der Mann fort, ohne sich durch die kalte Abgeschlossenheit des Andern einschüchtern zu lassen. „Der Weg bergab geht steil, sie müssen sicher auf den Füßen sein, wollen sie nicht kopfüber in den Abgrund stürzen. Mich dünkt, die heutige Atmosphäre hat etwas Narkotisches in sich, das den Kopf schwindeln macht. Seid Ihr nicht auch meiner Ansicht, Monsignore?"

„So sehr, Don Michele, daß ich Euch rathen möchte, vor einem Fehltritt auf der Hut sein!" entgegnete der Fremde, der den Sprecher bei den ersten Worten erkannte.

Der Florentiner stutzte, erwiderte aber schnell gefaßt: „Illustrissimo, mein Kopf ist so frei von Schwindel, als hätte ich ihn eben hier in dieser Cisterne gekühlt. Unsereiner steht zu niedrig, die betäubenden Dünste steigen in die Höhe und erreichen bloß die, welche sich hoch oben befinden."

Der Nobile kehrte sich der Riesentreppe zu, und sein unheimlicher Blick haftete an der heitern Menge. „Kommt

hier fort!" gebot er mit hart klingendem Ton und schritt voran zum Molo.

„Signor Bevilacqua," begann er nach einer Pause, als sie aus dem dunkeln Bogen hinaustraten in die größere Freiheit, wo die Ruhe der Nacht vor ihnen auf silbergrauem Wasserspiegel wie auf breiten Schwingen lagerte, und Licht und Schatten darüber hinirrten gleich flüchtigen Träumen. „Bevilacqua, Ihr seid hier im Auftrage Derer, die Keiner in diesen Mauern gern mit Namen nennt." Der Fremde stand still, und sein fester Blick glitt von den Säulen der Piazzetta, denen sie sich näherten, prüfend auf seinen Begleiter. „Ihr könnt mich nicht täuschen, seit Kurzem dient Ihr als Agent den Decemvirn."

Der Florentiner machte wieder eine unwillkürliche Bewegung, versetzte aber mit scheinbarer Ruhe:

„Eccellenza kennt die Vorschriften des höchsten Tribunals, kennt sie genau — somit weiß Eure Herrlichkeit, daß ich auf solche Frage keine Antwort haben darf." Er betonte besonders das letzte Wort und fügte gleich darauf mit Bedeutsamkeit hinzu: „Der Diener von San Marco arbeitet auf Eurem Felde!"

„Ich verstehe!" murmelte der Nobile zwischen den Zähnen. „Der Rath der Zehn liebt Keinen — sei er Haupt oder Glied — der zu einflußreich wird, er betrachtet als natürlichen Feind Den, dessen Licht sein Licht verdunkelt. Wie am Himmel giebt es in unserer Republik viele Sterne, aber nur Einen Mond, der die Erde beeinflußt... Dieser Tag zeigt den Signori, wohin Herrschsucht und Nepotismus führen!"

„Erlauchter Herr, San Marco's Augen sind offen! Ehe ließe sich der Mond seinen Glanz von einem Irrlicht

der Lagunen stehlen, ehe der Heilige eines seiner Vorrechte abgäbe, und wäre es an seinen eigenen Vertreter."

Der Nobile nickte beistimmend. „Quei in alto sanno tutto, ma non perdonano niente!" bemerkte er mit sehr befriedigter Miene. „Hätte Rom Venedigs Wachsamkeit gehabt, seine Freiheit wäre nie unter die Tyrannei der Cäsaren gefallen!"

„Unter die Tyrannei eines Einzelnen gewiß nicht!" antwortete der Ausländer mit verdecktem Spott.

Der Patricier erhob schnell den Kopf, und sein Auge bohrte sich durch die Maske des Sprechers. „Was wollt Ihr damit sagen?" fragte er herrisch.

„Monsignore, ich dachte an die Zeit der Zehnmännerherrschaft, die bei allem Abscheu vor dem Königthum die Tyrannei desselben verzehnfachte, und falls sie nicht durch Consuln und Tribunen gestürzt wäre, Rom fast ein Jahrtausend früher seinem Untergang entgegengeführt hätte... Eccellenza," fuhr der Florentiner so unbefangen fort, als hielte er eben eine Lobrede auf San Teodor, unter dessen Standbild sie hingingen, „Rom fehlten Venedigs Gesetze, seine Weisheit und Mäßigkeit, die Eure mächtige Republik unter allen Regierungsformen zur gleichen Höhe emportragen würden!"

Des Nobile Blicke hafteten ungeachtet der schmeichelhaften Rede noch finster an dem Ausländer, er stand im Begriff Etwas zu erwidern, besann sich jedoch und ging eine Weile schweigend neben ihm. Allmälig verlor sein Ausdruck die gewohnte Sicherheit, und er sagte hastig:

„Don Michele, Ihr erhaltet monatlich dreißig Scudi — ich weiß das aus sicherer Quelle. Von mir habt Ihr die drei-, die vierfach größere Summe zu erwarten; worauf kann ich Eurerseits rechnen?"

„Eccellenza, Ihr seid in kurzer Frist Einer des gefürchteten Rathes...“

„Bis ich das bin?“ fragte der Nobile, der wohl wußte, wie nahe er seinem Ziele stand.

„Bis Ihr es seid, Monsignore, ist Michele Bevilacqua nach wie vor Euer ergebenster Diener, der unter allen Interessen die seines erlauchten Herrn am Höchsten achtet,“ entgegnete Jener eben so gewandt, als keck. „Genügt das Euer Gnaden?“

„Es genügt,“ versetzte der Venetianer, der auf das Wort des Andern wenig, auf seine eigene gefürchtete Stellung aber um so fester baute. Bevilacqua konnte ihn nicht mehr hintergehen, ohne seinen Kopf in Gefahr zu bringen, und einmal seiner versichert, gereichte es dem Patricier zum unberechenbaren Vortheil, daß sein Spion zugleich als Agent für den Rath der Zehn arbeitete. Die Behutsamkeit mußte allerdings verdoppelt werden, doch überließ er das Jenem, der am Meisten dabei wagte, von dessen Scharfblick er aber hinlängliche Proben besaß.

„Guardati dell' Intercolonnia!“ bemerkte er, indem er sich wie zufällig des bekannten, sehr doppelsinnigen Sprichwortes bediente, als sie umkehrend eben bei dem geflügelten Löwen vorüberkamen, und der Florentiner in Gedanken zur Seite bog, als hätte er zwischen den Säulen der Piazzetta hindurchgehen wollen.

Dieser blickte bei den Worten betroffen auf, er verstand augenblicklich die Absicht des Nobile. „Der Kopf steht darauf! Ich weiß es,“ wiederholte er halblaut. „Wie diese Säulen — ein Sinnbild des Todes, ein Platz der wildesten aller Leidenschaften*) — ist Alles in Venedig

* Der Raum zwischen den beiden Säulen, der zu den öffent-

doppelsinnig, Alles extrem! Es giebt Zeiten, wo es dem Fremden unheimlich werden könnte unter den redenden Steinen und den stummen Menschen; wo man öfter der drohenden Garotta, als der gewonnenen Zechinen gedenken muß!"

„Ihr gehört nicht zu diesen," meinte der Nobile sarkastisch. „Signor Bevilacqua, welcher Auftrag führte Euch vorhin in den Dogenpalast?"

Die Frage wurde so gleichgültig ausgesprochen, als wüßte der Patricier nicht, daß das kleinste Geheimniß der Decemvirn verrathen, unwiderruflich den Tod nach sich zog. Der Florentiner sah erst auf den Sprecher, dann blickte er vor sich nieder; leichtsinnig und verwegen, erschrak er doch bei dem Gedanken, daß jeder Schritt vorwärts ihn einem Manne überlieferte, bei dem nur auf Sicherheit zu rechnen war, so lange es gelang, dessen Ehrgeiz und Eigennutz zum Hebel für seine eigenen Zwecke zu verwenden. Aber einmal im Stromwirbel, war Umkehr ohne Gefahr unmöglich, darum vorwärts! Jenseits lockte ein lachendes Ufer; je schneller erreicht, desto mehr Aussicht auf Erfolg!

„Edler Signore," antwortete er nach kurzem Schweigen. „Es befinden sich einige Fremde hier im Gefolge des Grafen Sforza; ich bin beauftragt, sie scharf im Auge zu behalten. Der Fall muß den erhabenen Inquisitoren von Wichtigkeit sein, denn soviel ich merkte, ging dieser Befehl mir nicht allein zu, aber der Gewohnheit der Illustrissimi gemäß, erfahren die Agenten Nichts von einander."

Der Nobile fixirte ihn schärfer. „Ihr thatet vorhin

lichen Hinrichtungen benutzt wurde, war vier Jahrhunderte hindurch der einzig erlaubte Ort für die Hazardspiele; ein Privilegium, welches einst der Doge als Lohn für die Aufrichtung der Säulen an ihrem jetzigen Standorte bewilligen mußte.

eine Aeußerung, die mich auf Etwas Specielleres in Eurem Auftrage schließen ließ."

„Monsignore, die Secretarii sind nicht weniger behutsam, als die erhabenen Inquisitoren. Kein Name wurde genannt, aber mehrmals mit besonderm Nachdruck der Befehl wiederholt, jeden Nobile, den höchsten nicht ausgenommen, zu melden, mit dem die Ausländer während der Festlichkeit verkehren würden."

„Ihr glaubt, der Befehl bezog sich auf Foscari? Sollte er ihnen schon verdächtig sein!" Eine Bewegung gleich einem elektrischen Strom durchlief bei dieser Möglichkeit des Patriciers Gestalt.

„Verdächtig... Eccellenza, ich konnte darüber keine Gewißheit erlangen. Soviel steht fest, daß unter Denen, die in seines Vaters durchlauchtigstem Rath sitzen und heute den Humpen für ihn leeren, mancher verborgene Feind steckt... Verdächtig!" wiederholte er noch einmal. „Wohl möglich, daß eine Anzeige durch den Löwenrachen..."

„Kann sein! Foscari meidet niemals den Schein, weicht den Gesandten nicht aus, verkehrt öffentlich mit Fremden. In anmaaßendem Dünkel glaubt er sich sicher, doch sein heutiges unkluges Betragen beim Kampfspiel soll dem Sohn des Serenissimo Dogen den Hals brechen!" Des Nobile Stimme, der in sich hinein zu reden fortfuhr, war für dessen Gefährten unhörbar geworden. Nach kurzer Pause wandte er sich wieder mit der früheren Lebhaftigkeit an denselben:

„Ihr waret oben?"

„Nur in den Gallerien und Vorzimmern, erlauchter Signore."

„Saht Ihr Jacopo Foscari?"

„Monsignore, ich verlor ihn den ganzen Abend nicht aus den Augen."

„Und die Ausländer?"

„Sie verkehrten mit keinem Patricier, hielten sich stets in der Nähe des Grafen Sforza."

„Aber der Graf und Foscari sind befreundet, ich selbst sah sie schon heute auf der Piazza zusammen," erwiderte der Nobile.

„Sehr richtig! Doch sprach Foscari mit keinem der Begleiter. War es Zufall oder Vorsicht — nicht eine Miene seines Antlitzes, in der vorhandener Verdacht Bestätigung gefunden."

„Habt Ihr den Mailänder wieder gesprochen?" fragte der Patricier. „Ist Aussicht, ihn in den Palast Foscari einzuschmuggeln?" Er wandte dabei den Kopf schnell zur Seite; sein über die Piazza hingleitender Blick schien auf einen ihm auffälligen Gegenstand zu stoßen.

Bevilacqua, dem der Wechsel in dem Wesen des Nobile nicht entging, folgte der Richtung seines Auges, konnte aber in dem Gewühl der Masken nichts Besonderes aus so weiter Entfernung entdecken.

„Eccellenza, er kam zweimal mit Oliviero, dem Barcarolen des Foscari, zusammen. Sich in dessen Vertrauen einzustehlen, ist ihm bis jetzt mißlungen, aber Oliviero scheint Gefallen an dem Burschen zu finden, und dieser hofft durch dessen Vermittelung einen Dienst zu erhalten. Der Mailänder spielt die Rolle eines beschränkten Menschen; der Gondoliere ahnt weder Charakter, noch Eigenschaften des Ausländers."

„Ist er im Stande, diese Rolle Foscari gegenüber durchzuführen?"

„Jede Rolle, Monsignore!"

„Ihr wißt, daß er sich darauf versteht, eine Handschrift zu lesen?"

„Ohne diese Kenntniß wäre er ja wenig brauchbar für jenen Posten!"

„So muß Alles daran gesetzt werden, daß er ihn erhält. Aber er soll vorsichtig sein, dem Barcarolen keinen zu großen Eifer blicken lassen! Ihr bürgt für das Gelingen. Einen sichern Mann in der Nähe von Foscari's Person ist jetzt das erste Erforderniß... Zu keinem gelegenern Zeitpunkt konnte Gritti ausscheiden — ein guter Anfang für meinen Eintritt in das Tribunal: Die Karten sind gemischt, sie müssen ausgespielt werden!"

Während der Patricier leise sprach, waren seine Augen immer noch auf die Piazzetta gerichtet. Er hielt sich dicht am Kanal, und der Florentiner bemerkte, daß er beim Auf- und Niedergehen große Behutsamkeit anwandte, nicht erkannt zu werden. „Ich habe noch einen Auftrag für Euch... Don Michele, Ihr thätet gut, den Hut Etwas tiefer über die Maske zu ziehen!" unterbrach er sich. „Kennt Ihr hier Jemand, dessen Kostüm es gestattet, in die Nähe der Braut zu kommen? Irre ich nicht, so erblickte ich die Contarini unlängst auf der Piazza."

„Deren kenne ich Mehrere," entgegnete Bevilacqua, der geschickt seine Neugier unterdrückte.

„Auf die Ihr Euch verlassen könnt?"

„Ich denke so, Eccellenza."

Der Nobile zog ein zusammengefaltetes Zettelchen hervor. „Das für die erlauchte Signora Braut!" bemerkte er spöttisch. „Das Papier muß ihr ohne Foscari's Wissen zugeschoben werden. Es ist Wenig dabei zu wagen."

„Verstehe, Eccellenza! Wahrscheinlich eine kleine Notiz

wegen Signora Camilla's neulicher Zusammenkunft mit dem erlauchten Bräutigam."

Sein Begleiter sah ihn hochmüthig und finster von der Seite an, erwiderte dann aber mit herablassender Vertraulichkeit: „Die Ihr so zufällig herausbrachtet! Wir wollen sehen, ob es diesem Zettel besser ergeht, als dem Briefe. Die Worte sagen Nichts, und sagen sehr Viel — hat die Signora Verdacht, so wirkt jedes derselben wie Funken auf Zunder. Ist sie arglos, dann giebt der Zettel Manches zu denken. Ein Name ist nicht genannt. Da Ihr nicht ermitteln konntet, welche Stellung Camilla eigentlich im Palast einnimmt, wie weit man ihr vertraut, und was ihre Zusammenkunft mit Foscari zu bedeuten hatte, so könnte ein Wort zu viel die Wirkung leicht stören. Die Signora ist eine Tochter Eva's, eine Italienerin und in dieser Eigenschaft unsere beste Bundesgenossin."

„Der verwundbarste Fleck der Weiber bleibt die Eifersucht," versetzte der Florentiner lachend. „Die Art von Briefen, wo man mehr zwischen, als in den Zeilen liest, ist jedenfalls in solchem Falle die wirksamste. Das giebt der Phantasie Spielraum, und wo die bei Weibern in Thätigkeit kommt, wird die Vernunft bald aus dem Felde geschlagen."

„Die Bemerkung zeigt von Erfahrung und macht Euch Ehre," antwortete der Nobile ironisch, dessen Stolz sich nie ohne Selbstüberwindung zu ähnlichen Mittheilungen mit seinem Untergebenen herabließ. „Wem denkt Ihr den Zettel zu geben?"

„Wäre Signor Erizzo Euer Gnaden genehm?"

„Ist der wirklich toll genug, das Hochzeitsfest seines Nebenbuhlers durch Maskenscherz zu feiern?" rief überrascht der Nobile.

„Monsignore, Erizzo's Ausgelassenheit verdeckt irgend einen Plan."

„Meint Ihr? Ihr kennt den Nobile besser als ich, mir will aber scheinen, als taugte sein Leichtsinn schlecht zum Plänemachen und noch schlechter zur Durchführung derselben. Trotzdem ist er ein brauchbares Werkzeug — aber erst wenn die Pläne reif, das Feuerwerk zum Abbrennen vorbereitet ist. Seine Leidenschaften herausgefordert, und er wird zum ungezähmten Tiger, faßt zu, wo Andere furchtsam zurückbeben würden... Doch bis dahin lasse man ihn die Rolle des alten Pantaleone in der Zimarra weiterspielen... Er paßt nicht zu dem Auftrage; denkt auf einen Andern!"

„Und die kleine Signora?..."

„Saht Ihr sie?" fragte der Nobile, dessen Blick unheimlicher wurde.

„Bis jetzt nirgends, doch meine Aufmerksamkeit war getheilt. Ihr wünschtet eine Zusammenkunft mit ihr, Monsignore! Wenn Eure Befehle..."

„Laßt das!" fiel ihm der Patricier kalt in's Wort. „Jetzt nicht! Sie soll mich erst von anderer Seite kennen lernen, muß seinem Einfluß zuvor entrückt sein und..." Er brach das Gespräch schnell ab, indem er von Neuem einen Blick auf die Piazza warf und sich dann kurz umwandte. „Don Michele, Ihr könnt mich jetzt verlassen!"

Da der Florentiner, zwar bereit dem Befehl zu gehorchen, doch nichts desto weniger mit listiger Neugier seinen Gebieter beobachtete, fügte Dieser, der dem Scharfblick des Andern zu entgehen wünschte, schnell hinzu:

„Wie, oder habt Ihr Lust von dem erlauchten Donato als mein Begleiter getroffen zu werden? Seht dort, nach der Seite der Procuratien hin! Mein Mantel war Etwas

zurückgefallen, es scheint, er hat mich erkannt und ist im Begriff, sich uns zu nähern. Ich folgte ihm schon eine Weile mit den Augen."

Der Florentiner sah erschrocken nach der bezeichneten Stelle. „Lust, ihm zu begegnen!" wiederholte er. „Monsignore, lieber San Marco selber!" Dabei wollte er sich eilig nach der entgegengesetzten Seite zurückziehen.

„Noch ein Wort, Don Michele! Ihr seid mit Erizzo befreundet..."

Der Florentiner verbeugte sich.

„Besitzt sein Vertrauen..."

„Monsignore, nicht ganz in dem Grade, als es den Anschein hat," erwiderte Bevilacqua. „Euer Gnaden Urtheil über Erizzo ist gewiß sehr richtig, denn von Natur leichtsinnig, fehlt ihm Beharrlichkeit und Konsequenz, dessenungeachtet besitzt er jene Schlauheit, die den Leichtsinn und eine gewisse gutmüthige Offenheit bisweilen absichtlich zur Schau trägt, um dahinter desto besser und unverdächtigt seinen eigenen Weg gehen zu können. Was er wirklich geheim halten will — glaubt es mir — weiß er schon den Blicken selbst seiner genauesten Freunde zu entziehen."

„Er hat neulich sehr bedeutende Summen verspielt," meinte Loredano, der seinem Agenten ruhig zuhörte. „Ich wünschte wohl zu erfahren, auf welche Weise er in den Besitz des Geldes gelangt war, das bei Weitem seinen regelmäßigen Sold als Agent des Tribunals überstieg." Der Inquisitor dachte einen Augenblick nach. „Trotz Eurer Ansicht warnt Erizzo — auch vor dem edlen Nobile dort! Mag Leichtsinn und Geschwätzigkeit bei ihm Mittel oder Zweck sein — gleichviel! er geht zu weit! Für den da hören alle Steine in Venedig, und der Kanal Orfano macht für immer stumm. Erizzo hat einen Weg betreten,

der ihn bei Vorsicht und Klugheit zum Glück, im entgegengesetzten Fall auch ebenso leicht in den Abgrund führt."

Der Agent machte ein beistimmendes Zeichen, aber es geschah mit einer seinem kecken Wesen sonst völlig fremden Unruhe.

Sobald er sich entfernt hatte, sah der Nobile ihm spöttisch nach. „Diese Furcht ist mein Sicherheitspaß," sagte er befriedigt. „Nie war ich seiner gewisser als eben jetzt!"

Dann schlug er den Mantel fester um sich, zog den Hut tiefer, und nachdem er sich noch einmal rings umgeschaut, schritt er quer über den Platz, eine dem Standort des edlen Donato ganz entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Während er zwei Gestalten im Auge behielt, bahnte er sich schnell einen Weg durch die übrigen Masken und suchte, Jenen so nahe als möglich gekommen, sich im Schatten der Säulen ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen. Es waren dies Jacopo Foscari und Graf Sforza.

Vierzehntes Kapitel.

Je weiter die Stunde des Abends vorrückte, desto mehr wuchs Leben und Heiterkeit. Bunt wogten die Masken auf der Piazza, die Fenster des Dogenpalastes leuchteten im hellsten Glanze, in den oberen Sälen erklangen die Humpen zwischen schmetternden Trompetenfanfaren, deren fröhliche, alle Sinne aufregenden Klänge sich weithin über die Plätze, die Marmorstadt, die stillen Wasser fortpflanzten, um im fernen Dunkel der Nacht zu ersterben.

Unter den Colonnaden lustwandelte Lucrezia am Arm des Geliebten, strahlend, mit gerötheten Wangen. Aus dem betäubenden Gewirre der Menge hierher geflüchtet, genossen Beide einen Augenblick ungestörten Alleinseins, nur belauscht von den Sternen, die in erhabener Ruhe am Firmamente aufstiegen. Das schöne Haupt geneigt, hörte sie in mädchenhaftem Verstummen auf die leise flüsternden, liebeglühenden Worte des theuern Mannes. Das überwogende Gefühl schien ihr die Brust sprengen zu wollen, und zerstreut über die wechselnde Scenerie hingleitend, suchte ihr Auge sehn=

suchtsvoll die weiten Fernen des Himmels, als sei auf Erden nicht Raum für so wonnige Gefühle.

Beide waren einige Male unter den Arkaden bis zur Ecksäule des Dogenpalastes auf und nieder gegangen, bis sie in einiger Entfernung vor sich Marina's weiß schimmerndes Gewand gewahrten, die an Luigia's Seite sich inmitten einer fröhlichen Gruppe ihnen näherte. Die Liebenden schlossen sich der Gesellschaft an, doch schon wenige Minuten später überließ Jacopo seine Braut den Damen, während er selbst einem Winke des Grafen Sforza folgte, seinen Arm leicht in den des Generals legte, und beide Männer ein Wenig abseits die Promenade allein fortsetzten.

„Signore," sagte der Graf und sah mit gewinnender Vertraulichkeit in das Antlitz des jungen Venetianers, denn Beide waren unmaskirt. „Das Zeichen, durch welches Ihr heute Bianca Visconti geehrt, ich hoffe es mit Gottes und des Heiligen Hülfe als Gatte der Prinzessin einst auszulösen, denn die Zeit wird kommen, wo die Mailänder weder Eure, noch meine Feinde sind."

Jacopo verbeugte sich, und der Graf fuhr in gleicher Weise fort:

„Ich kämpfe heute gegen den Mann, den ich Vater zu nennen wünsche. Gewitterstürme reinigen die Luft, gewaltsame Mittel müssen gewaltigen Zwecken dienen, und thatkräftige Männer sollen nicht davor zurückschrecken. Aber die Krisis darf nicht zu lange andauern, sonst zerstört, was helfen sollte. Signore, die Angelegenheiten müssen eine schnelle Wendung nehmen — vielleicht nicht ganz eine solche, wie die erlauchte Signoria es erwartet..."

Jacopo sah vor sich nieder. Er verstand die Andeutung des Generals, sie entsprach vielleicht seinen eigenen Wünschen, aber seine Stellung als venetianischer Nobile

verbot ihm, sich darüber zu äußern. „Graf Sforza," entgegnete er nach kurzer Pause, und in seinem Auge war das Wohlwollen zu lesen, welches er für den edlen Charakter des Kriegers, die Bewunderung, die er für dessen glänzende Talente empfand. „Monsignore, Ihr heirathet die einzige Tochter des Herzogs; Philipp Maria Visconti ist kein junger Mann mehr — Charaktere wie der Eurige brechen sich unter allen Verhältnissen Bahn; dessenungeachtet müssen die Umstände mitwirken: Der Adler braucht Spielraum, soll seine Sehnkraft sich stärken für hohen Flug."

Des Feldherrn Auge funkelte in stolzem Selbstgefühl, ward aber alsbald gemildert durch den Ausdruck freimüthiger Offenheit, der ihm besonders eigen war.

„Eccellenza," versetzte er gemüthlich lächelnd. „Die Umstände begünstigten uns allerdings; es bedurfte des Eichenastes, der die Axt meines Großvaters in seiner Höhe festhielt. Alles Andere, was ihm zufiel, hat Attendolo sich vom Schicksal selbst errungen*)... Signor Foscari," fuhr er fort, und seine Miene wurde ernster. „Heute ist mein Name in dieser Stadt gefeiert; Veronas Wiedereroberung erwarb mir die Ehre, in's goldene Buch eingeschrieben zu werden, die höchste, welche San Marco verleiht! Doch

---

*) Attendolo, der Stammvater der Sforza, war Bauer; er arbeitete auf dem Felde, als Werber zu ihm traten. „Das Loos mag entscheiden," sagte er, schwankend, was er thun sollte. „Ich werfe meine Hacke auf die Eiche, bleibt sie oben hängen, so ist es Gottes Wille, daß ich Soldat werde." Die Hacke blieb in den Zweigen, der Bauer trat in eine Compagnie, wurde Condottiere, General, der Günstling einer Königin, Fürst und gewann den Beinamen: der Erzwinger. — Francesco Sforza pflegte nachmals als Herzog von Mailand in seinem Schlosse öfters dieses Ereignisses in humoristischer Weise zu gedenken.

es kann die Zeit kommen, wo die Signoria Alles daran setzt, den Baum wieder zu entwurzeln, den sie zu pflanzen jetzt für vortheilhaft erachtet."

„Glaubt das nicht!" fiel ihm Jacopo ins Wort. „Ihr habt der Republik wichtige Dienste geleistet, sie blickt noch heute hoffend auf Euch — der Doge besitzt selbst kriegerischen Sinn genug, um die Tapferkeit in Anderen zu ehren: Venedig wird dem steigenden Stern Eures Glückes stets mit warmem Interesse folgen."

Sforza lächelte. Sie kannten Beide die Politik von San Marco, aber der Graf wußte, daß der edle Enthusiasmus des jungen Foscari nicht immer Schritt hielt mit der berechnenden Staatsweisheit des Heiligen.

„Von den freundschaftlichen Gesinnungen Sr. Hoheit, Eures erlauchten Vaters, habe ich untrügliche Beweise," erwiderte er. „Doch der Doge gehört der Republik, und die Republik überhäuft mit Auszeichnungen Sforza, den General ihrer Armee, aber sie würde Sforza, den Herrn von Mailand, als ihren Todfeind verfolgen, wie sie Philipp Maria verfolgt. Venedig will das Herzogthum zerstückelt sehen, jeder mächtige Nachbar ist sein geborner Feind, ich aber..." Er brach kurz ab und fuhr mit veränderter Stimme fort: „Wenn Visconti unter günstigen Bedingungen den Frieden wünscht — und es muß unfehlbar geschehen, denn seine Kräfte sind erschöpft —, so werde ich ihn zu schließen nicht zögern und hoffe damit nur den Absichten der durchlauchtigsten Signoria zu entsprechen. Männern, wie Ihr und ich, sind Ehre und Vaterland die Fixsterne, wo alles Andere wandelt; es giebt kein Schwanken, welcher Fahne wir zu folgen haben! Trotzdem, wie im Lauf der Zeiten auch die Dinge ihre Gestalt verändern — ob ich Freund oder Feind Eures Vaterlandes bin — Ihr, edler Foscari,

werdet an Francesco Sforza stets einen warmen Anhänger besitzen... der," setzte er, die Geschicke der Zukunft nicht ahnend, hinzu, „so wie Ihr heute für Bianca Visconti, so jederzeit für Euch und die Eurigen den Waffengang zu thun bereit ist."

„Graf, kommt hier fort!" flüsterte Jacopo, der warm seine Hand drückte, als sie eben ungefähr die Mitte der Kolonnaden erreichten.

„Was habt Ihr?" fragte Jener, da der junge Nobile schnell den Peristyl verließ und nach dem geflügelten Löwen zu hinbog. „Sind wir behorcht? Ich sehe Niemand in der Nähe."

„Wenn wir es nicht sind, so war es jedenfalls nicht die Schuld Desjenigen, der uns zu behorchen wünschte. Er brauchte alle Vorsicht, sich unseren Blicken zu entziehen."

„Dafür sind wir in Venedig!" meinte lächelnd der Graf. „Eure schöne Stadt ist einzig in der Welt, wie in ihren Vorzügen, so auch in ihren Schattenseiten. Lieber Foscari, Eure redenden Mauern sind zum Sprichwort für ganz Italien geworden; überall unsichtbare Späher!... Wo saht Ihr den Mann? Wie, kanntet Ihr ihn? Euer Ausdruck läßt es mich fast vermuthen."

„Ich glaube ihn erkannt zu haben. Ja, es war seine Gestalt!" antwortete Jacopo, Verachtung im Ton. „Monsignore, derselbe Feind, den die Foscari überall auf ihren Wegen finden; sie müssen vor ihm auf der Hut sein, wie der Leu vor dem giftigen Zahn der Natter."

Sforza sah auf den Sprecher. „Ihr meint doch nicht Loredano? Maledetto! Sollte der uns gehört haben! Saht Ihr ihn unter den Kolonnaden?" Dabei durchlief sein Auge unruhig den offenen Säulengang, wo gegenwärtig

nur wenige Gestalten in ziemlicher Entfernung zu sehen waren.

„Seid unbesorgt! wir sprachen zu leise," entgegnete der Nobile. „Diesmal war seine Mühe vergeblich."

Das Gewühl auf der Piazza ließ nach dieser Seite hin nach. Nur Masken, die weniger das allgemeine Vergnügen, als besondere Nebenzwecke hergeführt, sah man zu zweien oder in kleinen Gruppen im Schatten der riesigen Gebäude hinwandeln, und beide Männer setzten ihren Weg, jetzt mehr die Mitte des Platzes haltend, noch einige Minuten fort, ohne in ihrem vertraulichen Gespräch weiter unterbrochen zu werden. Als sie in der Nähe der griechischen Säulen umzukehren im Begriff standen, bemerkten sie eine tief verschleierte Gestalt, welche auf dem Fußgestell des geflügelten Löwen saß, das Antlitz der Ecksäule des Dogenpalastes zugewandt, aber bei den nahenden Schritten der Männer schnell das Haupt erhob und wie eine gescheuchte Gazelle nach der Riva entfloh. Indem der Venetianer ihr zerstreut nachblickte, als hätten die Bewegungen der bis zum Knöchel verhüllten Frauengestalt in ihm eine Aehnlichkeit wachgerufen, klopfte sein Begleiter ihm leise auf die Schulter.

„Foscari, dort! Seht Euch um!" rief er schnell und deutete nach der entgegengesetzten Seite.

Das Haupt wendend, schaute der Nobile in das lachende Auge seiner schönen Braut, die, von Signora Contarini und ihrem Oheim begleitet, dem Geliebten in einiger Entfernung gefolgt war. Mit zärtlichem Blick gab er ihr den Arm und beglückt, einander wieder nahe zu sein, wandelten sie dem Portal zu.

„Weshalb uns verlassen, edle Signora?" fragte der Senator, als die alte Dame eine von den Arkaden aus zu

der offenen Gallerie des ersten Stockwerkes führende Steintreppe hinaufsteigen wollte.

„In wenigen Minuten bin ich wieder zurück und hoffe der Gesellschaft oben zu begegnen," antwortete Signora Luigia und setzte auf wiederholtes Fragen hinzu, daß sie glaube, unlängst hier unter der Verhüllung ein bekanntes Gesicht entdeckt zu haben und sich dessen von oben zu vergewissern wünsche. Ihr Auge fiel dabei zufällig auf Jacopo; Beide verstanden einander, ohne daß der Nobile eine Silbe in das Gespräch mischte.

Dem Zureden nachgebend, stand die Signora scheinbar von ihrem Vorsatz ab, obgleich man bei ihrem Charakter gewiß sein konnte, daß sie nie einen einmal gefaßten Plan aufgab. Harmlos der Eingebung des Augenblicks zu folgen, lag außer ihrer Natur; genau berechnet, glich jede ihrer Handlungen einer Zahl in dem großen Exempel, das wir „Leben" nennen, wo Alles plangemäß in einander greift, Nichts zwecklos und überflüssig ist.

Jacopo befand sich bald im Zwiegespräch mit seiner Braut; tändelnd und scherzend gingen sie weiter, ohne daß der erwähnte Vorfall seine Gedanken inmitten der glücklichen Gegenwart beschäftigen konnte.

Die verschleierte Gestalt, die so ängstlich beim Anblick des Nobile geflohen war, mäßigte ihren Schritt erst in der Nähe der Steintreppe, welche vom Molo zum Wasser hinabführt.

Die Scenerie erschien hier verändert: die Klänge der Lust, das Gesumme Tausender von Stimmen dämpfte sich wie das Branden der Wogen an fernem Felsgeklüft. Tiefe Ruhe lag auf dem Wasser, die verlassenen Böte schlummerten am Ufer, die Lichter auf den Schiffen waren erloschen, in unklaren Umrissen stiegen die Inseln mit ihren

vielkantigen Gebäuden aus der grauen Flut, und der Himmel in seiner dunkeln Bläue, mit Myriaden Welten, hüllte das Bild in die schattigen Fittige der Nacht.

Camilla, denn sie war es, sah sich so scheu um, als folgte das Bewußtsein eines Verbrechens ihren Spuren. Da sie sich hier allein fand, sank sie auf die Steine des Quais nieder, das Haupt ruhte in der aufgestützten Hand. Eine Weile saß sie unbeweglich.

„Wie sie glücklich waren!..." flüsterte sie und schaute zurück auf die Kolonnaden, von denen ihr Auge hoffnungslos hinab zur Tiefe glitt.

Welcher Unterschied zwischen diesem Blick und dem, welchen Lucrezia im Uebermaaß der Wonne zum gestirnten Himmel empor gerichtet hatte! Welch' endlose Kluft zwischen Menschenherzen, beide gleich zum Glück berechtigt, voll Gefühl und Empfänglichkeit!... Freude und Verzweiflung, wie nahe zusammengedrängt, und wie ewig fern Eure Bahnen auf Erden! Und doch schlägt Gottvertrauen und Glaube an Unsterblichkeit eine Brücke zwischen den lichten Pfaden und den Dornenwegen, aber sie schwebt hoch, der Geist muß frei sein, will er sie erreichen: Dessen Flügel vom Schlamm irdischer Leidenschaft befleckt den Boden streifen, der wird nimmer die Brücke ersteigen!

„Nun morgen noch, und dann ist es vorbei — ist meines Bleibens hier nicht länger!" Das Mädchen drückte die Hand gegen die Stirn. „Mein Kopf schmerzt. Dumpfe Gedanken, als wären es greifbare Wesen, umschwirren ihn, wälzen sich vor meine Seele, daß sie keinen Weg findet, sich nicht mehr empor schwingen kann, dorthin, wo die Aussicht frei und licht wird!... Warum ist der Glaube an die alliebende Gottheit so todt in mir? Warum vernehme ich nicht mehr Deine Stimme, heilige Jungfrau?

Sonst, wenn Morgens der Schlaf von meinen Augen sank, schaute ich auf zu Dir, ich schaute auf, wenn gute Menschen mich erquickten, schaute auf, bevor ich Abends die Augen schloß und — war glücklich! Konnte singen mit den Vögeln, die auf leichten Schwingen mit sonnigen Morgenlüften ziehen. Seit vielen Tagen kann ich nicht mehr aufschauen, es ist Alles stumm und öde in mir, Alles dahin auf ewig, was mich glücklich machte!"

Wieder saß Camilla in sich versunken.

„Vater, warum muß Dein Kind so elend sein? Alle sind sie froh, überall Jubel und Lust! Nur ich darf nicht zu ihnen gehören. Sie, die zu mir gehörten, an deren Brust ich gelacht und geweint, mich im friedlichen Schlummer geschmiegt und Liebe getrunken, sie liegen zerdrückt unter einem verwitterten Grabstein! Vereinsamt, alle Fäden zerrissen, die Mensch an Menschen knüpfen, zieht es mich fort von der Erde zu Dir, mein Vater! Zu jenen liebenden Wesen!... Hier lebte und dachte ich nur für ihn — in ihm liebte ich die ganze Welt. Seit er mich hart und ungerecht behandelt hat, mich verstieß, ist die Brücke abgebrochen, meine Erinnerungen tragen mich nicht mehr in das Land meiner stillen Träume; statt der Sonne meines Lebens sehe ich nur Irrlichter, denen ich nachgeeilt viele — viele Jahre lang!..."

Noch immer starrte sie dumpf in die Flut. Der feuchte, aus dem Wasser steigende Nebel kühlte ihre brennende Stirn, aber ihren Körper durchzitterte es in Fieberschauern. Sie hörte nicht die sich nähernden Schritte und fuhr erst empor, als eine Stimme ihren Namen nannte, eine Hand sich fest auf ihre Schulter legte. Camilla kannte diese Stimme; jäher Schreck machte sie sprachlos.

Sie sah sich Aug' in Auge Loredano gegenüber.

„Feiert Ihr hier das Brautfest der Geliebten?“ fragte er höhnisch. „Ein feuchter, einsamer Ort für so glühende Gefühle! Eure glückliche Nebenbuhlerin findet einen wärmeren Platz am Herzen des edlen Foscari... Mädchen, verschmähte Liebe brennt wie das Feuer der Hölle, ich sehe, sie hat die Farbe von Euren Wangen, den Glanz aus Euren Augen gesogen! — Fühlt Ihr die Qualen verschmähter Liebe?...“

Jedes Wort des Nobile war wie eine Kralle, die dem Mädchen mit scharfen Nägeln in's Herz griff. Niedergehalten durch seine schwere Hand, gelähmt vor Schreck und Abscheu, den Kopf zurückgebogen, die Lippen halb geöffnet, das Auge im Ausdruck höchster Seelenangst zu ihm empor gehoben, schien sie in ihrer bleichen Starrheit zur Bildsäule geworden.

Loredano war hergekommen, sich an ihrem Elend zu weiden; doch ein Blick in dieses Antlitz, und seine Lippe bebte vor Leidenschaft. Camilla war nicht hübsch — in diesem Augenblick aber war sie von wunderbarem Reiz überstrahlt, der mehr als Schönheit zu blenden vermochte. Ihr Schleier hatte sich gelöst, die hervorquellenden Haare fielen in vollen Wellen über Brust und Schultern; sie erschien der verkörperte Schmerz, und die höchste Erregung aller Gefühle kontrastirte seltsam mit der Marmorblässe und Unbeweglichkeit ihrer Züge.

„Camilla, Ihr bereut, was Ihr gethan!“ rief er, in ihrem Anschauen versunken, mit gänzlich veränderter Stimme. „Verschmäht — denn wäret Ihr es nicht, Ihr säßet nicht hier in Nacht und Einsamkeit, während der Treulose bei'm Feste schwelgt in Glück und Liebe — verstoßen von ihm, seht Ihr Euer Unrecht ein, werdet zu mir zurückkehren, und ich — will ihn verfolgen noch bis in das Jenseits

hinein um der Thränen willen, die er Euch vergießen gemacht!"

Loredano, der ihre Starrheit für Nachgeben hielt, schlang seinen Arm fest um sie, mit Leidenschaftlichkeit wollte er sie empor an seine Brust ziehen.

„Fort aus meiner Nähe!" schrie Camilla wild auf, die, aus ihrer Apathie sich reißend, ihn von sich stieß und an der Seitenfaçade des Dogenpalastes entlang der Riva zustürzte.

Mehr der Ueberraschung, als ihrer Kraftanstrengung weichend, stand Loredano einen Moment bleich vor Wuth. Sie war das erste Weib, das ihm widerstanden: darum die Steigerung seiner Liebe zur zerstörenden, ihn allgewaltig beherrschenden Macht!

„Wahnsinniges Weib!" knirschte er. „Heute zum letztenmal lag Dein Schicksal in Deiner Hand! Loredano sollte um Liebe betteln, er, der schon heute unsichtbar das Machtschwert Venedigs in seiner Hand hält? Weib, dieser Stunde sollst Du in Reue und Verzweiflung gedenken! Ich will Dich in Deinem Buhlen mit zertreten, und Deine Thränen sollen Hohn statt Mitleid finden... Du willst nicht Liebe, wir wollen sehen, was Rache thut!..."

Sein Auge folgte ihr, und da die ausgestoßene Drohung seine erste Wuth gekühlt hatte, erkannte er schnell das Unkluge der von ihr eingeschlagenen Richtung, die sie mit jedem Schritt weiter von den Plätzen, heute den einzig belebten Orten, entfernte und in die Oede der ausgestorbenen Stadt hineinführte. Blitzschnell seinen Entschluß ändernd, folgte er ihr, hielt sich dabei aber immer im Schatten der Arkaden.

Camilla eilte über die weiße Brücke der Riva. Als

sie sich in der Stille der Nacht den düsteren Gefängnissen gegenüber sah, die Erinnerung unzählig schauriger Geschichten die schweren Eisenthore und vergitterten Fenster mit abgezehrten Gestalten, blutigen Opfern bevölkerte, und ihr angstvoll umherspähendes Auge nirgends ein lebendiges Wesen, weiter abwärts nur noch tiefere Einsamkeit gewahrte, da hielt ihr zitternder Fuß inne, gleich dem gescheuchten Wilde zwischen Strom und Felsen, flog der wirre Blick hierhin und dorthin. Der Verfolger war nicht mehr zu sehen — ohne zu überlegen, eilte Camilla zur Brücke zurück.

Kaum hatte sie die hellschimmernden Stufen betreten, als Loredano hinter dem nächsten Pfeiler hervor und auf sie zusprang.

„Jetzt bist Du in meiner Gewalt!" flüsterte er mit einer Stimme, durch die Hohn, Wuth und Leidenschaft zitterte, während er sie mit kräftigem Arm gefaßt hielt. „Du hassest mich, Mädchen! Auch ich hasse Dich — dennoch will ich Dich besitzen! Dieser Sinn, ich will ihn brechen; Du bist mein — mein, so lange es mir beliebt!" Sein Ausdruck wurde teuflischer, als er sich dichter über sie beugte. „Weib, ich will die Flamme in Dir anfachen, zitternd, unter Thränen sollst Du Dich zu meinen Füßen winden, und ich — will Dich sammt Deinem Buhlen zertreten!"

Während sein Auge am Quai entlang nach einer Gondel umherspähte, machte er Miene, sie über die Brücke nach dem Anlegeplatz zu tragen. Das Mädchen rang wie eine Wahnsinnige unter seiner eisernen Faust. Sie drängte nach dem niedrigen Geländer hin, voll Verzweiflung starrte sie in die schwarze Tiefe des Rio della Paglia, der südlich der Brücke in den Kanal von San Marco mündet, nörd-

lich aber zwischen dem hochragenden Dogenpalast, den Gefängnissen und dem schwarz schimmernden mächtigen Palast Treves in abgründlicher Tiefe dem Labyrinth der Stadt zufließt. Kein Strahl fiel auf seine eng begrenzte Oberfläche; schwer und dunkel, erschien er völlig schwarz unter dem Schlagschatten der Seufzerbrücke, die sargartig in der Höhe schwebt und die Gefängnisse mit den Piombi des Dogenpalastes in Verbindung setzt.

Ein wilder, entsetzlicher Gedanke erfaßte Camilla's Seele, die Bande ihrer Vernunft zerriß, das Gottesbewußtsein erlosch, Zeit und Ewigkeit entschwand vor ihren Blicken. Indem sie krampfhaft die Sprossen des Geländers umklammerte, strebte sie sich Loredano's Armen zu entwinden. Noch einen Moment, und ihr Oberkörper hing über der Flut.

„Mädchen, bist Du wahnsinnig!" rief er und riß sie zurück, machte gewaltsam ihre zusammengepreßten Finger von den Sprossen los und faßte sie fester, mit ihr über die Brücke zu eilen.

Was war es, das plötzlich seinen Schritt hemmte? Rudergeplätscher auf dem Rio della Paglia — eine Gondel, die aus dem Schatten der Seufzerbrücke hervor schoß — das Oeffnen jener eisernen, dicht über dem Niveau des Wassers befindlichen Pforte, die mit den unterirdischen Gefängnissen, den sogenannten Brunnen, in Verbindung stand, und von der die Venetianer sich zuflüsterten, daß sie unmittelbar zu dem verhängnißvollen Stuhl führe, auf dem die Garotta den heimlich Verurtheilten während der Nacht ein Ende machte, indeß der schwimmende Sarg seinen Leichnam zum Kanal Orfano trug.

Loredano stutzte, sein Ausdruck veränderte sich schnell, sein Auge gewann eine durchdringende Schärfe, als er es

auf das dunkle Fahrzeug geheftet hielt. Ja, es war die Gondel mit dem rothen Wimpel und der Chiffre des Consiglio dei Dieci, der Jeder, bleichen Schreck im Angesicht, aus dem Wege ging.

„Keinen Laut, oder Du bist des Todes!“ flüsterte er mit finsterer Entschlossenheit, im Begriff seinen faltigen Mantel dem Mädchen über den Kopf zu ziehen, während er die Schritte beschleunigte, den Schatten der Arkaden noch rechtzeitig zu gewinnen. Doch schon zitterte Camilla's gellender Schrei durch die Luft. Sie, die in halber Bewußtlosigkeit in seinem Arm gehangen, jetzt aber instinktartig die nahende Rettung fühlte, rang noch einmal mit der letzten Kraft — noch einmal wiederholte sie ihren Hülferuf.

Des Nobile Auge funkelte, sprachlos vor Wuth preßte er den Arm so fest um sie, als hätte er des Mädchens zarte Glieder zermalmen wollen. Den Blick mit kalter Grausamkeit auf sie geheftet, zog er blitzschnell das kleine dreischneidige Stilet hervor, ohne welches kein Venetianer seine Wohnung verließ.

Camilla verstand seine Absicht, sie sah in sein funkelndes Auge — obgleich Selbstmord eben noch ihr einziger Gedanke gewesen, und in dem Zustande hoffnungsloser Verzweiflung ein rascher Tod — mag er künftiges Sein, mag er ewigen Schlaf bringen — ein Ausruhen nach überwundenen Qualen dünkt; so durchlief doch ein konvulsivisches Zittern ihren Körper, ihr in Todesangst weit aufgerissenes Auge folgte mit Entsetzen seiner schnellen Bewegung, aber keine Bitte, kein Laut kam über ihre Lippen.

Den Dolch auf ihre Brust gezückt, durchmaaß Loredano die Entfernung der Gondel, welche eben bei der Brücke anlegte. Schnell änderte er seine Absicht; statt zuzustoßen,

senkte er noch einmal den höhnenden Blick mit fühlloser Grausamkeit in Camilla's starres Auge, dann ließ er sie los, als hätte er sie einem unabweisbaren, noch entsetzlichern Schicksal aufsparen wollen.

Die furchtbare Aufregung, die alle ihre geistigen Fähigkeiten in Spannung erhalten, war von ihr gewichen, und das Mädchen sank bewußtlos zur Erde.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Mädchen ihrem Schicksal überlassend, erreichte Loredano den Bogengang, ehe die Sbirri die Brückentreppe erstiegen. Obgleich es vor den Fanti des Rathes der Zehn kein Entfliehen gab, jedes am Quai liegende Fahrzeug, jeder sorglos Vorübergehende, ganz Venedig — ein einziger Diener des höchsten Tribunals — zu dessen Verfügung stand, so hätte der Nobile, bekannt mit allen Schlupfwinkeln des Palastes, doch für den Augenblick einen Ausweg gewinnen können, aber er überlegte, daß, wenn Camilla's Schüchternheit auch keine Anklage gegen ihn befürchten ließ, sie doch, einmal in den Händen der Staatsbeamten, verhört, gezwungen sein würde, seinen Namen zu nennen. Dieser Name war mächtig genug, ihm Straflosigkeit zu sichern, dennoch fürchtete Loredano nicht mit Unrecht, daß ein derartiges Abenteuer ihm bei seinen gegenwärtigen Plänen, die sich mit nichts Geringerem als seinem Eintritt in den Rath der Zehn beschäftigten, entschieden nachtheilig sein würde. Nachdem er daher von seinem verborgenen Standpunkt aus Zeuge gewesen, wie Camilla, die ihr Bewußtsein

noch nicht wieder erlangt hatte, auf Befehl des Fante einstweilen in eines der unteren Gemächer des Gefängnisses gebracht wurde, ließ der Senator seinen Mantel zurückfallen und trat unmaskirt unter den Arkaden hervor, den bereits seiner Spur folgenden Häschern mit einer Miene entgegen, als sei der eben stattgehabte Vorfall ihm völlig fremd.

Augenblicklich erkannt, wichen die Sbirri dem mächtigen Patricier ehrfurchtsvoll aus, obgleich es diesem nicht entging, daß das Auge des Fante mit kaum merklichem Zweifel seine Gestalt fixirte. Ohne sich darum zu kümmern, winkte er den Staatsbeamten einige Schritte bei Seite, um, wie er vorgab, ihm eine Anzeige zu machen. Beide Männer redeten mehrere Minuten mit einander, als sie sich trennten, war in der Geberde des Nobile stolze Ueberlegenheit, in der des Fante die tiefste Unterwürfigkeit zu erkennen. Sorglos um das Weitere that Loredano seine Maske vor und lenkte seine Schritte zur Piazzetta.

„Ein Name und Gold öffnen alle Wege in dieser Welt!" murmelte er, obgleich sein Blick, des sichtlich befriedigenden Geschäfts ungeachtet, sich nicht aufhellen wollte. Seine fehlgeschlagene Absicht auf Camilla brannte wie Gift in seinem erhitzten Blut; die Verfolgungen aber noch weiter auf sie auszudehnen, wäre gegenwärtig ein gewagtes Unternehmen gewesen. „Nun, edler Foscari, noch ein kleines Geschäft in Deiner Angelegenheit — dann für heute felice notte!"

Bei diesen in höhnischem aber freudlosem Ton gesprochenen Worten betrat der Nobile die Piazzetta. Aufmerksam musterte er die verschiedenen Gruppen; offenbar suchte er Jemand, doch erfolglos in seinem Bemühen, schritt er eine Weile vor den Procuratien auf und nieder. Masken

kamen und gingen, die Scene veränderte sich jeden Augenblick. Endlich schien Loredano, der mit ungewöhnlicher Geduld seine Promenade länger als eine halbe Stunde fortsetzte, den ersehnten Gegenstand entdeckt zu haben, wenigstens veränderte er schnell die Richtung, durchschnitt quer den Platz und näherte sich dem Dogenpalast.

„Monsignore!" rief er, indem er sich tief verneigend vor einem Nobile in der Robe der Decemvirn stehen blieb, und da eine Säule ihn gerade den Blicken der Menge entzog, gleichzeitig ein wenig seine Maske lüftete, um Gesicht und Stimme dem Fremden kenntlich zu machen.

„Sehe ich recht? Signor Loredano!" erwiderte überrascht der Inquisitor, welcher nicht maskirt und kein Anderer, als der in Venedig wegen seiner Härte und starren aristokratischen Gesinnungen allgemein gefürchtete Signor Almoro Donato war. „Euch unter allen Patriciern konnte ich hier am Wenigsten zu treffen erwarten."

„Ein Geschäftsgang, Eccellenza. San Marco berücksichtigt nicht die Privatneigungen seiner Diener; wo es sich um sein Interesse handelt, müssen alle anderen Rücksichten schweigen."

„Jacopo Loredano steht in dem löblichen Ruf der Strenge, und der Ruf ist gerecht genug, hinzuzusetzen, daß er mit dieser Strenge bei sich selbst beginnt," versetzte der ältere Patricier mit wohlwollendem Lächeln.

„Erlauchter Herr, wer sich nur als ein Glied in der großen Kette des Staatslebens betrachtet..."

„Sehr wahr, edler Loredano!" unterbrach ihn der Inquisitor. „Ein Glied — das ist das richtige Wort! San Marco allein ist unser aller Haupt, kein anderes dürfen Venetianer anerkennen." Dabei warf der Sprecher einen mißliebigen Blick nach den hellerleuchteten Fenstern

des Dogenpalastes empor, der die hingeworfene Bemerkung genügend erläuterte.

Auf Loredano's gelblich bleichem Gesicht lag ein boshafter Zug, als er entgegnete:

„Ich hörte heute zweimal den Namen Foscari, wo seit Jahrhunderten nur der Ruf: San Marco! statthaft war, und fand mich zurückversetzt in die Zeit, wo Venedigs Dogen, noch mit monarchischer Gewalt bekleidet, nach Willkür Ketten schmieden und zerbrechen konnten... Eccellenza, solche Erfolge erringen sich über den Gräbern beseitigter Feinde..."

Donato schaute auf den Sprecher, sein Ausdruck veränderte sich weder, noch verrieth er durch ein Wort seine Denkungsweise bei so kühner Schlußfolge. „Männer wie Euer Oheim und Vater fehlen uns," antwortete er nach kurzer Pause. „Sie wußten dem Ehrgeiz einen Damm, der Willenskraft Felsenhärte entgegenzusetzen; nach Prinzipien handelnd, galten Gefühle, von denen Schwachköpfe sich lenken lassen, ihnen Nichts; Signore, sie waren Richter, wie Venedig sie braucht."

Neuer Jubel im innern Hofe des Palastes lenkte die Aufmerksamkeit der Patricier nach jener Stelle hin; sie hatten sich unmerklich bis zur Porta della Carta genähert. Loredano zog den Hut tief über die Maske, während sie einige Minuten schweigend auf das Treiben schauten. Beider Blicke fielen auf den jungen Foscari, der, seine Braut am Arm, von einer glänzenden Gruppe umgeben, auf dem obern Absatz der Riesentreppe stand.

„Der stolze Greis setzt sein ganzes Glück auf diese Puppe — kämpft und ringt sich müde und gleicht doch nur einem Thoren, der sich an buntschillernden Seifenblasen ergötzt!" bemerkte Donato, der dem Dogen nicht

allein wegen politischer Meinungsverschiedenheiten, sondern auch aus Familienrücksichten feindlich gesinnt war.

„Sie sind befriedigt, weil der Pöbel ihnen zujauchzt!“ Loredano hielt inne und fuhr nach einer Pause mit verändertem Ton fort: „Eccellenza, Ihr gebt ihm zu wenig; so weit San Marco's Scepter reicht, lebt kein zäheres, kein unbeugsameres Geschlecht, als diese Foscari!“

„Und doch sind sie im vorigen Jahrhundert während der Türken- und Genuesenkämpfe sehr zusammengeschmolzen; Jacopo ist der letzte Sproß — der alte Stamm wird kahl.“

„Das Alter pflegt sonst Vorsicht zu üben,“ erwiderte Loredano, der seinen Begleiter von der Seite ansah. „Der Doge sollte seinem Sohne rathen, sich besser mit unseren Gesetzen bekannt zu machen...“

Statt einer Frage, wie der Sprecher das erwartete, war Beistimmung in der Miene des Staatsmannes zu lesen. „Das Tribunal schont einmal, warnt zum zweitenmal, dann aber läßt es volle Strenge walten,“ sagte er kalt, als sie ihren Platz verließen, um sich wieder den weniger besuchten Orten zu nähern.

„Foscari hat großen Anhang, sein Beispiel ist von Einfluß,“ fuhr der jüngere Nobile fort. „Freundschaften mit Ausländern sind gefährlich, und sein heutiges Betragen...“

„Ist aufgefallen und verdächtigt ihn!“ fiel ihm Donato in die Rede. „Foscari hat sich schon einige Male unbesonnener Jugendstreiche schuldig gemacht — seine Keckheit wächst bei der Nachsicht der Zehn.“

„Er mag es seinem Heiligen danken, wenn das hohe Tribunal nachsichtig genug ist, nur Unbesonnenheiten in seiner Handlungsweise zu finden,“ meinte Loredano, der

durch Michele Bevilacqua's Stellung als Agent des Rathes und durch die demselben gewordenen Aufträge einen Wegweiser hatte, wie weit er sich auf dem schlüpfrigen Boden vorwagen durfte.

Donato erhob schnell das Haupt. „Signore, was meint Ihr damit?"

„Eccellenza, ich fürchte, seine unvorsichtigen Galanterien sind nur der Deckmantel für tiefer gehende Pläne."

Der Staatsinquisitor hielt noch das Auge auf seinen Begleiter geheftet. „Foscari hat sich von allen anwesenden Mailändern fern gehalten," sagte er ruhig.

„Daran ließ sich kaum zweifeln," versetzte Loredano. „Desto vertraulicher ist sein Verkehr mit dem General — viel vertraulicher, Monsignore, als die Stellung beider Männer gestattet. Das erregt augenblicklich weniger Verdacht und entspricht Foscari's Zwecken vielleicht besser. Wo wir jetzt gehen, hatten sie unlängst eine Besprechung; daß nicht von Maskenscherzen die Rede war, dafür kann ich Ew. Gnaden bürgen. So verliebt Foscari in die Contarini sein mag, Braut und Hochzeit mußte in jenem Moment sehr ernsten, überlegten Beschlüssen weichen... Maria Visconti wünscht Frieden; Sforza, gegenwärtig allerdings sein Feind, kann aber ernstlich nicht die Hand leihen wollen, einen Fürsten zu Grunde zu richten, den er zu beerben hofft. Das Erbe ist groß; Foscari verschwenderisch, liebt Glanz und Aufwand — außerdem einen mächtigen Fürsten jenseit der Grenzen im Hinterhalt, trotzt es sich erfolgreicher den Gesetzen, sind Unabhängigkeitsideen leichter in's Werk gesetzt... Illustrissimo, die Zukunft wird lehren, was es mit dieser Freundschaft für Bewandtniß hat," setzte der Nobile bedeutungsvoll hinzu. „Die Geschichte liefert mannigfache Beispiele. Denken wir an die

Periode der Fürsten von Carrara; damals gab es hohe Namen unter den Staatsverräthern, die dem Feinde in die Hände arbeiteten, sich brauchen ließen, ihm die geheimen Beschlüsse des Senats zu verkaufen."

Donato zog seine Schreibtafel unter dem Kleide hervor und machte mehrere Notizen, während er einzelne, auf das Turnier und Graf Sforza bezughabende Fragen an seinen Gefährten richtete, von welchen dieser wohl wußte, was sie in dem Munde des Präsidenten des Rathes der Zehn zu bedeuten hatten.

„Unter den nach dem Kriegsschauplatz abgehenden Briefen befand sich bis jetzt keiner von Foscari, doch das gilt noch nicht als Beweis, daß wirklich keiner geschrieben wurde," murmelte der Inquisitor. „Vom Fuchs vererbt sich nicht Taubenunschuld. Der Schlauheit muß man mit Schlauheit begegnen."

Loredano lächelte befriedigt; weiter wollte er Nichts. Für alles Uebrige hatte er bereits hinlängliche Maaßregeln getroffen.

Hiermit war der erste Makel auf Foscari's fleckenlosen Schild geworfen, das erste Glied zur künftigen Fessel geschmiedet! Es bedurfte in Venedig keines begründeteren Verdachtes, um von jetzt ab den Palast, die engsten Familienverbindungen, die Schritte des jungen Nobile Tag und Nacht von unsichtbaren Spionen umlauert zu sehen.

Donato steckte seine Tafel wieder ein, und beide Männer gingen eine Strecke, Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

„Signor Loredano, nie war das Amt der Decemvirn wichtiger, als eben jetzt," begann der Staatsinquisitor nach einer Weile. „Venedig fängt an, sich dem emporstrebenden Geist eines Einzelnen zu beugen; was unsere Väter durch

Weisheit gewannen, das mühselige Werk von zwei Säculis, das bis jetzt aus allen Verschwörungen und Revolutionen nur mächtiger hervorging; wir laufen Gefahr, es zu Grunde zu richten. Die Republik wacht mit Argusaugen über ihren Souveränitätsrechten, sie schleudert den Speer gegen die Schlange der Visconti, aber den Wolf im Herzen ihrer Lagunen duldet sie, schmeichelt ihm, ruft Beifall, wenn er ihr eine Beute nach der andern entreißt. Der Große Rath unterliegt den Parteien, der Senat giebt nach, und die Zehn — die allein dem Verderben Einhalt thun könnten — auch sie fangen an, über ihren Privilegien zu schlafen, wie die Römer schliefen zur Zeit der Cäsaren."

Loredano wandte sich zur Piazza zurück, und sein Auge leuchtete düster. „Eccellenza, diese dort ist nur Scheinmacht; mag er sich eine Weile an dem Blendwerk ergötzen, es verdeckt den Abgrund, über dem er wandelt!" erwiderte der Nobile, seines Ziels und der Kraft, es zu erreichen, sich bewußt.

„Scheinmacht — ja! so lange das Tribunal seine Schuldigkeit thut... Signore, der Doge hat eine eigene Maxime, gegen uns anzukämpfen; sein Princip, das Volk aufzuklären, das Bewußtsein von Freiheit und Menschenrechten in ihm zu wecken, ist die gefährlichste Waffe für ein Tribunal, bei dem Willkür Gesetz — das nothgedrungen oft durch Furcht dem Uebel vorbeugen, vor Untersuchung bisweilen schon zur Strafe schreiten muß und nicht wanken darf, sobald die Aufrechthaltung seiner Macht es fordert, den Tod auch über einen Unschuldigen zu verhängen; das von seiner Höhe herab die Worte des Kaiphas — verwerflich in dem Munde des Hohenpriesters, fromm und gerechtfertigt in seinem Sinn — wiederholen

darf: „„Es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, als daß die ganze Republik verderbe!““ Signore, so viele der Dogen auch gegen die Macht der Zehn sich verschworen, noch Keiner verstand es, wie Francesco Foscari, dieselbe Patriciern und Volk mißliebig zu machen.“

„Denen, die sie zu fürchten haben, vor ihr zittern, war sie es schon lange!“ versetzte Loredano unerschrocken, und seine Züge gewannen einen Ausdruck eiserner Festigkeit, als er hinzufügte: „Mißliebigkeit hat nur der Schwache zu fürchten, der Starke zieht das Joch fester, und Furcht erstickt das Murren. Dem Pöbel Rechte zugestehen, hieße im eigenen Fleisch der Patricier wüthen.“

Der Inquisitor nickte beistimmend. „Der Heilige wolle uns vor solcher Entartung bewahren! Kurzsichtige Thoren, die nicht begreifen, daß der Staat seine Macht und Größe nur den Zehnern verdankt, daß auf deren unbeschränkter Gewalt unsere einzige Sicherheit dem Auslande, unsere Ruhe dem innern Feinde gegenüber beruht!“

„Und im Besitz dieser Gewalt ohne Verantwortung sollte das Tribunal dem Ehrgeize eines Greises unterliegen? Bedarf es mehr als Wille und Beharrlichkeit, um bei Seite zu schieben, was ihm im Wege steht?“ erwiderte Loredano mit einem Anflug von Verachtung.

„Das ist es aber, was uns fehlte!“ entgegnete Donato. „Gritti ist mein Freund, ich schätze seine ausgezeichneten Verdienste, nichtsdestoweniger bin ich froh, daß seine Zeit jetzt abläuft, und damit die Zeit der Schwankungen hoffentlich ihr Ende gewinnt. Der Nobile ist kein Freund des Dogen, trotzdem hat er unserer Sache geschadet, weil er, zu sehr durch die Weichheit seiner Gefühle geleitet, sich Scrupel machte, wo er handeln, schonte, wo er strafen

sollte. Wir brauchen einen durchgreifenden Charakter, einen Geist, der dem des Dogen gewachsen ist."

„Es wäre zu wünschen, daß die Wahl auf einen würdigen Patricier fiele," meinte Loredano, und sein Ton klang gleichgültig. „Sie wird, wie ich höre, schon bei der nächsten Senatsversammlung stattfinden."

Donato blickte zweifelhaft auf; er kannte wohl die Festigkeit, aber nicht den Ehrgeiz seines Gefährten, und sagte voll Eifer: „Signore, mit Ausnahme weniger Mitglieder aus dem Rath des Dogen, hofft das ganze Tribunal auf Euch, setzt Alles daran, Euch durchzubringen. Nie war eine Wahl folgenreicher, von ihr hängt es ab, ob wir die Majorität im Rath erringen, ob Foscari hinfort in diesem Staat regieren wird! Ihr habt großen Anhang, doch die Gegenpartei wendet alle Mittel an, Euch die nothwendige Stimmenzahl zu entziehen."

Loredano lächelte. Seine Wege waren zu versteckt, um weder von Freund noch Feind erspäht zu werden. Dem eitlen Prahler häufen sich Hindernisse, wo der Verschwiegene überrascht und schreckt. Er fand es auch heute für überflüssig, den erlauchten Donato zu berichtigen, drückte dessen dargereichte Hand, dankte für das Vertrauen, sprach aber seine Zweifel an dem Gelingen aus und meinte schließlich, daß ihm die gesetzmäßigen Jahre zur Ausübung eines so einflußreichen und gewichtigen Amtes fehlten.

„Ihr tragt die Senatorenrobe — Eure Freunde brachten damals nicht die Jahre, sondern das Verdienst in Anschlag, sie haben keine Ursache, gegenwärtig anders zu handeln, und Eure Feinde — ich hoffe, wir machen sie jetzt wie ehedem stumm."

Nach diesen Worten trennten sich die Nobili.

Ehe Loredano den Ort verließ, warf er noch einen

festen Blick zurück auf den Dogenpalast. „Francesco Foscari,“ murmelte er mit geschlossenen Zähnen. „All diesen Glanz, der Dich weit über Deine Vorgänger hervorhebt, den mit San Marco's Hülfe Deine Nachfolger nie erleben werden; ich vertauschte ihn nicht für die Macht, die ich unsichtbar und lautlos über Dein Geschick ausübe! Die Deinige ist nur Scheingewalt, die kleine Geister blendet; ich halte den Faden in meiner Hand, an dem das Racheschwert über Dein und Deines Sohnes Haupt erzittert.“

Dann hüllte er sich dichter in seinen Mantel, bestieg die Gondel und kehrte in seinen Palast zurück.

Sechszehntes Kapitel.

Obgleich Lucrezia Contarini eine freiere Erziehung genossen hatte, als der Gebrauch den meisten Mädchen ihres Standes gestattete, und Jacopo Foscari, der von Kindheit an in dem Palast ihres Vaters ein wohlgelittener Gast gewesen war, seine Braut vor der Trauung oftmals hatte besuchen dürfen, so hielt der Cavaliero Contarini dennoch im Allgemeinen auf die alten Sitten, und es war sein Wunsch, die Hochzeit selbst, welche nach dem Tage der oben beschriebenen Festlichkeit stattfand, mit all dem Ceremoniel zu feiern, das schon Jahrhunderte früher seine Väter und Urväter beobachtet hatten.

Demzufolge versammelten sich die Verwandten beider betheiligten Häuser schon am Morgen im Hofe des Palastes von San Marco, wohin Foscari seine bräutlich geschmückte Geliebte führte, um an diesem üblichen Ort vor der Trauungsceremonie die Glückwünsche aller Verwandten und Freunde zu empfangen. Tief bewegt schloß hier der alte Doge seinen einzigen Sohn, sein Lieblingskind, an seine Brust, und der steinerne Ernst, der in der letzten Zeit nie seine

Züge verließ, schmolz bei dem Anblick des glücklichen Paares.

Unter der Zahl vornehmer Gäste unbemerkt stand auch Camilla, schmucklos, welk wie eine Lilie, die auf kahler Höhe wochenlang versengenden Winden ausgesetzt gewesen. Des Mädchens Antlitz war weiß wie die Farbe ihres Gewandes; aber eine Natur, bei deren zarter Organisation das geistige Leben das körperliche weit überwog, würde sie die Macht des Willens auch noch sterbend getragen haben, wo der Drang des Herzens sie trieb, dem Geliebten zum letztenmal auszusprechen, wovon allein ihr ganzes Innerstes bewegt war.

Der Gang wurde ihr schwerer, als der Gang zum ewigen Gericht; wäre sie der Feder mächtig gewesen, gern hätte sie schriftlich Abschied genommen und das Blättchen bei dunkler Nacht in seinen Palast getragen; doch einen Andern bei diesem letzten Verkehr zwischen sich und Foscari zum Dolmetscher machen — sie vermochte es nicht!

In die entfernteste Ecke gedrückt, wartete sie, bis erst alle Näherstehenden dem Brautpaar ihre Glückwünsche dargebracht hatten, und als endlich der Raum sich um sie lichtete, die Reihe an sie kam, trat sie noch wieder zurück, Andere vorzulassen. Foscari, der sie schon lange bemerkte, sah ihr Zagen, doch kein aufmunternder Blick, kein Entgegenkommen seinerseits hieß sie näher treten. Endlich stand sie vor ihm; unter der Macht des Augenblicks im Begriff die Hand auszustrecken, zog sie dieselbe eben so schnell wieder zurück. Camilla fühlte diesem Mann gegenüber keinen Stolz, sonst hätte sie nicht so viel Demüthigungen ertragen, aber eine innere Stimme sagte ihr doch, daß sie ihm nach seiner letzten Handlungsweise die Hand nicht wieder reichen dürfe.

„Signore, Gott segne Euch! Er segne auch Euch, Signora!...“ Sie hatte noch hinzufügen wollen, daß der Nobile nicht ungleich von ihr denken möge, aber die Worte kamen nicht mehr hervor.

Jacopo nahm ihren Wunsch hin ohne Erwiderung, ohne Dank — und doch war keiner, selbst der des Dogen nicht, aus treuerm Herzen geflossen!...

Camilla trat zurück; fremd unter der fremden Menge, glaubte sie sich ungesehen im Gedränge verlieren zu können, als sie aber den innern Hof verlassen wollte, kam Signora Luigia ihr entgegen.

„Ich vermißte Euch gestern den ganzen Abend; es ist mir lieb, Euch heute wenigstens hier zu finden!“ sagte die Dame und strich mit ihrer Hand über die weichen Haare des Mädchens. „Ihr seht ein Wenig blaß aus, aber das steht Euch nicht übel. Wie schönes lockiges Haar Ihr habt! Wollt Ihr schon zur Kirche vorangehen? Die Trauung wird sogleich Statt finden.“

Camilla antwortete, daß sie in den Palast zurückzukehren im Begriff stehe.

Die Dame sah sie zugleich freundlich und spöttisch an; sie hatte Nichts dawider, und nachdem sie dem jungen Mädchen noch einen Auftrag für die dortige Dienerschaft in Betreff der Bewirthung der Gäste gegeben, wandte sie sich einer fremden Signora zu, und Camilla, entlassen, durfte ihres Weges gehen.

Da das Volk sich schaarenweise vor der Basilika und um den Dogenpalast versammelt hatte, blieben die angrenzenden Orte fast menschenleer, und das Mädchen, dumpfen Schmerz im Kopfe, den Tod im Herzen, zog es vor, sich nur bis zur Dogana di Mare, der Piazzetta schräg gegenüber gelegen, rudern zu lassen und dann den

Weg zu Fuß durch die verödeten Gassen und auf den Brettergängen fortzusetzen, die sich an vielen Palästen längs des Canal grande hinziehen.

Langsam ging sie bis zum Traghetto. So lag Alles jetzt hinter ihr... Das also war das Ende von den Hoffnungen eines ganzen Menschenlebens! Das Scheiden — sie hätte es ertragen, da es Gottes Wille war, aber die Art, wie sie schieden — Camilla stockte der Athem vor innerer Qual.

„Was hat ihn mir entfremdet?“ fragte sie sich vergebens. „Einst vor ihm verleumdet, schenkte er mir nachmals Vertrauen und war gütig gegen mich. Glaube und Vertrauen sind nun für immer zerstört, und doch ist meine einzige Schuld nur meine Liebe — so demüthig und so treu! — Er hat mich nie verstanden, nie fand ich Gelegenheit zu zeigen, wessen ich für ihn fähig gewesen!... Ich muß zum zweitenmal bei ihm verleumdet sein; lange sah ich, wie sein Herz sich mir allmälig entfremdete.“

Das Mädchen dachte über die Vergangenheit nach, und Signora Luigia's Bild mischte sich in ihre Zweifel und Vermuthungen. „Eine innere Stimme warnte mich stets vor ihr; in ihrer Freundlichkeit lag kein Herz. Ja, sie wird es sein!“ sagte sie leise. „Foscari hätte mich sonst nicht so hart und ungerecht behandelt. Wer weiß, was sie ihm gesagt hat, daß er glaubt, ich sei seiner Rechtfertigung nicht werth! Dazu ihre schmeichelnde Freundlichkeit noch heute — es war Hohn zum Elend!...

„Kein Weg, der zur Aufklärung führt — Nichts, was zu meiner Vertheidigung diente! Mit diesem Stachel im Herzen muß ich ihn auf ewig meiden!...“ Camilla verstummte unter Empfindungen, wie sie der Mensch nur Einmal im Leben zu ertragen fähig ist.

Im Palast Contarini war schon Alles zum feierlichen Empfang des neuvermählten Paares, zum glänzenden Hochzeitsmahl geschmückt. Das Mädchen schlich an den Reihen geöffneter Prunkgemächer vorüber; sie wollte nur noch Lucrezia ihren Dank für die genossenen Wohlthaten aussprechen und dann diesen Ort für immer verlassen. Als sie ihr Zimmer erreicht hatte, trat sie vor den Schrank, einige wenige Kleidungsstücke aus ihrer, durch der Signora Güte sehr vervollständigten Garderobe auszuwählen und zusammenzupacken; aber die Stunden schlichen hin, und immer noch kniete sie vor den geöffneten Fächern, ohne ein Stück berührt zu haben.

„Es muß sein!" flüsterte sie, sich endlich gewaltsam ermannend, denn sie fühlte eine bleierne Schwere in den Gliedern, die es ihr fast unmöglich machte, sich zu bewegen.

Mit ihrem Päckchen fertig, ging sie hinaus, in der Hoffnung Lucrezia sprechen zu können; aber die Zeit, wo dies möglich gewesen, war lange enteilt; die Braut hatte bereits die übliche Rundfahrt angetreten.

Nach der Trauungsceremonie nämlich hatte sich das Brautpaar nebst allen Gästen in den Palast des Cavaliero begeben, wo sie, der altvenetianischen Sitte gemäß, der Bräutigam unter dem Portal empfing und den männlichen Theil der Gesellschaft in die Säle des obern Stockwerkes hinaufführte, während die Damen im untern Geschoß der Abfahrt der Braut warteten. Diese weilte, während die Gäste einige Erfrischungen genossen, in ihrem eigenen Gemach und erschien nur hin und wieder an der Hand des Brautführers, um unter dem Schalle der Trompeten und Clarinetten die Runde durch die Säle zu machen. Erst nachdem sich dies mehrmals wiederholt, begab sie sich zu den

Damen hinab und verließ, von diesen in einer großen Anzahl Gondeln begleitet, den Palast, um ihren nicht anwesenden, in Klöstern befindlichen Verwandten und Freunden ihren Besuch abzustatten, wobei sie auf einem erhöhten Sitz in einer eigens dazu hergerichteten, reich geschmückten Gondel ihren Platz nahm.

Da gleich nach der Rückkehr der Damen das Banket beginnen sollte, durfte Camilla nicht mehr darauf rechnen, die Braut an diesem Tage noch zu sprechen. Sie sah sich somit genöthigt, ohne Lebewohl zu scheiden, hinterließ nur eine Bestellung, worin sie ihren Entschluß, den Palast zu verlassen, sowie die Hoffnung aussprach, der Signora ihren tiefgefühlten Dank einige Tage später nach Beendigung der Feierlichkeiten sagen zu dürfen. Sie wußte, dieselben würden noch fast eine Woche andauern, da nach der Hochzeit ein Gastmahl im Palast Foscari bei den jungen Gatten bevorstand, und dann erst das Hauptfest unter Anleitung sogenannter Ringväter mit gegenseitiger Beschenkung und allem Pomp jener Tage im Dogenpalast gefeiert werden sollte; sich während dieser Feste aber noch einmal an die Signora herandrängen, wäre dem Mädchen unmöglich gewesen.

Als sie bei einbrechender Dunkelheit ihren Weg antrat, beschwichtigte sie ihre Skrupel über die scheinbare Undankbarkeit mit der Ueberzeugung, daß die betheiligten Personen sich im Rausch des Glückes ihrer schwerlich erinnern, ihre Abwesenheit nicht einmal bemerken würden, während sie selbst sich mit jedem Schritt weiter von Glück und Hoffnung entfernte.

Siebzehntes Kapitel.

Wohin sich jetzt wenden? Die Entscheidung dieser Frage, obgleich sie Camilla seit dem letzten Gespräch mit Jacopo Tag und Nacht beschäftigte, hatte das Mädchen in ihrer Angst von Stunde zu Stunde hinausgeschoben. Als sie nach ihrer Flucht aus dem Palast Loredano sich schon einmal in ähnlicher Lage befunden, war es ihre Absicht gewesen, Schwester Agatha aufzusuchen, ihre Erlebnisse derselben mitzutheilen und sie, die ihr früher mütterliche Theilnahme gezeigt, um Schutz und Obdach zu bitten. Jetzt empfand Camilla eine unbeschreibliche Scheu, der strengen Nonne entgegenzutreten. In noch höherm Grade fühlte sie dieselbe bei dem Gedanken an Battista Ranieri; es war ihr schrecklich, in ihrer Verzweiflung Die wiederzusehen, mit denen sie früher verkehrt hatte. Wie ihr Weggehen rechtfertigen, die Verhältnisse richtig darlegen, ohne ihre geheimsten Empfindungen zu verrathen? Ach, sie kannte nur zu gut den Pfeil im Herzen! Wie Unrecht ihr auch geschehen war, ihre Liebe allein hatte doch erst bei Allem den Ausschlag gegeben. Camilla hätte fliehen mögen in

die weiteste Ferne, dem Sonnenlicht für immer entsagen, um nur keine Klarheit um sich zu schauen, wo es in ihr dunkel und chaotisch war.

Erschöpfung bis zum Tode und dumpfe Niedergeschlagenheit, der Vorbote nahender Krankheit, vermehrten noch ihre Muthlosigkeit, aber es blieb kein Ausweg, ein Entschluß mußte gefaßt werden, und ihr Päckchen unter dem Mantel, schlug sie den Weg zum Kloster ein.

„Wäre es nur heute nicht!" flüsterte sie. „Ich habe nicht Fassung, nicht Ruhe — meine Thränen schon werden mich verrathen! Nur eine Nacht Schlaf, und ich würde mich stark fühlen, dem Unvermeidlichen in's Auge zu schauen." Den Blick matt zum abendlichen Himmel emporgerichtet, ging sie weiter, wählte aber die entlegensten Wege.

Das Kloster Santa Agnese lag noch ziemlich entfernt, als auf einem der kleinen Plätze oder Höfe, die zugleich als Durchgang aus einem Quartier in das andere dienen, ein bekannter Ton Camilla's Ohr traf. Sie schaute auf, und ihr Blick fiel auf ein Bild echten Proletarierlebens, wie es sich in Venedig vielleicht noch mehr als anderswo bemerkbar macht, wo in diesen wenig besuchten, nur von Leuten aus der Volksklasse bewohnten Corti die Bewohner aus dem Dunkel der in einander gedrängten Gebäude vor die Thüren flüchten, Handwerker ihre Werkstatt dort aufschlagen, Weiber nicht selten unter Gekeif und Lärm häusliche Verrichtungen vornehmen, Kinder schreien und Schmutz und Elend in allen Ecken nisten.

Aus ihrer Kindheit an dergleichen Scenen gewöhnt, ließ Camilla ihr Auge gleichgültig über die verschiedenen Gruppen hinschweifen, bis es an einer Frauengestalt haften blieb, die eine Wanne mit nasser Wäsche vor sich hin-

gestellt hatte, um mit ihrer Nachbarin zu plaudern. Das Mädchen erkannte in ihr die Wittwe eines Gondoliere, mit der sie ehemals lange in einem Hause gewohnt hatte. Auch die Fremde schien sich ihrer sogleich zu erinnern, denn der Nachbarin einen Gruß zuwinkend, ließ sie ihre Wanne mitten im Wege stehen und trat der Kommenden entgegen.

„Camillchen, sehe ich Euch endlich einmal wieder!" rief sie und schlug die Hände vor Erstaunen zusammen. „Santa Maria! Ihr verschwandet aus der Gegend, und Keiner wußte, wo Ihr geblieben waret. Die Leute erzählten, Ihr hättet ein großes Glück gemacht — hättet reiche Verwandte gefunden! Jeder gönnte es Euch, denn obgleich Ihr nie besonders Freundschaft im Hause hieltet, waret Ihr doch freundlich mit Jedermann, und steht noch heute bei uns in gutem Andenken. Der alte Beppo — Ihr wißt doch, der Wasserträger, der nebenan wohnte — hatte Euch in einer Patriciergondel fahren sehen... Ich merke wohl, sie haben Euer Glück nicht übertrieben," fuhr die Frau fort und strich dabei bewundernd mit der Hand über das schwarze Atlaskleid, welches Camilla vor ihrem Weggehen mit dem weißen Gewande vom Morgen vertauscht hatte. „Ja, ja, das Glück ist launisch; den Einen sucht es im Schlaf, der Andere kann sich die Füße danach wund laufen und wird es sein Lebtage nicht erjagen!... Camillchen, aus dem stillen Kinde ist eine stattliche Signora geworden; Ihr seht aus, als ginge es bald zum Hochzeitsfeste! Und Wangen habt Ihr, so roth, wie die schönsten Pfirsiche der Zuecca. Das macht die gute Lebensart, sie bekommt Jung wie Alt. Als Ihr noch bei Wassermelonen und Brod die Sonne auf- und niedergehen sahet, war es anders!"

Camilla hatte nicht ohne Widerstreben dem Redefluß der Frau Stand gehalten; sie drückte die Hand gegen die Stirn, ihr Kopf glühte, es pochte und schwirrte darin wie in einem Mühlwerk.

„Auch Ihr scheint Eure Wohnung verändert zu haben, Frau Marcalla," sagte das Mädchen, das die kaum verstandenen Worte in stumpfer Gleichgültigkeit nur hin und wieder durch eine Geberde begleitet hatte. „Es ist Euch wohl gegangen?"

Die Wittwe zuckte die Achseln. „Man wird alle Tage älter, und die Arbeit wird saurer — ohne Arbeit für Unsereinen kein Verdienst," versetzte sie und betrachtete die gefüllte Wanne. „Ich bin jetzt in diese Gegend gezogen." Sie deutete auf ein nahe gelegenes Haus. „Dort — nach hinten heraus! Die Fenster gehen nach der Gasse. Es sind zwei geräumige Kammern, und der Miethszins beträgt weniger als auf der Giudecca, wo wir ehemals zusammen waren... Signora, wollt Ihr mir nicht um der alten Bekanntschaft wegen die Ehre erweisen und eintreten?"

Camilla verneinte, gleich darauf fragte sie aber, ob die Wittwe jetzt allein wohne, und ihr Auge gewann dabei einen festern Blick.

„Seit Kurzem. Sonst hatte ich meinen Schwestersohn bei mir. Ein geschickter Arbeiter im Seildrehen, ist er vor zwei Wochen in's Arsenal gekommen. Er steht gut angeschrieben und verdient sich monatlich seine schönen Scudi. Jetzt sehen wir uns nur selten."

„Frau Marcalla, da habt Ihr die eine Stube wohl leer?" meinte das Mädchen, indem sie einen Schritt näher trat und ihre Hand mit lebhafter Bewegung auf den Arm der Fremden legte. „Sagt mir, könnt Ihr mich nicht bei Euch aufnehmen? Nur ein bis zwei Tage — ich habe

so viel bei mir, es Euch zu vergüten. Ihr kennt mich ja seit lange und werdet mir die Bitte nicht versagen!"

Die Wittwe sah sie verwundert an, als traute sie ihren Ohren nicht. „Wie, wohnt Ihr denn nicht in einem Palast am Canalazzo? Ihr wollt Obdach bei mir nehmen? Versteh' ich Euch recht?... Signora, es würde Euch jetzt schlecht in der armseligen Kammer behagen!"

Camilla's Lippe wollte sich zu einem Lächeln verziehen, aber es verkümmerte im Entstehen, und nur ein schmerzlicher Ausdruck blieb zurück. „Ich bin gern damit zufrieden, wenn Ihr sie mir bis morgen oder übermorgen abtreten wollt," entgegnete sie, die heute schon mehr als Einmal mit heißem Sehnen zurückgedacht, wie sie einst bei Wassermelonen in der dürftigsten Kammer leichten Herzens gewesen — es jetzt nie wieder werden konnte!"

„Aber ich denke, Ihr steht in Gunst bei hohen und reichen Patriciern — habt Ihr Euch mit ihnen entzweit? Signora, wie kommt Ihr in diese, nur von armen Leuten bewohnte Gegend? Wohin wolltet Ihr jetzt eben gehen?..."

Da Camilla sich bei diesen Fragen frostig in sich zurückzog, hielt Frau Marcalla in ihrem Examen inne, obgleich ihr blasses Auge noch neugierig das Mädchen musterte.

„Ich war auf dem Wege zur Nonne Agatha im Kloster Santa Agnese — es ist noch ziemlich weit, und Kopf und Glieder schmerzen mich. Ich möchte meinen Besuch gern um ein oder zwei Tage hinausschieben — eine Nacht Ruhe, und morgen wird es mir leichter werden. Wollt Ihr mir ein Obdach gewähren? Meine Baarschaft ist nicht groß, aber sie reicht aus, Euch für Mühe und Unbequemlichkeit zu entschädigen."

Frau Marcalla, die anfing in des Mädchens starrem Blick die Abspannung zu erkennen, erklärte sich zu deren Aufnahme bereit. Ihre Wanne ergreifend, ging sie auf dem schmalen Wege voran, durch das bezeichnete Haus hindurch, über einen dunkeln Hof nach dem daranstoßenden Gebäude. In ihrer Wohnung angelangt, öffnete sie mit vielen Entschuldigungen, es nicht besser bieten zu können, die für ihren Gast bestimmte Kammer.

Camilla ließ den Blick an den rohen Wänden hinschweifen, ein Seufzer drängte sich aus ihrer Brust; ihre Kindheit stand wieder vor ihr, alles Dazwischenliegende — ein schwerer Traum — zerrann vor ihren gläsernen, vom Fieber gerötheten Augen wie Wellen im Ocean.

Geschäftig und zuthunlich, brachte die Frau einige Speisen herbei, Camilla nach ihrem Wege zu erquicken. Sie setzte sich zu ihr, sie von ihren Erlebnissen zu unterhalten, allein das junge Mädchen hörte sie kaum.

„Ein wenig Wasser!“ bat sie, alles Andere zurückweisend, und löste die Schnur, welche ihr Mieder zusammenhielt. „Mich verlangt nach Schlaf — und doch hab' ich ein Gefühl, als könnte meine Seele nimmer wieder Ruhe finden!“

Camilla blickte durch's Fenster, die Gegend zu suchen, wo er jetzt weilte — weilte an der Seite seines Weibes, im Rausch des Glückes alle Kronen der Welt verschmähend, der Nichtigkeit des Staubgebornen, der Wechsel alles Irdischen vergessend! Aber die hohe Mauer des gegenüberliegenden Gebäudes begrenzte eng den Gesichtskreis, sie sah Nichts als einige wenige Sterne, die in majestätischer Ruhe auf das Jenseits hinzudeuten, in ihrer tiefen Klarheit von dem Dunkel der Erdennacht zu den lichtvollen Höhen des Himmels emporzuweisen schienen. Das Mädchen sank auf's

Lager, faltete die Hände, und mit ängstlicher Scheu ihren Gedanken einen zweiten Flug über jene Mauer verwehrend, dachte sie der stillen Sterne und verfiel in schweren, aber kurzen Schlummer.

Als sie erwachte, war es finster um sie, aber wilde Phantasien belebten den stillen Raum. Bald glaubte sie sich in die früheste Kindheit zurück versetzt, ein schöner Knabe stand an ihrem Lager, sein lockiges Haupt neigte sich segnend über sie. Beider Blicke ruhten fest in einander... Das Bild zerrann in Duft, und sie sah statt dessen Loredano, fühlte seinen Dolch auf ihrer Brust; wie Schlangen legten sich seine Arme fest um ihre Glieder, aus seinen Augen brannte ein verzehrendes Feuer bis tief in ihr Herz hinein. Das Mädchen ächzte vor Angst, Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn, sie wollte sich ihm entwinden, vermochte aber kein Glied zu rühren...

Jacopo's Name entfloh ihren Lippen, flehend streckte sie ihm die Arme entgegen, beschwor ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, sie nicht zu verlassen, doch er — Lucrezia an die Brust gesunken — träumte nur von Liebe; Camilla blieb allein... Wohin sie blickte, überall grinsende Larven, die sie verhöhnten. Verzweiflungsvoll rang sie die Hände. Was war es, das ihre reine Seele mit unnennbarem Weh, mit brennender Sehnsucht erfüllte? Das wie zerstörendes Gift durch ihre Adern rann, wie versengender Athem sie umwehte? Sie wollte beten — ihr Auge irrte aus der Finsterniß um sie her wieder zu den einsamen Sternen empor, aber diese versanken vor ihr nur tiefer in die Fernen des Himmels: die Engel der Kindheit hatten ihr Lager geflohen!...

Als Frau Marcalla am Morgen in die Kammer ihres Gastes trat, schallte ihr grelles, unheimliches Lachen ent-

gegen. Camilla lag in Fieberraserei. Erschrocken holte die Wirthin eine in der Gegend bekannte Frau herbei, die in dem Ruf stand, alle Arten von Fieber besprechen und den Teufel austreiben zu können. An Camilla versuchte sie jedoch vergebens ihre wunderthätigen Kräfte; mehrere Tage vergingen, ohne daß die geringste Veränderung in dem Zustande der Kranken eintrat, und als endlich der dunkeln Röthe tiefe Blässe folgte, waren ihr doch die unheilvollen Phantome geblieben; es gab Stunden, wo des Mädchens Geist von Irrsinn umnachtet war.

Frau Marcalla widmete Camilla in der ersten Zeit Sorgfalt und Pflege; sie verweilte viel an ihrem Lager. Wie sie sich überzeugt hatte, reichte ihres Gastes Baarschaft einstweilen aus, sie für ihre Dienste zu entschädigen. Aber die Krankheit war von ernsterer Natur, als sie vermuthet hatte; aus Tagen wurden Wochen, und das Mädchen lag nach wie vor abgezehrt, mit hohlen Wangen, die großen Augen tief eingesunken, auf dem harten, dürftigen Lager. Ihre kleine Summe war bald verrechnet und damit schwand die Dienstfertigkeit der Wirthin. Zwar besaß Camilla noch einige Kleidungsstücke, doch konnte der Ertrag nicht von Bedeutung sein; Frau Marcalla sehnte sich herzlich, von ihrer Bürde befreit zu werden.

Die Namen Jacopo, Lucrezia, Luigia, von dem Mädchen in ihren Fieberphantasien oftmals wiederholt, verschafften der Frau keinen Aufschluß über die Verhältnisse ihres Gastes, und wenn in selteneren Fällen auch die hohen Namen Foscari und Loredano sich in deren unzusammenhängende Rede mischten, so ließen sich doch auf so unsichere Verbindungen hin keine Schritte unternehmen. Wohl aber erinnerte sich Frau Marcalla Camilla's früher ausgesprochener Absicht, die Nonne Agatha aufzusuchen,

und sie zögerte nicht, sich selbst nach dem Kloster Santa Agnese zu begeben.

Schwester Agatha war jedoch unglücklicherweise an jenem Tage nicht zu sprechen, Niemand sonst kannte Camilla oder wußte der Fremden Auskunft zu ertheilen. So kehrte diese unverrichteter Sache nach Hause zurück, und da sie, die sich mit Waschen ernährte, für die nächsten Tage bei einer Patricierfamilie versagt war, blieb ihr keine Zeit, ihren Gang so bald zu erneuern.

Verdrießlich, von der aufgebürdeten Last nicht befreit zu werden, und bitter ihre Gefälligkeit bereuend, ließ Frau Marcalla die Kranke ihre Unzufriedenheit in erbarmungsloser Härte empfinden. Sie kümmerte sich wenig mehr um sie; wenn sie ihrem Lager nahte, um das Stroh desselben ein Wenig aufzurütteln oder den Wasserkrug in die Nähe der Kranken zu setzen, geschah es mit mürrischem Wesen, und indem sie oftmals die Drohung wiederholte, falls das nicht bald anders würde, Camilla in eines der Armen-Lazarethe zu schicken, deren erbärmliche Einrichtung, Mangel an Sauberkeit, sowie besonders das Umsichgreifen bösartiger Krankheiten unter der niedern Volksklasse zu Venedig diese öffentlichen Krankenhäuser damals zum Gegenstand des Abscheus selbst für Castellani und Niccolotti machte.

In ihrem Zustande halber Bewußtlosigkeit verstand Camilla in den meisten Fällen die herzlosen Worte nicht; hörte sie dieselben, stahl sich nur ein schwacher Seufzer aus ihrer Brust. Sie, die bis dahin den Reichthum nicht geschätzt, die Armuth nie gefürchtet, sollte das Elend in seiner gräßlichsten Gestalt kennen lernen! Bei verschlossener Thür, ohne einen frischen Lufthauch, ohne Pflege und Wartung — jedes theilnehmenden Wortes entbehrend, blieb sie in ihrer Hülflosigkeit die langen Tage und Nächte in ihrer Kammer

allein, durch den rohen Lärm der Nachbarn gepeinigt, der aus der Gasse zu ihr herauftönte. Wenn sie zum Bewußtsein ihrer Schmerzen erwachte, so geschah es nur, um die stumme Bitte zu Gott emporzurichten, diese namenlosen Leiden durch einen baldigen Tod zu endigen. Aber während Tausende von Menschen, die das Leben mit Ketten an die Erde fesseln möchten, hinsterben, lebte Camilla weiter — verlassen, in dumpfer Hoffnungslosigkeit an Gottes väterlicher Gnade verzweifelnd.

Es war der erste matte Schimmer in der Nacht ihres Elends, als sich eines Tages die Thür öffnete, und Camilla Agatha's Stimme erkannte, welche Frau Marcalla bei einem wiederholten Gang zum Kloster endlich getroffen hatte. Die Kranke sah die Nonne trüben Blickes an, ohne ein Wort hervorzubringen. Auch die Benedictinerin stand länger als eine Minute schweigend vor ihr; ihr Auge glitt von dem dumpfen Gemach auf das elende Lager und blieb an den welken Zügen, den einst so schönen und nun so glanzlosen Augen des Mädchens haften, welches sie schon einmal in zarter Kindheit bei schwerer Krankheit gepflegt, in vielen nützlichen Dingen unterwiesen und in späteren Jahren nie ganz aus dem Herzen verloren hatte.

„Des Herrn Wege sind nicht unsere Wege, mein Kind, aber es sind die Wege des Heils! Friede sei mit Dir!...“ sagte sie und drückte sanft Camilla's abgezehrte Hand, streichelte ihre hohlen Wangen.

Schwester Agatha war nicht angenehm von Gestalt, voll nonnenhafter Pedanterie im Wesen, streng bigott, aber von Pflichtgefühl für ihren Nächsten erfüllt. Mit praktischem Sinn traf sie sogleich Anstalten für die nöthigsten Bedürfnisse der Kranken, der es an Allem fehlte. Ihre zarten Glieder, wund von dem harten Lager, hüllte sie in

weiche Tücher, sorgte für lindernde Arzneien und stärkende Nahrungsmittel.

Camilla sah die Dinge der Welt jetzt in anderm Licht, und ihre Scheu vor Agatha war gewichen. Indem sie deren Händedruck erwiderte, machte sie eine Anstrengung, sich emporzurichten. „Verlaßt mich nicht!" flüsterte sie. „Nehmt mich mit Euch! Ich habe Viel gelitten."

„Das ist auf Deinem Antlitz zu lesen, armes Kind!" versetzte Agatha bekümmert, die sie tröstete, ihr beizustehen versprach, wegen ihrer Aufnahme im Kloster aber zuvor der Erlaubniß ihrer Oberin bedurfte.

Sie blieb mehrere Stunden bei Camilla. Obgleich das Wenige, was sie von der Wirthin über den seltsamen Schicksalswechsel des Mädchens und deren zufälliges Hierherkommen erfahren, sie in Verwunderung setzte, so that Agatha doch heute keine Frage. Statt dessen erzählte sie der Kranken die Geschichte Hiob's, an diesem Bilde ergebungsvollen Duldens deren verzagte Seele aufzurichten. Camilla, die schweigend zuhörte, wurde zwar durch einzelne Züge der frommen Geschichte ergriffen, im Ganzen aber vermochte ihr umdunkelter Geist sich nicht über die eigenen Leiden hinaus zu erheben.

Nachdem die Nonne mehrere Stunden bei Camilla geweilt hatte, schied sie von ihr mit dem Versprechen, in Kurzem wiederzukommen.

Achtzehntes Kapitel.

Schwester Agatha stand bei der Aebtissin ihres Klosters in großer Gunst; es war ihr gelungen, das Interesse der Oberin für das verlassene Mädchen rege zu machen und ihre Einwilligung zu deren einstweiliger Aufnahme im Kloster zu erwirken, obgleich die Benedictinerinnen von Santa Agnese sich weniger der Krankenpflege, als vielmehr der Erziehung junger adeliger Zöglinge widmeten. Die Nonne kehrte daher noch selbigen Tages in Begleitung einer Laienschwester zu Camilla zurück, ihr die erfreuliche Nachricht zu bringen und sie sogleich mit sich zu nehmen.

In warme Decken gehüllt, wurde das junge Mädchen zur bereitliegenden Gondel getragen, die schon nach wenigen Minuten vor der Klosterpforte anlegte. Matt blickte Camilla um sich; durch die Thür in die Clausur eingelassen, hörte sie die eisernen Riegel hinter sich vorschieben. Alles, was einst dem Leben Reiz und Spannung verliehen hatte, blieb dahinter zurück. Es war ihr, als träte eine stille aber kalte Grabesluft ihr bis an's tiefste Herz.

Sie wurde in ein großes luftiges Zimmer im Seitenflügel des Klosters gebracht; Ruhe und Behaglichkeit, das

weiche Lager, die schneeweißen Linnen, Agatha's sorgsame Pflege, bildeten hier den grellsten Gegensatz zu dem Elende ihres frühern Aufenthaltes, aber die Leiden hatten zu furchtbare Zerstörungen in Camilla bewirkt, als daß die heilsame Veränderung sich gleich fühlbar gemacht hätte.

Schwester Agatha, die abwechselnd mit einer Wärterin an ihrem Lager weilte, erkannte bald, daß, wie gefährlicher Natur die Krankheit auch sei, doch in dem Gemüthszustand ihrer Schutzbefohlenen der eigentliche Kern des Uebels, die verborgene Wunde liege, die mehr und mehr an deren Lebenskraft zehrte. Sie veranlaßte daher Camilla, sobald sich diese Etwas gekräftigt fühlte, ihr ihre Erlebnisse, seit sie sich nicht gesehen hatten, mitzutheilen. „Ich finde Dich sehr verändert!" setzte sie hinzu. „Dir fehlt Frieden, mein Kind! Was ist es, das Deinen kindlich frommen Sinn abzieht von dem einzig wahren Wege des Heils — Dich unempfindlich macht gegen Gottes Gnade und Güte?"

Camilla lag zitternd da mit gesenkten Blicken. So schwer es ihr wurde, sie gehorchte dem Willen der Nonne.

Diese hörte sie mit großem Ernst an; sie konnte des Mädchens Handlungsweise nicht billigen, mußte deren Gefühle als sträflich und gottlos verdammen. Der Poesie des Lebens und der Macht der Leidenschaft fremd, durch Entsagung abgestumpft, hielt sie es in zelotischem Eifer für ihre heiligste Pflicht, um jeden Preis durch Ausrottung so sündhafter Neigungen Camilla's Seele vom Verderben zu retten. Sie suchte sie durch die Kraft der Religion zu stärken; aber ihre Religion, voll finsterer Strenge, ohne Duldung und liebendes Verzeihen, bestand größtentheils in Formenwesen, ihre Schrecken waren Hölle und Teufel. Unfähig, Camilla zu verstehen, die wahre Natur und Tiefe ihrer Gefühle zu ahnen, brachte Agatha, wo sie zu heilen

wähnte, nur größern Zwiespalt in das Mädchen, das mit dem Stachel des Vorwurfs zugleich die Unmöglichkeit ihm zu entgehen fühlte. Was in ihr lebte, es war stärker, als die Macht des Willens und der Vernunft; ihre Liebe war mit all ihren Lebensfasern verwachsen, dieselbe auszurotten, hätte sie selbst vernichten heißen. Angst und Trauer im Blick schaute Camilla auf die Nonne; voll Demuth drückte sie die Hände der frommen Schwester an ihre brennenden Lippen, aber ohne Hoffnung, durch sie Erleichterung zu finden, zog sie sich nur scheuer in sich zurück, verschloß ihren Gram im tiefsten Innern.

„Hast Du nie das Verlangen empfunden, den Schleier zu nehmen, Dich für Zeit und Ewigkeit Deinem Gott zu weihen?“ fragte sie Agatha bei dieser Gelegenheit. „Hinter Klostermauern allein wohnt in dieser Welt Frieden für den reuigen Sünder!“

Camilla schüttelte. „Fromme Schwester, die Welt hat keinen Reiz für mich,“ sagte sie leise. „Aber die Natur ist mir Alles! Ohne sie würde mein letztes Glück verkümmern — zwischen engen Mauern meine Seele eher sterben, als mein Leib.“

Einige Wochen vergingen. Die Jugend siegte, Camilla's Gesundheit fing an, sich bei der heilsamen Pflege zu kräftigen; sie konnte wieder den Tag über außer dem Bette zubringen, nur die düstere Melancholie wich nicht von ihr. Selbst als sie zum erstenmal in den Klosterhof hinabging, laue Lüfte sie anwehten, sie jenseit der hohen Mauer wieder das Wasser rauschen hörte, und damit in mächtigen Wogen das Gefühl des Lebens sie überströmte; selbst da, wo sonst heiliges Entzücken sie ergriffen haben würde, fühlte das Mädchen nur um so tiefer, daß, während die Natur sich ewig neu verjüngt, sie der Freude für

immer erstorben war, und was gewesen, nimmer wiederkehren konnte!

Schwester Agatha stellte sie der Aebtissin vor, einer sehr würdevoll aussehenden Dame aus dem hohen Geschlecht der Morosini. Diese, durch die Nonne schon im Voraus günstig für das junge Mädchen gestimmt, empfing deren Dank für die bewilligte Zufluchtsstätte mit sichtlichem Wohlwollen. Statt, wie Camilla gefürchtet hatte, nun aus dem Kloster verabschiedet und wieder auf sich selbst angewiesen zu sein, ermunterte sie die hohe Frau, sich einstweilen den Zöglingen anzuschließen, indem sie ihr versprach, daß sie nicht eher entlassen werden sollte, als bis sie wieder vollkommen gekräftigt und ein passendes Unterkommen für sie ermittelt sei.

Auf dem Rückwege fügte Agatha noch hinzu, daß wenn Camilla nicht das Kloster als dauernde Stätte erwählen wolle — worauf sie bis dahin noch hoffte — sie dieses erwähnte Unterkommen schon bei einer ihr entfernt verwandten Familie gefunden zu haben glaube, das Mädchen aber die zwischenliegende Zeit benutzen müsse, sich noch in einigen weiblichen Verrichtungen größere Geschicklichkeit anzueignen. Sie knüpfte daran ihre gewohnten Ermahnungen, daß der Mensch sich schwerer Sünde schuldig mache, der im Anklammern an Dem, was ihm nicht beschieden sei, sein Herz gegen die ihm von Gott zu Theil werdenden Gaben verschließe.

Camilla wurde allmälig mit der Lebensweise im Kloster bekannt; Alles, was sie hier sah, trug das Gepräge der strengsten Zucht und Sitte, des Verachtens eitlen Tandes, einer zwar in Formen und Dogmen verknöcherten, aber eifrigen Religiosität, während sich schon damals in vielen Benedictiner-Nonnenklöstern Unordnungen mannigfacher Art,

Bevorzugung des Adels und allerhand weltliches Treiben eingeschlichen hatten, und die Nonnen Venedigs zum Theil in dem Ruf liebenswürdiger Libertinerinnen standen.

Streng geregelt, wechselten die vorschriftsmäßigen Andachtsübungen, die einen großen Theil des Tages ausfüllten, mit den Unterrichts- und Arbeitsstunden, während welcher sich die Zöglinge verschiedenen Alters, von zarter Kindheit hinaufsteigend bis zum Stadium erwachender Weiblichkeit, unter Beaufsichtigung der Nonnen im Versammlungssaale aufhielten, bis die große Glocke zum gemeinschaftlichen Mahl rief, dem die Erholungsstunde im Klosterhofe, und dieser neue Arbeit und religiöse Erbauung folgte.

Die Kinder sahen frisch und fröhlich aus wie munter zwitschernde Vögel, welche nur noch mit Mühe im Nest der Alten festgehalten werden. Ihre sehnsüchtig schelmischen Blicke, die weit über die hohen Mauern hinaus zu reichen schienen, bildeten einen grellen Kontrast zu dem feierlich grämlichen Wesen der zum Theil schon betagten Schwestern, auf deren Gesichtern die ganze Entsagungsgeschichte des klösterlichen Lebens in welken Linien eingegraben war.

Camilla sah sie oft unbemerkt der Reihe nach an, wie sie so emsig am Webestuhl des Lebens weiter wirkten, als trügen sie nur Sorge, das freudlose Werk in mechanischer Stumpfheit abzuarbeiten. Des Mädchens beklommenes Herz fand weder Trost bei diesen in ascetischer Strenge alles Heil suchenden Nonnen, noch bei den hoffnungsfrohen Zöglingen. Sie that mechanisch, was sie die Andern thun sah; Alles ging traumartig an ihr vorüber. Ohne einen Faden, der ihr jetziges Leben an das frühere knüpfte, kam sie sich wie in eine fremde Welt versetzt vor, in die sie

Nichts als die Erinnerung wie einen unsühnbaren Fluch mit hinüber genommen hatte.

„Fromme Schwester," sagte sie eines Morgens zu Agatha. „Jetzt, wo ich wieder gesund bin, fühle ich doppelt das Bedürfniß, eine lange verzögerte Pflicht zu erfüllen und Signora Lucrezia Foscari meinen Dank für ihre Wohlthaten auszusprechen — von ihr Abschied zu nehmen." Des Mädchens bebende Lippe wurde dabei so bleich, als hätte sie das Wort „gesund" Lügen strafen wollen.

So sehr Agatha auch jede Auffrischung der früheren Eindrücke, die sie zum Theil schon verwischt glaubte, fürchtete, mußte sie doch den Wunsch für gerechtfertigt erkennen. Sie gab ihre Erlaubniß, und Camilla hüllte sich in ihren Mantel, um zum erstenmal nach Wochen die geschwärzten Klostermauern zu verlassen und wieder auf den bekannten Kanälen zu fahren.

Ihre Gondel bog bald in den Rio San Pantaleone ein und legte an der Seitenpforte des großartigen Palastes Foscari bei. Obgleich das Mädchen eigens die Morgenstunde gewählt hatte, wo die Nobili sich auf dem Broglio zu befinden pflegten, so bat sie doch, ehe sie ausstieg, ihre Begleiterin, sich zuvor bei einem Diener zu erkundigen, ob Signor Foscari auch gegenwärtig nicht zu Hause sei. Sie hätte Jacopo um keinen Preis wiedersehen mögen, und dieser Gedanke beschäftigte sie so ausschließlich, daß sie ganz vergaß, nach der Signora Anwesenheit fragen zu lassen, um deretwillen sie doch hergekommen war.

Die Dienerin brachte ihr den Bescheid, der erlauchte Nobile habe vor Kurzem den Palast verlassen, aber seine edle Gemahlin, Signora Foscari, befinde sich in ihren Gemächern.

Camilla stieg die Treppenstufen hinauf und ging einen gewölbten, diesen Seitenflügel mit dem Hauptgebäude in Verbindung setzenden Gang entlang. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen; in überwältigender Schwäche mußte sie mehrmals innehalten und sich gegen die Mauer lehnen.

Der Corridor mündete auf die große Halle, von der aus eine breite Marmortreppe nach dem ersten Stockwerk hinaufführte. Die Halle war fast leer, nur einige Gondolieri saßen im Gespräch vertieft unter dem hohen Portal.

Camilla, die nicht sogleich von ihnen bemerkt wurde, hatte Zeit sich umzuschauen. Während ihr Blick am Fuß der Treppe auf zwei mächtige Greife, die Wächter dieses Einganges, fiel, ging eine seltsame Umwandlung in ihr vor. Diese fremdartigen Gebilde, die sich auch in Reliefs an der Balustrade wiederholten, sie hatte sie schon irgendwo gesehen, hatte mit ihnen verkehrt zu einer Zeit, wo dieselben ihr Furcht und Schrecken eingeflößt.

Das Seelenleben, zu Zeiten das körperliche in dem Mädchen überwiegend, durchbrach die Schranke von Zeit und Raum, und damit sank für einen Moment der Schleier von etwas Köstlichem, das sie bisweilen im Traum geschaut, das sie aber weder klar zu erkennen, noch mit Namen zu nennen vermochte. Dieser unlösbare Widerspruch schien Camilla die Sinne zu verwirren. Ihre Brust arbeitete heftig, sie wollte es fassen, aber — der Faden riß, Nichts blieb als Nebel, wirre Phantome, eine unerklärliche Angst, die zum heftigsten körperlichen Schmerz wurde.

Die Diener, auf ihre Anwesenheit aufmerksam geworden, traten an sie heran mit Fragen nach ihrem Begehr. Camilla hörte sie nicht; noch einmal schaute sie auf die Greife, die sie ansahen, als hätten sie ihr das dunkle

Räthsel ihres Lebens zu enthüllen. Lucrezia und der Zweck ihres Hierseins war weit in den Hintergrund gedrängt; das Mädchen hätte um aller Welt Willen nicht die Treppe hinaufsteigen, in diesem Palast, wo Alles ihr unheimlich und doch wunderbar bekannt war, länger verweilen mögen. Sie stürzte den gekommenen Gang wieder entlang, verirrte sich, kehrte um, gerieth noch einmal in die Halle, floh nur schneller zurück und fand endlich das Seitenportal und die bereithaltende Gondel.

Camilla war noch völlig erschöpft, als das Fahrzeug bei der bemoosten Klostermauer hielt. Ihre Begleiterin, die sie beim Aussteigen stützte und die Stufen hinaufführte, wurde am Eingange durch die Schwester Pförtnerin zurückgehalten, und das junge Mädchen, das sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte, mußte den Weg durch den Kreuzgang allein fortsetzen.

Die zarte Gestalt geneigt, das Antlitz marmorbleich, das große umschattete Auge im vergeistigten Glanze die übermächtigen Eindrücke der Seele zurückstrahlend, umwehte die ganze Erscheinung in ihrer bleichen Klarheit ein wunderbar rührender Zauber.

Indem Camilla langsam weiter ging, kam ihr eine fremde Signora entgegen. Da das Aussehen derselben auf große Vornehmheit deutete, trat das junge Mädchen bescheiden an die Mauer, sie vorüber zu lassen. Bevor sie noch das Gesicht der Dame erkennen konnte, wurde ihre Aufmerksamkeit auf deren Anzug gelenkt, der von der venetianischen Sitte wesentlich abwich. Sie trug das damalige französische Costüm, wie man es noch bisweilen auf alten Bildern der Königin Isabella und Agnes Sorel findet, das aber zu jener Zeit in Venedig ganz unbekannt war. Alles an ihr zeigte von Reichthum und Eleganz.

Camilla verglich sie in Gedanken unwillkürlich mit Signora Luigia, die auch stets in der prächtigsten Toilette erschien, doch wie himmelweit war der Unterschied zwischen Beiden! Bei Luigia blickte Absicht aus jeder Falte ihres Gewandes, sie wollte imponiren, während die Eleganz dieser Fremden einen Anstrich von Absichtslosigkeit hatte, nur Resultat der Gewohnheit oder vielmehr des natürlichen Schönheitssinnes zu sein schien.

Auch Camilla war von der Dame nicht unbemerkt geblieben; das Gepräge tiefsten Leidens in ihrem lieblich frommen Antlitz schien derselben tiefe Theilnahme einzuflößen, sie grüßte freundlich, und als sie schon mehrere Schritte vorüber war, kehrte sie wieder um und trat auf das Mädchen zu, das ihr mit sinnendem Blick nachschaute.

„Ihr seht sehr erschöpft aus und seid allein — kann ich Euch vielleicht unterstützen?“ fragte sie mit sanfter Stimme, und obgleich ihr Accent fremd klang, war ihre Aussprache doch reiner, als die einer Eingebornen.

„Ich war lange krank, erlauchte Signora,“ antwortete Camilla schüchtern, während sie wagte, das Auge genauer auf die Züge der Fremden zu richten.

Diese, die ungefähr die Mitte der dreißiger Jahre erreicht hatte, machte keineswegs mehr den Eindruck der Jugend, aber trotzdem war sie noch auffallend schön. Ihr Reiz lag weniger in den klassisch-römischen Formen, es war vielmehr das seelenvolle Auge, die innere Harmonie, die Reife eines geläuterten Gefühls, welches jede Linie adelte und dem Antlitz einen idealen Charakter verlieh.

„Ihr gehört nicht in's Kloster — ich sah Euch niemals hier!“ sagte die Fremde.

Das junge Mädchen erwiderte, daß sie sich nur einst-

weilen im Kloster befinde, daß sie krank gelegen, Schwester Agatha sie hergebracht und gepflegt habe — daß sie durch die Güte der Frau Aebtissin die Erlaubniß erhalten, noch einige Zeit hier bleiben zu dürfen, bis sie wieder völlig gekräftigt sei, und sich ein Unterkommen für sie gefunden habe.

„Besitzt Ihr keine Eltern — keine Angehörigen?" fragte die Signora, die Camilla's Hand in der ihrigen hielt.

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf.

„Wie heißt Ihr, mein Kind?"

„Camilla, erlauchte Signora!" und auf den fragenden Blick der Dame setzte sie unbefangen hinzu: „Ich habe keinen andern Namen oder kenne ihn vielmehr nicht, denn ich hörte niemals von meinen Eltern."

„Da seid Ihr ja zu bedauern, armes Kind! Waret Ihr immer in Venedig?" Das Auge der Signora ruhte mit ganz besonderm Wohlgefallen auf Camilla.

„So lange ich denken kann, verließ ich nie meine Heimatstadt," antwortete das junge Mädchen.

„Unter welchen Verhältnissen lebtet Ihr hier bis jetzt?" fragte Jene weiter, und ihr Ton drängte jeden Gedanken an lästige Neugier zurück.

Des Mädchens Antlitz überzog dunkle Röthe, und ihr Auge senkte sich. „Ich stand im Dienst der edlen Signora Contarini, die sich vor Kurzem mit dem erlauchten Foscari vermählte," entgegnete sie mit großer Befangenheit.

Die Signora, welcher der Wechsel in Camilla's Miene nicht entging, fragte nicht weiter. Ihr den Arm leihend, geleitete sie das Mädchen den Kreuzgang entlang, an dessen Ende sie dieselbe der Obhut einer Nonne übergab, während sie selbst den Weg nach den Gemächern der Aebtissin einschlug.

Camilla blieb mehrere Stunden in großer Abspannung. Von dem Palast Foscari mit seinen Gespenstern mußten ihre Gedanken mehr als einmal zu der edlen Fremden zurückkehren, deren erhabene Gestalt vor ihrer Einbildungskraft als etwas ganz Neues, Ungewöhnliches schwebte. Agatha, der sie Anzug und Wesen derselben beschrieb, meinte, es müsse eine Bekannte der Frau Aebtissin gewesen sein, die mit vielen Patricierfamilien Verbindung unterhielt. Beide sprachen noch darüber, als die Nonne abgerufen wurde.

Nach einiger Zeit zurückkehrend, machte sie Camilla mit geheimnißvollem Wesen die Mittheilung, daß Ihro Hochwürden sie zu sprechen verlange.

Das junge Mädchen sah sie überrascht an, und die Frage, ob die Fremde sich bei der Aebtissin befinde, entschlüpfte ihr, ohne daß sie sich über diese Voraussetzung Rechenschaft zu geben wußte.

„Sie ist dort," antwortete die Nonne. „Sie hat sich sehr angelegentlich nach Dir erkundigt. Donna Rocca, so hörte ich sie nennen, lebte lange in Frankreich, und Du hast sie an eine dort zurückgebliebene, sehr theure Freundin erinnert. Deine Verlassenheit flößt ihr große Theilnahme ein — denn reich und unabhängig, betrachtet sie es als Lebensaufgabe, Leiden zu lindern, wo sie deren auf ihrem Wege begegnet."

Camilla sah schweigend vor sich nieder; sie, an der bis dahin Alles in apathischer Gleichgültigkeit vorübergegangen war, fühlte sich durch das Gehörte seltsam bewegt.

Während die Nonne das aufgelöste Haar des jungen Mädchens mit Sorgfalt ordnete und Dies und Jenes an ihrem Anzuge zu verbessern fand, fügte sie noch hinzu, daß Donna Rocca eine Römerin und mit dem erlauchten Hause

Morosini eng befreundet sei; daß sie sich erst seit Kurzem in Venedig aufhalte, in dieser Zeit aber die Frau Aebtissin schon oftmals besucht habe.

Beide begaben sich darauf nach der andern Seite des Gebäudes, wo die geräumige Wohnung der Oberin lag, die mit einem klösterlichen Anstrich — den Ordensvorschriften gemäß — doch allen Luxus jener Tage vereinte. Die edlen Frauen befanden sich in einem kleinen Gemach; man trug eben das Mahl auf.

Schwester Agatha und ihre Schutzbefohlene wurden von der Aebtissin mit besonderer Güte empfangen, obgleich sich in der stolzen Haltung der Matrone, in ihrer herablassenden Würde der bedeutende Rangunterschied zwischen ihnen keinen Augenblick verleugnete. Beide durften an der Mahlzeit Theil nehmen; eine Ehre, welche Camilla erst durch die ängstliche Zurückhaltung der Nonne begreiflich wurde, die in Gegenwart der Vorgesetzten kaum ungefragt zu sprechen wagte.

Donna Rocca begrüßte das junge Mädchen wie eine Bekannte; in ihr Wesen mischte sich ermuthigende Vertraulichkeit, und Camilla sah sich bald unmerklich in ein Gespräch verflochten. Obgleich ihre Verhältnisse mit keiner Silbe erwähnt wurden, die Unterhaltung auch keineswegs wie am Morgen den Anschein direkter Fragen gewann, so wußte die Römerin doch mit Feinheit und Scharfblick die Gesinnungen des jungen Mädchens nach dieser und jener Richtung hin zu prüfen. Durch die überwältigenden Eindrücke dieses Tages, unter dem Einfluß der liebenswürdigen Fremden wunderbar angeregt, fühlte Camilla seit vielen Wochen zum erstenmal die schweren Wolken sich um ihren Geist zertheilen, ihr Blick wurde freier, und ihre kindliche Offenheit entzückte die Signora.

Allmälig ging das Gespräch auf andere Gegenstände über; Donna Rocca wandte sich wieder zur Aebtissin, sie erzählte von Frankreich, wo sie lange Zeit an den Quellen der Loire, dem Zufluchtsort der Anhänger Karl's VII., gelebt hatte, beschrieb die dortigen traurigen Zustände, die Tapferkeit der französischen Ritterschaft und ihren Enthusiasmus für den angestammten Herrscher; gedachte mit schmerzlichem Bedauern des gefangenen talentvollen Herzogs von Orleans. Auch kam sie häufig auf einen Dichterkreis zurück, bei dem sie unter vielen edlen Namen den der damals gefeierten Clotilde von Vallon-Chalys nannte. Die unglücklichen Kriegszeiten hatten diesen Bund zerstört, mehrere der Freundinnen, durch unerwartete Schicksale von einander gerissen, in Klöstern Frieden nach herben Verlusten gesucht, während sie selbst aus Familienrücksichten nach Italien zurückgekehrt war. Mit Geist und Witz schilderte Donna Rocca das Leben des französischen Hofes, mit Wärme des Herzens erinnerte sie sich der schönen Stunden, wo sie mit den edlen Freunden den Musen gelebt und sich in die Werke der Italiener und Provenzalen vertieft hatte.

Die Erwähnung ihrer Rückkehr in's Vaterland leitete die Unterhaltung wieder auf Venedig; die Damen sprachen über Graf Sforza's Anwesenheit in der Seestadt und mehrere andere, in der jüngsten Zeit stattgehabte Ereignisse; nur der in Camilla's Augen wichtigsten Begebenheit, der Vermählung des Herzogssohnes, wurde nicht gedacht.

Durch das völlig Neue der Situation, bei der Nichts an's Klosterleben erinnerte, fast betäubt, saß das junge Mädchen während dessen halb lauschend, halb in Träumerei versunken. Das Gehörte mischte sich mit ihren eigenen Erlebnissen, es umwogte wie ein brausender Strom ihre Seele. Wenn sie bisweilen aufschaute, war es ihr, als

ruhe das Auge der schönen Signora ganz besonders wohlwollend auf ihr, und einmal sogar, als diese gerade von der erwähnten Dichterin sprach, meinte sie, sich zu Camilla hinwendend:

„Die sammtblauen Augen der jungen Signora erinnern mich an meine Freundin — derselbe Aufschlag, die unergründliche Tiefe, die so klar und doch nie zu erschöpfen ist, gleich dem Meer in seiner Stille.“ Dabei lächelte sie dem Mädchen zu und sah ihr so liebewarm und gedankenvoll in's Auge, daß Camilla's Wange sich in einem bis dahin nie gekannten kindlichen Vertrauen röthete, und sie den Blick nicht sobald wieder von der Fremden abzuwenden vermochte.

Als sie nach Verlauf einiger Stunden mit Schwester Agatha den Rückweg durch den Kreuzgang nahm, fragte diese:

„Nun, mein Kind, wie gefielen Dir die edlen Frauen?“

Camilla stand still, als hätte sie sich auf einen Ausdruck besinnen wollen, dann erwiderte sie leise: „Ihro Hochwürden flößt Ehrfurcht ein, Donna Rocca aber — es ist mir, als wäre sie aus höheren Regionen zur Erde herabgestiegen. Ich kannte nie die Kindesliebe, aber für sie meine ich ähnlich wie für eine Mutter empfinden zu können. Als sie mich anschaute, drang es mir mächtig zum Herzen; ich hätte vor ihr niedersinken, ihre schönen Hände an meine Lippen drücken mögen!“

Das Mädchen brach ab, Thränen traten ihr in's Auge, und die Qual, welche ihr die Brust zusammenpreßte, löste sich.

Neunzehntes Kapitel.

Körperlich hergestellt, hatte Camilla ihr abgelegenes Gemach mit dem allgemeinen Schlafsaal der älteren Kostgängerinnen vertauscht; sie nahm einstweilen an deren Rechten und Pflichten im Kloster Theil. Die ihr von Schwester Agatha übertragenen Obliegenheiten erfüllte sie mit vorschriftsmäßiger Genauigkeit, wie sie überhaupt bei'm Ton der Glocke eine der Ersten auf dem Platze war, mochte dieselbe zur Kirche, zur Arbeit, in den Eß- oder Schlafsaal rufen. Aber dieses maschinenmäßige Treiben, das an der Form festhielt und den Inhalt verlor, Alles nach Stunden abmaaß, selbst die Stimmungen des Gemüths einem allgemeinen Reglement anpaßte und das Gebet als eine Arbeit von vorgeschriebener Dauer betrachtete; diese Lebensweise, die mit jedem Sonnenaufgang denselben Kreislauf unverändert erneuerte, ohne einen Schritt rechts oder links zu gestatten, hatte einerseits etwas Einschläferndes für den Geist, andererseits erzeugte sie bei Camilla's Natur eine Leere, ein Unbefriedigtsein, das nach vielen machtlosen, aber verzweiflungsvollen Kämpfen zur Stumpfheit führte.

Phantasiereich, voll Poesie und Aufschwung der Seele, bedurfte Camilla der Freiheit und des Sonnenscheins, sollte sie nicht, wie von Kerkerluft umfangen, verkümmern. Gar oft, wenn sie an der bemoosten Klostermauer in die Höhe schaute, sehnte sie sich hinaus in die goldene Freiheit, an den Meeresstrand — zurück in die fessellose Armuth ihrer Kindheit, wo sie in und mit der Natur gelebt, und jeder Wechsel derselben ein Echo in ihrer Seele gefunden hatte. Die Mandoline lag jetzt unberührt im Kasten, der Gesang war verstummt, die Phantasie vermochte sie nicht mehr über die enge Umgrenzung hinauszutragen! Vergebens suchte sie hier und dort Trost: Die Andachtsübungen blieben ihr nur leere Gebräuche, ein Außenwerk, zu dem der Eingang in das innerste Heiligthum fehlte. Die fröhlichen Gemüther der Kinder übten freilich ihren Zauber auf sie aus, sie sehnte sich, Theil zu haben an deren Freude, wie der gefangene Vogel durch die Stäbe seines Kerkers dem Zwitschern seiner glücklichen Brüder zuhört, aber — in den jugendlichen Herzen, welche die Monden und Wochen zählten, in's Vaterhaus, in die lachende Welt zurückzukehren, war Alles Hoffen und Werden: Ein großer Zukunftstraum! Camilla's Hoffnungen lagen zertrümmert. Von Donna Rocca hatte sie Nichts wieder gehört; ihre einzige Zuflucht blieb Agatha, doch wagte sie kaum, der Nonne von ihren Empfindungen Rechenschaft abzulegen; dieselbe würde für eitles Trachten gehalten haben, was des Mädchens innerstes Lebensbedingniß war.

So verstrichen zwei Wochen, vielleicht etwas mehr, vielleicht auch weniger, Camilla wußte es nicht genau, denn ihr erschien diese Zeit in der Gegenwart wie in der Rückerinnerung von einem grauen Nebelschleier umgeben, den zu lüften sie stets Scheu trug, wie der Mensch es gern

vermeidet, eine tiefe Wunde zu schauen, deren Schmerzen er doch zu tragen gezwungen ist.

Eines Abends trat zu ganz ungewöhnlicher Zeit Schwester Agatha zu ihr ein, um sie zur Aebtissin zu rufen. Camilla sah sie fragend an, eine geheime Ahnung sagte ihr, sie werde Donna Rocca wiedersehen, und ihr selbst nicht ganz verständlich, mischte sich in dieses Gefühl hoffendes Sehnen. Die Nonne zog sie fort, ohne in ihrer Miene lesen zu wollen. An der Schwelle des Vorzimmers machte sie sich von des Mädchens widerstrebender Hand los und hieß sie allein eintreten.

Camilla fand die Aebtissin am Tische sitzend, umstanden von einigen Nonnen, die dem Anschein nach geschäftliche Angelegenheiten mit ihr besprachen. Schmerzliche Enttäuschung wollte dem Mädchen schon an's Herz schleichen, als die Dame, ohne sich in ihrer Unterhaltung unterbrechen zu lassen, Camilla mit der Hand winkte, in das nächste Zimmer zu gehen. Beim Oeffnen desselben sah sie sich Donna Rocca gegenüber.

Das Auge zu Boden geschlagen, blieb sie zaghaft an der Thür stehen, bis die Fremde, die bei ihrer Ankunft vom Platze aufstand, sich ihr näherte, sie mit vertraulicher Begrüßung bei der Hand nahm und zu sich auf das Kanapee führte.

Nachdem sie das Mädchen einen kurzen Augenblick aufmerksam betrachtet hatte, sagte sie mit ihrer wohllautenden Stimme:

„Mein Kind, Du bist auf meine Veranlassung hier. Mit Deinen Verhältnissen genauer bekannt, als Du glaubst, nehme ich Antheil an dem eigenthümlichen Schicksal, das Dich von Deiner Geburt an verfolgt. Ich möchte ein Wenig gut machen, was es an Dir verschuldete, möchte

die schönen, Dir von der Natur gewordenen Anlagen entfalten. Auch ich stehe allein; und nicht ganz ohne Selbstsucht, denke ich, die Früchte müßten einst für mich wie für Dich gleich erquicklich sein. Würdest Du gern mit mir kommen? Da, wie ich höre, es nicht Dein Wille ist, Dich dem Kloster zu weihen, kann Dein Aufenthalt hier nicht von Dauer sein... Nein, höre mich zu Ende!" unterbrach sie Camilla's leisen Ausruf. „Du müßtest Dich von Deiner Vaterstadt trennen; ich wohne nicht hier — lebe sehr still, sehr abgeschlossen, sehe nur bisweilen wenige Frauen und einen kleinen Kreis ernster Männer um mich, deren Gesellschaft aber, wie ich nicht zweifle, bald lehrreich und angenehm für Dich sein würde. Ich vermöchte Dir nur ein einziges jugendliches Gemüth zuzuführen — auf allen Umgang mit Mädchen Deines Alters müßtest Du verzichten... Was meinst Du, würdest Du trotz dieser Schattenseiten gern bei mir leben?"

Camilla's Gefühle erbebten in heftigen Schwingungen; so hatte noch nie Jemand zu ihr geredet, ihr diese Berechtigung des Gefühls, diese Ebenbürtigkeit zuerkannt! — Durch das Geschick auf die Stellung einer Dienenden hingewiesen, hatte ihre Demuth nie diese Grenze zu erweitern gestrebt, obgleich ihre innerste Wesenheit auf Höheres deutete. Ohne sich des Unterschiedes des ihr jetzt eingeräumten Platzes klar bewußt zu werden, fühlte sie hier ihre eigentlich heimische Stätte. Sie beugte das Haupt über die Hand der Signora.

„Ich will zu Euch gehören!" flüsterte sie. „Ich habe Nichts auf der ganzen Welt — Freude, Hoffnung, Glück, Alles ist von mir gewichen! Ihr bietet mir, was mehr ist als Obdach und Brot — was mich ermuthigt, dies öde Leben zu ertragen!... Ich folge Euch, wohin Ihr wollt!"

Donna Rocca zog des Mädchens Haupt empor. Sie erkannte aus dieser Antwort ein wundes Herz, scheu und entmuthigt, aber nicht durch den Schmerz erniedrigt. Ihr Lächeln drückte Befriedigung aus: sie hatte richtig gewählt.

„Noch Eines erwäge," sagte die Signora, und ihr Auge richtete sich prüfend auf das junge Mädchen. „Du müßtest für lange Zeit von Venedig Abschied nehmen; würdest Du es ertragen können?"

Camilla's Blicke hafteten sinnend am Boden, man fühlte, ihr Geist irrte unstät im Reich der Vergangenheit, erschütternden Eindrücken hingegeben. „Wohnt Ihr so weit entfernt?" fragte sie leise.

„Das nicht, aber Du müßtest dennoch diesem Verlangen entsagen — es mir im Voraus versprechen!" antwortete die Signora sanft, aber entschieden.

Jetzt verstand sie Camilla; sie erröthete, und den Blick noch immer am Boden, neigte sie, unfähig eines Wortes, den Kopf als bejahendes Zeichen.

Die Römerin, in deren Wesen außerordentlich viel Anregendes lag, leitete die Unterhaltung auf andere Dinge; sie erzählte Camilla, daß sie eine Villa diesseits Mira, einem Dorfe an der Brenta, bewohne, wohin sie schon am übermorgenden Tage zurückzukehren und sie dann gleich mit sich zu nehmen gedenke. Sie sprach von den Gewohnheiten auf dem Festlande, von der schönen Natur, ihrem Garten, dem Zimmer, welches Camilla künftig bewohnen, den Beschäftigungen, denen sie sich gemeinsam widmen würden.

Das junge Mädchen horchte still gedankenvoll, sie saß neben der vornehmen Fremden, als wäre hier seit lange ihr gewohnter Platz. Von Natur anschmiegend und zu-

traulich, hatte sie sich unter der Härte des Geschicks wie die Blätter der Sinnpflanze vor rauhem Luftzug in sich zurückgezogen; bei'm ersten Sonnenstrahl der Liebe trat die natürliche Neigung schnell hervor und bezauberte durch Kindlichkeit und Wärme.

Während die Signora noch mehrere für die Reise zu treffende Einrichtungen mit Camilla überlegte, sie bat, ihre Sachen schon am Abend bereit zu machen, da sie der Kühle wegen die frühen Morgenstunden zur Fahrt benutzen wollten, und Camilla ihr die Absicht mittheilte, noch vorher von Signor Ranieri und seiner Base Abschied zu nehmen, trat die Aebtissin in's Zimmer. Die Unterhaltung war abgebrochen, und das junge Mädchen weilte nur noch so lange, deren Fragen über das Resultat der eben gehabten Besprechung zu beantworten.

Als Camilla den andern Flügel des Klosters erreicht hatte, begab sie sich sogleich in Schwester Agatha's Zelle, ihr volles Herz der Nonne auszuschütten.

„Ich weiß Alles!" unterbrach diese den Bericht, und in ihrem Antlitz spiegelte sich zum erstenmal Weichheit; bewegt schloß sie das Mädchen in ihre Arme. Was Camilla so oft schroff an ihr erschienen, es war weniger Gemüthshärte, als die natürliche Folge des strengen Gelübdes; eines Glaubens, der durch Kasteiungen Gott zu gefallen, durch Verachtung aller natürlichen Triebe die Krone des ewigen Lebens zu erringen meint. „Es wäre mein heißester Wunsch gewesen, Dich dem Kloster geweiht zu sehen," sagte die Nonne. „Es ist ein sicherer Zufluchtsort Allen, die beladenen Herzens sind. Zwischen diesen Mauern vergißt man die unlauteren Freuden der Welt. Doch es war nicht Dein Wille — und mag so besser sein, Du paßt vielleicht nicht für diese Lebensart! Mir bleibt der Trost,

daß Du in gute Hände kommst. Donna Rocca gehört nicht zu den Menschen, die gedankenlos auf dem Strom der Zeit hintreiben — sie hat die Welt kennen und ihr eitles Trachten verachten gelernt."

„Es scheint, sie hat viele fremde Länder, viele gelehrte Leute kennen gelernt," bemerkte Camilla naiv.

„Wie ich hörte, verlebte sie ihre Kindheit in Rom, begleitete dann ihren Oheim, der als Gesandter an den französischen Hof kam. Später hat sie Reisen durch Spanien gemacht."

„Ich sah nie ein schöneres Gesicht! Signora Lucrezia ist auch schön und viel jünger, aber es ist eine andere Art," versetzte das junge Mädchen. „Schönheit ist wohl kaum das richtige Wort; es liegt etwas wunderbar Erhabenes in dem Ausdruck der Signora."

„Mein Kind, es ist die edle Seele, welche die makellose Form durchschimmert. Ohne sie hat Schönheit wenig Bedeutung," erwiderte die Nonne. „In der Welt legt man freilich auf solche Gaben werth, besonders in Deinem Alter; wer im Kloster lebt, sieht in ihnen nur eine Verlockung zur Sünde, ein Werkzeug des Teufels, vermöge dessen er die Sinne der Menschen umstrickt. Vergiß das niemals, Camilla!... Donna Rocca ist in ihrer Jugend sehr gefeiert worden," setzte sie nach einer Pause hinzu. „Wie Ihre Hochwürden erzählte, wurde ihr einst bei einem glänzenden Turnier, welches die Ritter des Dauphin zu Puy hielten, der Preis der Schönheit zuerkannt."

Für Camilla, die vermöge ihrer poetischen Anschauung die Tugend sich nur als schön, das Laster als häßlich darzustellen vermochte, blieb die herbe Auffassungsweise der Nonne unverständlich, doch schon an derartige Verschiedenheiten gewöhnt, sprach sie ihre Gedanken darüber nicht aus.

„Ich wundere mich, daß die Signora nicht verheiratet ist,“ meinte sie nach kurzem Nachdenken.

„Wie so? Es leben ja viele Frauenzimmer im ehelosen Stande?“

„Ja, in Klöstern, wie Ihr, Schwester Agatha... Doch auch außerdem — Ihr habt Recht!“ setzte sie, an ihre eigene Zukunft denkend, hinzu. „Ich meinte nur, weil sie eine Edle und so vornehm ist.“

„Glanz und Reichthum sind dem allgemeinen Loose alles Staubgebornen so gut unterworfen wie Armuth und Niedrigkeit; auch die Hoffnungen der Reichen werden getäuscht,“ entgegnete die Nonne mit tiefem Ernst. „Unter den Wechselfällen des Schicksals sollen wir Alle die Erde überwinden lernen, um den Himmel zu gewinnen... Mein Kind,“ fuhr sie mit verändertem Ton fort, „Donna Rocca war mit einem französischen Ritter verlobt — er war tapfer und aus fürstlichem Geblüt, doch die Vorsehung hatte es anders bestimmt. Bei'm Sturm von Orleans fand er den Tod, Donna Rocca aber that auf seinem Grabe das Gelübde, Jungfrau zu bleiben.“

Camilla sah vor sich nieder. Gab es nicht noch härteres Geschick? Donna Rocca war geliebt worden, ihr Aufschauen zum Himmel war ein Gruß an den Geliebten, den sie dermaleinst wieder zu finden hoffte. Camilla hatte auch geliebt, nicht minder treu als Rocca — sie hatte Wenig begehrt, war aber verkannt, verstoßen — ihr blieb weder Hoffnung für diese, noch für jene Welt. Das Mädchen verstummte; sie that keine weitere Frage.

Vielleicht nicht ganz unkundig des menschlichen Herzens, las die Nonne in dem schmerzlichen Zucken ihrer Lippe Camilla's Gedanken; ihre Züge wurden strenger, und sie sagte mit leichtem Vorwurf im Ton: „Mein Kind, er-

hebe Dein Auge dankend zum Himmel; erst heute hat er Dir ein Zeichen seiner Gnade gesandt."

Camilla sah schweigend vor sich nieder.

„Jeder von uns trägt einen wunden Fleck mit sich durch's Leben," fuhr Agatha fort. „Aber wir dürfen nicht weinen um Dinge, die früher oder später der Vergänglichkeit zum Raube fallen. Eine kurze Spanne Zeit, und das Leiden ist überwunden, das Leben liegt hinter uns; wer fragt dann nach dem Glück, das wir genossen! Ein anderer Maaßstab wird angelegt; nicht was wir ertragen, sondern wie wir es ertragen, fällt in die Waage. Mein Kind, sein Auge, aus dem Dir das Glück der Welten gestrahlt, es wird erstarren im Tode, Deine Glieder werden bleichen, und vergessen ist, was gewesen!"

Camilla's Seele erbebte bei dem Bilde, welches diese Worte vor ihr entrollten; sie brach in Thränen aus.

„Vergessen..." wiederholte sie leise. „Wo man verkannt wird, und es so treu gemeint hat? Schwester Agatha, ich kann nicht, auch wenn ich wollte!"

„Ueber niedrigen Verdacht muß die eigene Würde uns erheben. Vor dem einzelnen Menschen gerechtfertigt zu sein, ist nicht unser Ziel, sondern in Gottes Augen keusch und fleckenlos dazustehen," antwortete die Nonne streng. „Das Weib soll dem Mann folgen, der sie begehrt, und ihm anhängen in Freud' und Leid — doch einem Mann in Liebe zugethan sein, der uns weder durch Blutsverwandtschaft angehört, noch uns zuvor sein Herz geschenkt hat, ist kein wohlgefälliges Thun, nicht vor Gott und nicht vor den Menschen!"

Das Mädchen sah die Nonne erschrocken an. Diese Anschauungsweise setzte Etwas voraus, was ihren Gedanken, ihrem ganzen Fassungsvermögen fern gelegen. Sie

fand keine Antwort und neigte das Haupt in dem traurigen Bewußtsein, sich selbst von Denen, die es treu mit ihr meinten, nicht verstanden zu sehen.

„Sie ist seelensgut, aber sie hat nie geliebt!“ flüsterte Camilla so leise, daß Jene es nicht hörte, die mit mehr Innigkeit fortfuhr:

„Der Schöpfer hat einen reichen Quell der Liebe in Dein Herz gelegt, er hat Dir lebendigen Sinn für Tugend und Sitte eingepflanzt, denn schutzlos der Verlockung zum Bösen ausgesetzt, bist Du in unbewußter Kindlichkeit der Versuchung voll Abscheu entflohen. Camilla, laß diese edlen Keime nicht unter unfruchtbarem Gram ersticken! Ist Deine Liebe echt und nicht bloß flüchtige Leidenschaft, so wird sie sich vom Geschöpf zum Schöpfer erheben; ein Läuterungsfeuer der Seele, weiset sie hinauf zum Himmel, wo die Sehnsucht, die auf Erden kein Ziel findet, einst gestillt werden soll. Laß sie sich zur allgemeinen Menschenliebe gestalten, die widerstrahlt aus all Deinen Thaten, dann wird auch ohne Vertheidigung die Verleumdung gegen Dich zu Schanden werden.“

Camilla drückte statt Erwiderung die welke Hand der Nonne ehrfurchtsvoll an ihre Lippen, und Beide trennten sich. In der Thür kehrte das junge Mädchen noch einmal um.

„Donna Rocca scheint mit meiner Vergangenheit genau bekannt — wurde sie durch Euch davon unterrichtet?“ fragte sie.

„Theilweise, ja! Doch merkte ich selbst, daß sie Manches weiß, was sie durch mich nicht erfuhr. Donna Rocca prüft sehr sorgfältig — sie thut viel Gutes, ist aber vorsichtig in ihrer Wahl.“

„Was sie durch Euch nicht erfuhr...“ wiederholte Ca-

milla. „Santa Maria! sollte sie in der Familie Contarini bekannt sein oder...“

„So viel ich weiß, nein! Beruhige Dich darüber,“ meinte Agatha abbrechend.

„Vielleicht mit dem Loredano — was noch schlimmer wäre!“

„Jedenfalls nicht!“

Beide begaben sich nach diesen Worten zur Ruhe.

Camilla, die am folgenden Tage schon von ihren Verpflichtungen im Kloster dispensirt war, brachte denselben mit Vorbereitungen zur Abreise zu. Die Zeit, welche ihr sonst mit bleierner Schwere hinschlich, enteilte heute im Fluge. Ihre Sachen waren gepackt; der Nachmittag kam und damit die Stunde, die Battista Ranieri gewöhnlich zu Hause zuzubringen pflegte. Das junge Mädchen begab sich nach dem Ghetto.

Sie traf den Secretario ganz allein. Bei ihrem Eintritt sprang er freudig überrascht auf, sie mit Herzlichkeit zu begrüßen, blieb aber erschrocken vor ihr stehen.

„Signora, Ihr seht noch sehr übel aus — seid lange krank gewesen!“ sagte er mit tiefer Theilnahme, indem er sie zum Sessel führte. „Wir hofften schon immer auf Euren Besuch!“

Camilla sah ihn fragend an. „Ihr habt durch Signor Foscari erfahren — aber meine Krankheit?...“ Sie schien überrascht.

Battista schwieg.

„Der Nobile hat Euch meine Entfernung mitgetheilt?“ wiederholte sie nicht ohne Befangenheit.

Der Cittadino verneinte kurz, indem er vor sich niederblickte.

„Wie erfuhrt Ihr von meiner Krankheit?“ fragte

das junge Mädchen, betroffen über seine Art und Weise.

Des Secretario Verlegenheit wuchs, er gab eine unbestimmte, ziemlich nichtssagende Antwort; schließlich meinte er, es aus ihrem leidenden Aussehen geschlossen zu haben. Gleich darauf lenkte er das Gespräch auf ihr Ergehen und ihren jetzigen Aufenthalt.

„Ich komme, Euch Lebewohl zu sagen für lange Zeit — ich verlasse Venedig schon morgen," sagte Camilla, die sich über das Zögern und Ausweichen des Secretario keine Rechenschaft zu geben wußte. Sie ging leicht über die Begebenheiten der letzten Wochen und die erlittenen Trübsale hinweg; ausführlicher verweilte sie bei Donna Rocca's Bekanntschaft.

Battista, der über die Nachricht ihrer Abreise weniger Erstaunen zeigte, als sich hätte erwarten lassen, hörte ihren Mittheilungen mit großem Interesse zu. Der schnelle Wechsel ihres Schicksals beschäftigte ihn lebhaft, er fragte nach Diesem und Jenem, vermied es aber entschieden, Foscari's und der früheren Verhältnisse zu erwähnen.

Camilla, die, ohne selbst eine direkte Frage zu wagen, Angesichts der langen Trennung noch gern von dem Nobile und seinem jetzigen Leben erfahren hätte — ja, die schon zufrieden gewesen, wenn sie nur den theuern Namen noch einmal hätte aussprechen hören, sah sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Sie war zu wenig Meisterin in der Kunst der Selbstbeherrschung, als daß Battista nicht den wunden Fleck herausfühlen mußte; doch kein Wort, kein Blick sprach seine Gedanken aus. Indem seine Züge einen Anflug von Trauer gewannen, kehrte er zu ihrer nahe bevorstehenden Abreise zurück.

„So darf ich wohl kaum die Hoffnung hegen, Euch

je wiederzusehen?" fragte er im Verlauf des Gespräches.

Camilla schaute ihn an, sie verstand nicht recht, wie er das meinte.

„Meine Amtspflichten erlauben mir zwar selten, Venedig zu verlassen," fuhr der Cittadino fort; „aber die Entfernung ist nicht weit, ein halber Tag Urlaub könnte schon von der Gunst meiner Vorgesetzten zu erlangen sein — wenn ich hoffen dürfte, Euch durch meinen Besuch nicht lästig zu werden."

Camilla versicherte ihn, wie es ihr in der Fremde der größte Trost sein würde, einen treuen Freund wiederzusehen, und sie sagte damit nicht zu viel. Es schwebt ein eigener Nimbus um einen Menschen, mit dem wir Zeiten durchlebten, wo Glück und Hoffnung noch in Blüte standen; dessen Anblick uns in trüben Tagen den entschwundenen Frühlingstraum zurückzaubert. Ein solches Band macht theuer; es hält fest für's ganze Leben! Wer hätte dem Mädchen später wohl willkommener sein können, als er, der von dort kam, wo ihr ganzes Herz zurückgeblieben — der den Geliebten sah, ihn sprach, von dem getrennt zu leben, sie durch unseliges Geschick verurtheilt war.

Der Secretario gab auf ihre Einladung, die sie ihm auch im Namen ihrer Beschützerin sagen zu können glaubte, sein Versprechen, bald einmal von sich hören zu lassen. Er schien von Donna Rocca eine hohe Idee zu haben, und so leid ihm selbst die Trennung that, ermuthigte er Camilla doch, mit Vertrauen in die Zukunft zu blicken. Nachdem sie noch Manches über die sich ihr bietenden Aussichten gesprochen, machte Camilla sich zum Weggehen bereit.

Battista wünschte sie auf dem Heimwege zu begleiten, ein Anerbieten, das bei der dortigen Sitte keinen Anstoß

erregte. Allein Camilla erwiderte in liebenswürdiger Aufrichtigkeit:

„Signor Secretario, Eure Gesellschaft könnte mir nur angenehm sein, aber ich habe noch einen Abschied vor mir — Ihr fühlt, dergleichen muß ohne Zeugen geschehen! Ohne weitere Erklärung zu geben, trennte sie sich von dem Cittadino.

„Heute verstand ich ihn nicht ganz," sagte Camilla zu sich; ein Gedanke, der schon in der nächsten Minute verwischte, als sie dem Barcarolen den Auftrag gab, nach dem Lido zu rudern.

Der Wind wehte von den Bergen und trieb die Gondel mit ungewöhnlicher Schnelle dem Meere zu. Des Mädchens Herz klopfte in zitternder Aufregung. Was hatte sich Alles zugetragen, seit sie das letztemal hier gewesen — und sie kam vielleicht für immer Abschied zu nehmen!

Da lag es, das blaugrüne Meer, leicht bewegt wie im tändelnden Spiel. Schäumend rauschten die Wellen heran, und eine jagte die andere, bis sie am Steindamm unter dumpfem Schmerzenslaut eine auf dem Grabe der andern zerschellten. Aus dem frischesten Leben, hüpfend und tanzend, gingen sie in den Tod — der Tod war ihr einziger, ihr erster Schmerz!

Camilla blickte zerstreut auf den Wechsel: ein ewig Altes und ein ewig Neues, wie der Kreislauf der Welten und ihrer Geschöpfe. Des Mädchens Gedanken wandten sich der Kindheit zu, wo sie hier so oft, Muscheln suchend, Jacopo begegnet war, er ihr manche Gabe geschenkt, freundlich mit ihr geredet, seine Hand auf ihrem lockigen Haupte geruht hatte; — wo sie Essen und Trinken vergessen, der Müdigkeit nicht geachtet, um die Stunde nur nicht zu ver-

fehlen, in welcher der edle Signore hier mit seinen Freunden zu lustwandeln pflegte. Ein Blick aus seinem Auge hatte ihren Schlaf süßer gemacht.

Wo waren jetzt jene Zeiten? Der Zauber war gebrochen, und Oede füllte des Mädchens Herz. „Wie liebte ich Euch, Ihr Wellen! So viel Eurer auch heranbrausten, jede strahlte mir sein Bild entgegen! Von ihm getrennt auf ewig — soll ich nun auch scheiden von Euch. Mir ist es, als würden wir uns nimmer wiedersehen!"

Camilla's Haupt sank auf die Brust. „Sei ruhig, armes Herz! Die Nonne hat Recht, es währt nicht ewig. Denke des Schöpfers, denke Derer, die des Trostes bedürfen und elend sind wie Du! Denke des göttlichen Sohnes, der so viel für die Menschen litt und nie verzweifelte!

„Die Welt hält es für unwürdig zu lieben, wo man nicht wieder geliebt wird," fuhr sie im veränderten Gedankengange fort. „Das mag in der Welt so sein, aber habe ich Etwas mit der Welt zu thun? Hat meine Liebe Etwas zu thun mit der Hoffnung? Ich wußte ja lange, daß er mich nicht liebte und mußte ihn weiter lieben. Jetzt kämpfe und bete ich — doch nur Gott allein, der sie mir in's Herz gelegt, kann diese Liebe wieder sterben lassen; ihm muß ich es anheimstellen..."

Sie ging langsam am Strande weiter, das Auge in die nebelige Ferne gerichtet. Ein Geräusch lenkte ihre Aufmerksamkeit ab. Sie schaute um. Da sie Niemand gewahrte, der Wind aber deutlich Stimmen herübertrug, trat sie bis zum Wall zurück, auf dessen Erhöhung man einen weitern Gesichtskreis gewann. Camilla fuhr zusammen; zitternd verbarg sie sich hinter einen Vorsprung. Warum floh sie nicht? Warum mit solch unwiderstehlichem

Begehr auch den letzten Tropfen des bittern Kelches noch leeren? Nein, sie blieb — blieb, bis die heitere Gesellschaft vorüber, der Ton, den ihr Ohr unter Tausenden herausgekannt hätte, verhallt war.

Noch einen letzten Blick auf das Meer — dann eilte sie dem innern Ufer der Inselkette zu.

Zwanzigstes Kapitel.

Im Kloster herrschte noch tiefe Ruhe, nur Schwester Agatha und eine Laienschwester waren geschäftig für Camilla's Abfahrt zu sorgen, als die Außenglocke ertönte und Donna Rocca's sechsruderige Barke vor der Klostermauer hielt. Noch einmal schloß die Nonne das weinende Mädchen, der sie eine Lebensretterin geworden, in ihre Arme; sie segnend, übergab sie dieselbe Gottes Schutz.

Donna Rocca befand sich an der Seite einer Signora, welche sie als ihre Gesellschafterin aus Frankreich mitgebracht hatte, und die das Venetianische nur sehr gebrochen sprach. Camilla wurde von der Römerin in wahrhaft schwesterlicher Weise als künftiges Mitglied ihres Hauses begrüßt. Durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit wußte Donna Rocca schnell jene unbequeme Schranke — das beklommene Gefühl des Fremdseins — zwischen ihnen aufzuheben; Camilla mußte sich ihr gegenübersetzen, und die Thränen des Mädchens versiegten bald unter dem neuen, wohlthuenden Einfluß.

Der junge Morgen stieg frisch wie aus einem dampfenden Nebelbade empor und breitete sich in goldenem Ge=

flimmer über die Thürme der Stadt aus. Leicht beschwingt zogen die Lüfte vor ihm her, als hätten sie die Bahn reinigen wollen von den Dünsten der Nacht. Ihr frischer Odem röthete Camilla's Wangen und wirkte gleichzeitig belebend auf Geist und Körper, so daß sie mit größerer Elasticität in die Regsamkeit des werdenden Tages und damit zugleich in ein neu zu beginnendes Leben hineinschauen konnte.

Schnell glitt die Barke den großen Kanal entlang, bis sie aus der engen Begrenzung der Paläste hinaus in die Freiheit der Lagunen schwebte, und das herrliche Venedig, dieser mächtige Schwan auf silberner Flut, immer weiter zurückwich, indeß die Küste, besäet mit Landhäusern und Dörfern, sich voll Klarheit aus dem Nebelschleier der Frühluft emporhob. Camilla hatte ihre Heimatstadt nur wenige Male auf kurze Zeit mit dem Aufenthalt auf den Laguneninseln vertauscht; Donna Rocca, die ihre Empfindungen bei diesem Scheiden begriff, suchte des Mädchens Auge von dem entgleitenden Bilde ab, auf die vor ihnen liegende, jeden Augenblick sich anders gestaltende Landschaft und den ununterbrochenen Verkehr der vorüberfahrenden Schiffe zu lenken. Bald wurden die Lagunen seichter; es folgte eine große Strecke mit Seeastern bedeckt, bis die Barke endlich in den Brenta-Kanal eintrat, und die scheinbaren Blütenfelder sich in wirkliche Wiesen und Gärten verwandelten.

Die Ufer der Brenta galten schon damals für den eigentlichen Garten Italiens; Weinreben, an Ulmen und Pappeln sich emporschlängelnd, von Baum zu Baum in Guirlanden gezogen, faßten die Felder ein; Villen und Marmorpaläste im klassischen und mittelalterlichen Styl, mit einer noch heute in Erstaunen setzenden Pracht und

Großartigkeit ausgeführt, bedeckten in größeren und kleineren Zwischenräumen die Ufer vom Beginn des Festlandes bis vor die Mauern von Padua.

Die stolze Pracht dieser Sommerresidenzen der venetianischen Patricier, die dem ausschweifenden Luxus eines Sardanapal genügt haben würde, im Verein mit der lieblichen Natur, den herrlichsten Gärten, welche jemals die Kunst geschaffen, verlieh der Landschaft einen solchen Zauber, daß Johann Paläologus bei seinem Aufenthalt in Venedig zu Foscari äußerte, als dieser ihn nach seinem durch die Schönheit der Architektur und Malerei merkwürdigen Palast unweit der Porte del Morazano führte: „Wenn man nicht gewiß wüßte, daß das Paradies in Asien gewesen, man würde es an den Ufern der Brenta suchen!"

Camilla glaubte sich in eine Feenwelt versetzt; ihr Auge folgte mit Ueberraschung den wechselnden, ihr völlig neuen Bildern, sie hörte mit Aufmerksamkeit auf Rocca's Erklärungen und sandte nicht ohne Spannung den Blick in die Ferne, als diese ihr einen weißen Punkt in der Nähe des Flusses als die ihr gehörende Villa bezeichnete; dennoch blieb der Grundton ihrer Stimmung verschleiert.

Die Barke glitt an einem Citronenwäldchen vorüber, an dessen Ausgange Camilla das bezeichnete Haus zu erblicken glaubte. „Wir sind angekommen," sagte sie tief aufathmend und streckte unwillkürlich ihrer Beschützerin die Hand entgegen. „Ich sehe schon die weißen Landungsstufen unter den überhangenden Gebüschen hervorleuchten."

„Noch nicht!" antwortete Rocca. „Ein Wenig weiter erblickst Du ein zweites Gebäude — dort ist es!"

Eben fuhr man bei der ersten Villa vorüber, die ziemlich hoch und sehr nahe am Ufer gelegen war. Eine

breite Akazienallee führte von der Einfahrt des Hauses in gerader Linie zum Wasser und gestattete die Einsicht zu einem von blühenden Gesträuchen beschatteten Ruheplatz, auf dessen Bank zwei männliche Gestalten saßen. Sobald Donna Rocca ihrer ansichtig ward, beugte sie sich über den Rand der Barke und schwenkte ihr weißes Tuch als Begrüßungszeichen.

Eine der Personen, ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren, verließ schnell seinen Platz, grüßte gleichfalls herüber und verschwand dann eiligen Laufes in einem dem Fluß parallel gehenden Seitenpfade, auf dem das junge Mädchen noch hin und wieder sein hellfarbiges Gewand zwischen den Bäumen hindurch schimmern sah. Es gelang ihm, das Fahrzeug zu überflügeln und vor dessen Landen die Treppenstufen zu erreichen.

„Wie geht es, Lorenzo? Was macht Dein Vater?" rief Rocca ihm entgegen. „Ich freue mich, wieder bei Euch zu sein! Venedig ist schön wie keine andre Stadt, und doch sehnte ich mich nach unseren grünen Matten zurück — sie erquicken das Auge mehr als alle Kunstschätze der Welt!" Dabei ergriff sie die dargereichte Hand des Knaben, um mit seiner Hülfe aus der Barke auf die Marmorstufen zu treten.

Das Antlitz vor Freude geröthet, drückte Lorenzo seine Lippen voll kindlicher Ehrfurcht auf ihre Hand, beantwortete ihre Fragen und wandte dann den Kopf der Barke zu, aus deren Vertiefung Signora Adele, die Gesellschafterin, verschiedene Gegenstände hervor und ihm zulangte. Bei Camilla's Anblick, die er bis dahin nicht bemerkt hatte, richtete der Knabe sein Auge fragend auf Rocca.

„Hilf Camilla heraus!" sagte diese lächelnd bei sei-

nem Erstaunen, als das junge Mädchen sich eben auf die Hand des herbeieilenden Dieners stützen wollte. „Das ist die Signora, von der ich Dir erzählte. Sie wird künftig hier wohnen, und Du sollst sie mit der Umgegend bekannt machen, sie nach den Seen, nach Mira und dem Pinienwäldchen führen. Nun hast Du bei Deinem Unterricht eine Gesellschafterin, die Dir an Eifer nicht nachstehen wird.“

„Seht, edle Signora, dort kommt mein Vater!“ rief der Knabe, nachdem er halb neugierig, halb in verlegenem Ernst Camilla beim Aussteigen den Arm gereicht hatte und eben beschäftigt war, die verschiedenen Shawls und Schleier nach der Villa zu tragen.

Camilla's Blicke wandten sich bei diesen Worten nach dem früher beschriebenen Seitenpfade, auf dem ein Mann, scheinbar im Greisenalter, langsam hinwandelte. Er trug das Haupt geneigt, und seine Locken spielten in's Silbergrau, dennoch war bei größerer Nähe sein Gesicht weniger alt, als es aus der Ferne den Anschein hatte, und seine Gestalt, der nur die Elasticität in Haltung und Gang fehlte, deutete noch auf männliche Kraft. Was Camilla aber am Meisten bei dieser Erscheinung befremdete, war die seltsame Art, wie er mit seinem Stabe vorsichtig auf dem schmalen, sich zwischen Wiesen und Bosquets hinschlängelnden Pfade herumtastete.

„Signor Landini ist blind,“ flüsterte ihr die Römerin zu, indem sie eine kostbare, aus Venedig mitgebrachte Krystallvase schnell einem Diener übergab und dem Greise entgegenging, indeß von der andern Seite der Geistliche des Hauses zum Empfang der Herrin herbeieilte.

Von Allen wurde Rocca als lang ersehnt mit Freude begrüßt.

„Ihr habt mir sehr gefehlt, edle Signora!“ sagte Landini, der ihre Hand mit der Herzlichkeit eines alten Bekannten schüttelte.

„Mir auch, Vater!“ meinte Lorenzo und hielt auf seinem Wege inne. „Glaube es nur, auch ich vermißte die erlauchte Signora.“

Dem jungen Mädchen, die den Knaben jetzt zuerst genauer betrachtete, fiel besonders sein Auge auf, das, weder groß, noch von entschiedener Farbe, einen ungewöhnlichen Glanz hatte, wie man es häufig bei genialen Naturen findet. Außerdem lag in seinen Zügen wenig Ansprechendes; die Haut war gelb, das Gesicht mager, die Verhältnisse paßten noch nicht zu einander, nur sein Lachen war kindlich und gefiel Camilla.

„Freilich wohl, mein Sohn! wir würden uns Beide verwaist vorkommen, sollten wir jetzt die Nachbarschaft der Signora verlieren,“ antwortete der Greis, dessen Ruhe mit der lebhaften Sprechweise des Knaben grell kontrastirte. „Dennoch ist es ein Anderes mit sehenden Augen; die Finsterniß hält um so fester am Alten, Gewohnten, je größer die Schwierigkeit und — die Scheu, mit der sie an Neues herantritt... Signora, nach wie vor lenkte ich täglich meine Schritte hierher, ward mir aber bald bewußt, daß der Vorzug dieses Weges allein in der bekannten Stimme liegt, die mich am Ziel willkommen heißt.“

Rocca äußerte den Wunsch, daß der Weg zu ihrer Villa immer den Vorzug für ihn behalten möge. „Statt Einer Stimme werden Euch künftig zwei begrüßen; ich habe meinen Schützling schon aus Venedig mitgebracht... Camilla, komm zu mir!“ rief sie dem noch bei der Barke beschäftigten jungen Mädchen zu. „Es ist ein liebes Geschöpf!“ fuhr sie leiser zum Blinden fort. „Euer scharf

unterscheidendes Ohr wird in dem Wohllaut ihrer Stimme bald den kindlich frommen Sinn herausfühlen."

Camilla reichte auf Rocca's Wink dem Blinden mit schüchternem Zögern die Hand, der seine Hand auf ihre Schulter und dann auf ihr lockiges Haupt legte, als hätte er mit der diesen Unglücklichen eigenen Schärfe der Wahrnehmung sich ein Bild von der Fremden entwerfen wollen.

„Ihr seid Donna Rocca gern gefolgt?" fragte Landini. „Es ist hier auch schön! Meine Augen sahen vor elf Jahren diese Gegend zum letztenmal, aber das Gedächtniß hat ihr Bild treu bewahrt — es durchdringt noch heute der Blindheit nächtlichen Schleier."

„Es ist sehr schön!" wiederholte Camilla, deren tief theilnehmender Blick vom Greise über den Garten hinglitt, an dessen blühenden Sträuchern und Bäumen, dem Grün der Wiesen, den bunten Blumen sich ihr Auge kaum satt sehen konnte.

„Wer in Venedig geboren ist, gewöhnt sich Anfangs schwer an das Festland," fuhr Landini fort. „Ich weiß noch, wie seltsam es mir bei meiner ersten Reise vorkam, wenn ich Tage lang wanderte, ohne Wasser zu sehen. Was hätte ich damals darum gegeben, die grünen Felder und romantischen Berge in Seen umschaffen und mich im Nachen auf ihnen schaukeln zu können! Wie unerträglich waren mir Staub und Wagengeräusch! Wie vermißte ich alle lieb gewordenen Gewohnheiten: Das lustige Leben auf der Piazza, die Masken, die Musik — die Freiheit bei Scherz und Spiel!... Sein Venedig findet der Venetianer nirgends wieder," wandte er sich an Rocca, die, den Arm des Blinden in den ihrigen geschoben, ihn langsam der Villa zuleitete, während Camilla auf der andern Seite

neben Lorenzo ging. „Unsere Regierung versteht es, den Sinnen zu schmeicheln, damit der Geist das Joch vergißt, unter dem Alle einhergehen.“

„Ihr legt einen strengen Maaßstab an, weil Ihr beständig ein großes Vorbild in Gedanken tragt,“ entgegnete Rocca. „Wer in den Freiheiten der römischen Bürger den einzigen Hebel zur Größe sieht, muß allerdings in Venedig über das Geburtsrecht den Stab brechen. Lassen wir auch der Zeit ihr Recht, Signore; Rom und Venedig folgen verschiedenen Principien, die Zwecke Beider gehen auseinander...“

Landini erhob den Kopf, und sein stumpfer Blick wendete sich zu ihr hin, als hätte er sie sehen können. „Doch führen die Venetianer heut zu Tage immer nur Rom auf den Lippen,“ versetzte er mit mehr Lebhaftigkeit, als er gewöhnlich zu sprechen pflegte. „Sie brüsten sich mit römischen Gebräuchen, haben Tribuni plebis und Dictatores, möchten ihren heillosen Rath der Zehn mit dem Heiligenschein der griechischen Ephoren umgeben: Alles an ihnen gehört dem klassischen Alterthum an, sogar ihre Toga, und der Fremde kann sich nicht leichter Eingang bei ihnen verschaffen, als wenn er sie für die echten Abkömmlinge der Horatier hält... Signora, was hilft der Schein, wenn das Wesen abstirbt unter engherzig oligarchischen Bestrebungen? So lange wirklich römischer Geist in ihnen lebte, dachten sie nicht an das Hüten des Scheins; denn Thaten reden für sich selbst. Venedig ist meine Geburtsstadt, und obgleich mein ruheloses Leben Das, was die Menschen Heimatsgefühle nennen, von mir abgestreift, und die Nacht um mich den äußern Reiz jeglichem Dinge genommen hat, so bin ich doch gerecht genug anzuerkennen, daß Vieles dort herrlich und staunenswerth, aber

mehr noch Blendwerk ist, und je höher man steigt, desto größer die Täuschung! Die Republik in ihrem heutigen Zustande, mit der Erbaristokratie und dem Rath der Zehn bleibt unter allen Räthseln in der Staatengeschichte das unlösbarste... Mein Kind, waret Ihr schon einmal auf dem Festlande?" fragte der Greis abbrechend Camilla.

„Signore, ich verließ die Lagunen heute zum erstenmal."

„Seid darum nicht muthlos!" erwiderte Landini bei dem wehmüthigen Ton des Mädchens. „In der Jugend wechseln die Eindrücke schnell, der Reiz der Neuheit beherrscht das Herz... Eure Stimme klingt noch sehr jugendlich — wie alt seid Ihr, Signora?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Camilla lächelnd. „Es hat es mir nie Jemand gesagt, oder — wäre es in frühester Kindheit geschehen, so habe ich es doch vergessen."

„Fürchtet Ihr, Euch hier nicht zu gefallen?" fragte plötzlich Lorenzo, der bis dahin keine Notiz von seiner Nachbarin genommen hatte, wie er überhaupt wenig Beobachtungssinn verrieth, obgleich Camilla nachmals zu bemerken Gelegenheit fand, daß gerade in Momenten, wo seine Haltung nachlässig, sein Ausdruck zerstreut, fast schläfrig schien, seine Gedanken sich am regsten beschäftigten. „O, seid unbesorgt, bei Donna Rocca werdet Ihr Venedig bald vergessen!"

Camilla sah den Knaben befremdet an. „Wie ich meiner edlen Wohlthäterin in Liebe ergeben bin, so gewiß werde ich meiner Heimat niemals vergessen!" erwiderte sie leise. „Könntet Ihr jemals Eure Heimat vergessen?"

„Meine Heimat ist überall, wo es mir wohlgeht!" versetzte der Knabe und richtete sein schimmerndes Auge mit derselben Verwunderung auf das junge Mädchen.

„Die ganze Welt ist Eine große Heimat, ich möchte sie durchstreifen können, und würde mich dann erst recht heimisch in ihr fühlen. Freilich gefällt ein Ort besser als der andere — hier, meine ich, läßt es sich gut leben, und wenn Ihr das Wasser besonders liebt, so fehlt uns auch das nicht! Selbst die Gondel ist da!... Nicht wahr, edle Signora, Ihr besitzt eine echt venetianische, auf der wir Abends rudern können, wie es in Venedig Gebrauch ist. Unser Beppo versteht das Rudern, er war in seiner Jugend Gondoliere."

Rocca nickte beistimmend. „Ich habe Dir auch Dein Zimmer mit der Aussicht auf die Brenta gewählt," bemerkte sie und lächelte Camilla freundlich zu. „Nach der Mahlzeit sollst Du mit mir hinaufkommen, es anzusehen."

Des jungen Mädchens dankender Blick glitt von ihrer Beschützerin zum Fluß zurück, der blendend weiß durch die Gebüsche glänzte. Jeder Tropfen, der da vorüberfließt, muß in die Lagunen, dachte sie. Er sieht Venedig, wird von den Wogen des Oceans umfangen — die leis' darüber hinstreichenden Winde tragen meine Grüße sicher hinüber...

„Ihr liebt Venedig wohl sehr?" meinte Lorenzo. „Auch wenn ich es könnte — möchte ich nicht für immer dort wohnen. Luft, Wasser, Menschen, Alles ist stumm! Die vielen Masken sind mir unheimlich; wo die Herzen fröhlich schlagen, mag man das Gesicht offen zeigen. Ich liebe den Gesang der Vögel, und dort giebt es weder Wald noch Vögel."

„Du irrst, Lorenzo! Nirgends leben mehr Vogelsteller, welche die seltensten Arten besitzen, als zu Venedig. Wie die Blumen und die Musik, so lieben die Venetianer

auch die Vögel; kein Zimmer einer Patricierin, das nicht einige der hübschesten Exemplare aufzuweisen hätte."

„O diese Grausamkeit!" versetzte der Knabe. „Möchten sie schon lieber keine Vögel, als welche in Käfigen besitzen!"

„Ich rede diesem Gebrauch nicht das Wort," sagte der Greis, langsam den Kopf schüttelnd. „Freilich ist er grausam!"

„Das Fangen und Abrichten der armen Vögel hat mir oft wehe gethan!" meinte Camilla, die sich zu dem Greise hingezogen fühlte. „Einst, als ich noch auf dem Lido wohnte, bekam ich selbst einen sehr schönen Vogel in prächtigem Käfig zum Geschenk, aber ich fühlte mich erst glücklich, als ich das Vögelchen hinausgetragen, es über die Wiese hinflattern, endlich seine Flügel ausbreiten und den Gipfel des nächsten Baumes erreichen sah."

Der Blinde horchte auf die Worte des Mädchens; ihre sanfte Stimme that seinem musikalischen Ohr sichtlich wohl, und ein theilnehmendes Lächeln umspielte seine Lippen, als er entgegnete:

„Solche Vögel vermögen sich der wiedergewonnenen Freiheit nicht lange zu erfreuen. Einmal abgerichtet, haben sie den Selbsterhaltungstrieb verloren, sie verhungern oder fallen den Raubvögeln zur Beute... Lange Gefangenschaft macht zum Gebrauch der Freiheit untüchtig, das sehen wir bei den Thieren, bei'm Menschen, bei ganzen Nationen: Nur durch die Freiheit selbst entwickeln sich die Kräfte zur Verwerthung derselben."

„Ist ein schneller Tod im Glück aber nicht schöner, als langsam sehnsüchtiges Verschmachten hinter dem Gitter eines Käfigs?" fragte Camilla, deren Gedanken sich von ihrem Vögelchen auf andere Verhältnisse erstreckten.

„Mein Kind, nicht Riegel und Käfige allein trennen uns von der Freiheit, und nicht immer führt die Sehnsucht zum Verschmachten: auch im Entbehren stärken sich die Kräfte. Nur Eine Gefangenschaft führt immer zum absoluten Tod: die des Geistes! Der Geist im Sklavenjoch der Leidenschaft ist Verderben bringender, als der Leib in Ketten; dieser innere ist des Menschen schlimmster Feind. Alle von Außen an uns herantretenden Schicksale können zum Quell werden, aus dem Segen entströmt."

Camilla hörte aufmerksam zu; es lag Etwas in diesem Ausdruck, was mit schwerem Vorwurf in die Tiefen ihres Herzens drang. Auch die Blindheit ist eine Gefangenschaft — eine harte, erst mit dem Tode endigende; der stille Friede, den sie auf der hochgewölbten Stirn des Greises thronen sah, machte sie tief beschämt über die eigene Verzweiflung.

Es entstand eine längere Pause; die kleine Gesellschaft war dem Schatten folgend auf Umwegen in der Villa angekommen, die etwas weiter als die des Signor Landini vom Flusse entfernt lag.

Dieselbe war in durchaus einfachem Styl reich und geschmackvoll erbaut; eine breite, mit Statuen geschmückte Marmortreppe führte zu einer offenen Halle, auf deren Pfeilern das obere Stockwerk in eleganter Leichtigkeit ruhte. Zu beiden Seiten lief eine Veranda hin, von Karyatiden getragen, an welchen sich Rebengewinde in Festons von Säule zu Säule zogen; ihr köstlichster Schmuck bestand in Wandgemälden in Medaillonform, die aus jeder Lichtung hervorblickten.

Rocca hatte ihre Gäste in die Veranda geführt und den Dienern befohlen, das Mahl hier aufzutragen. Sie nahm ihren gewohnten Platz neben dem Blinden ein, wäh-

rend sie Camilla ein Zeichen machte, sich auf die andere Seite zu setzen. Außer Lorenzo nahm noch Signora Adele und der Geistliche daran Theil.

Rocca hatte mehrere ihrer gegenseitigen Bekannten in Venedig gesprochen, von denen sie dem Greise erzählte, der in stiller Abgeschiedenheit in seiner eigenen Welt vertieft, dennoch das Interesse für die seine Zeit und Zeitgenossen bewegenden Ereignisse nicht verloren hatte. Ehemals ein großer Freund und Kenner der plastischen Künste, nahm er noch heute Theil an dem Schaffen der Künstler, obgleich der Genuß ihrer Werke ihm für immer entzogen blieb. Rocca, die wohl wußte, daß durch das Interesse an der Allgemeinheit seinem Leiden ein scharfer Stachel genommen werde, suchte dasselbe auf jede Weise zu pflegen, seine Verbindungen zu unterhalten und oftmals, wenn der Greis unter der Einsamkeit der Blindheit zum Insichzurückziehen neigte, ihn zu veranlassen, bei den Besuchen, die sie in ihrer Villa empfing, zu erscheinen. Sie hatte ihn sogar zur zeitweisen Rückkehr in die Welt ermuntern wollen, wo er durch seine Schriften und Uebersetzungen römischer und griechischer Autoren einen Namen und einflußreiche Freunde besaß, allein hierauf hatte er stets mit Entschiedenheit geantwortet:

„Signora, ich habe für die Menschen gedacht und gearbeitet, und vor der Menschheit nach einer Richtung hin, sie als höchstes und erstes Produkt der Natur betrachtet, hege ich Ehrfurcht, doch nicht vor dem Einzelnen in seinem Thun und Treiben, bei dem mehr oder weniger eigennützige Triebe den Anstoß geben. Schon in meinem Mannesalter standen die Menschen mir fern, jetzt des Gesichtes, des am Meisten zur Geselligkeit einladenden Organes, beraubt, ist die Brücke völlig zwischen uns ab-

gebrochen... In dem Fortbewegen der Menschheit durch die Phasen ihrer Entwicklung liegt für mich allein noch ein erhabenes und großes Interesse, unter dessen Einfluß ich selbst mich in meiner Individualität vergesse — alle kleinen, die Menschen leitenden Nebenzwecke, alle Sorgen und Bekümmernisse in dem Bewußtsein aufgehen, daß wir Nichts sind, als Steine zu dem Riesenbau, den wir die Kultur- und Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes nennen; daß keine andere Sorge unseren Nächten den Schlaf rauben sollte, als dereinst auch für brauchbare Steine angesehen zu werden."

Etwas Aehnliches antwortete Landini auch heute, als Rocca bei Ankündigung eines Besuches dieses Thema berührte.

„So wie Ihr mich seht, fühle ich mich wohl!" setzte er nach kurzer Pause hinzu. „Wozu nach Fernliegendem greifen? Es würde mir nur meine Mängel fühlbarer machen, denn nirgends finde ich die Nachsicht, an welche Ihr mich gewöhnt habt. In Eurer Freundschaft liegt für mich ein großes Glück — solche Blumen wachsen nur spärlich auf Erden; wohl ihm, dem eine beschieden ward! Viele irren durch die Welt und finden keine."

Rocca drückte dem Greise schweigend die Hand; sie wußte, daß trotz der scheinbaren Menschenverachtung in seiner Theorie, sich in der Praxis Niemand philanthropischerer Gefühle seinem Nächsten gegenüber rühmen durfte.

„Und Du, Lorenzo? Wie ist es Dir während meiner Abwesenheit gegangen?" fragte die Römerin. „Bist Du fleißig gewesen und hast auch Deinen Vater nicht vernachlässigt?"

Der Knabe blickte zerstreut auf den Greis, als hätte er sich erst auf eine Antwort besinnen wollen. Dieser

streckte die Hand nach seinem Sohn aus und entgegnete statt seiner:

„Signora, er hat sich seines blinden Vaters treulich angenommen; wir machten weite Spaziergänge — da war kein Strauch, keine Pflanze, kein Wechsel der Gegend, keine Lichtfärbung oder Wolkenbildung, die ich nicht mit seinen Augen sah, so sorgfältig wußte er mir von Allem ein Bild zu entwerfen. Doppelt so lange als gewöhnlich las er mir vor und war nur mit Mühe davon abzubringen, denn Augen und Brust bedürfen in seinem Alter der Schonung."

„Signora, es war nur meine eigene Freude!" rief Lorenzo. „Der Vater fürchtete, ich hätte das Ballonschlagen ungern aufgegeben, während ich doch nur die Gelegenheit ersehnte, in der Geschichte des Odysseus weiter zu kommen."

Camilla blickte den Knaben aufmerksam an; hinter der Absicht, einem verdienten Lobe bescheiden auszuweichen, barg sich eine Zartheit der Gesinnung, welche die Frage in ihr erweckte, ob die schroffe Außenseite sie über seinen Charakter auch nicht irre leite? Trotz ihrer gegenseitigen Verschiedenheit fühlte sie Etwas, das ihr Zutrauen zu ihm einflößte.

„Wie weit bist Du in den Irrfahrten unseres Helden gekommen?" fragte Rocca, die der alten Sprachen mächtig, abwechselnd mit Lorenzo dem Blinden vorzulesen pflegte.

Jetzt leuchtete Lorenzo's Auge. „Wir sind lange an der Stelle vorüber, wo er seine Mutter in der Unterwelt wiedersieht! Zuletzt las ich von den öffentlichen Spielen auf der Insel Scheria — wie der Sänger Demodokos der Griechen Thaten vor Troja besingt, und Odysseus weinend sich verräth... Es ist das schön, Signora! Ich möchte

es in Eurem Beisein gern noch einmal lesen. Die Verse gefallen mir besser als Dandolo's Geschichte."

Rocca schaute auf Landini; glanzlos in ihren Höhlen, vermochten seine erloschenen Augensterne die Eindrücke der Seele nicht wiederzuspiegeln, aber um seinen Mund lag ein zufriedenes Lächeln.

„Neulich las ich ihm einige Stanzen Petrarca's vor," meinte sie. „Auch etliche Seiten aus Clotilden's Heroide an Berengar; es gefiel dem Knaben, dennoch wandte er sich wieder der Biographie Galba's zu. Diese Geschmacksrichtung scheint mir kein übles Zeichen."

„Ich pflege auf alle Weise die Neigung für das klassische Alterthum in ihm," entgegnete Landini. „Groß gesäugt an den einfach erhabenen Vorbildern der Alten, kann mein Sohn nur werden, wofür ich ihn bestimmt habe *) Er ist jetzt fast so weit, wie ich ihn zu bringen vermochte, in Jahresfrist muß ich daran denken, ihn nach Padua zu meinem Freunde Garridi zu schicken... Ich werde dann doppelt blind sein!" fuhr der Greis nach einer Pause fort, und sein Haupt sank auf die Brust. „Der Knabe war die Sonne für mein inneres Auge, seit acht Jahren mein steter Begleiter — aber die Wissenschaft stellt höhere Pflichten an ihn, als der Blindheit eines welken Greises zu leben."

Lorenzo's fahles Gesicht wurde bei diesen Worten merkwürdig bleich. Das junge Mädchen, die ihn für ziemlich empfindungslos gehalten hatte, war überrascht bei dem tief bekümmerten Blick, den er auf seinen Vater rich-

---

*) Lorenzo Landini zeichnete sich schon früh als Dichter, Philosoph und Komponist aus und empfing den Lorbeer aus den Händen des Königs von Cypern, der sich damals zu Venedig aufhielt.

tete, als er leise von seinem Platze aufstand und sich hinter dessen Stuhl stellte.

„Mein Vater, die Kindesliebe ist unter Allem, was Ihr mich lehrtet, der erhabenste Begriff," flüsterte er, und sein Ausdruck ließ ihn viel älter erscheinen. „Der Heilige wolle verhüten, daß ich um des Wissens willen des Wissens heiligsten Zweck verliere!"

Camilla drückte unbemerkt das kleine unter ihrem Mieder verborgene Medaillon fester an ihre Brust; sie ward sich bewußt, wie viele Freuden ihr das Schicksal vorenthalten hatte, indem es sie mit solchen Gefühlen unbekannt ließ. Lorenzo erschien ihr von jetzt ab in anderm Lichte: seine Schroffheiten waren nur eine Schale, hinter der sich rein und unverdorben der innere Kern barg.

„Edler Signore," sagte das Mädchen mit einer Schüchternheit, die ihre Wange röthete. „Ich bin sehr unwissend und schwach, kann Euch nicht die Liebe Eures Sohnes ersetzen — aber wenn Ihr eines Führers bedürft, wenn Verehrung und guter Wille ausreicht, — so gestattet mir, Etwas für Euch zu thun!"

Landini, der aus der Innigkeit ihres Tones ihre Gefühle erkannte, dankte ihr mit Wärme. Er suchte das junge Mädchen oft in's Gespräch hineinzuziehen, sie hier und dort zu prüfen — überall fand er dasselbe offene Naturkind; die Seele zart und empfindungsvoll, noch jeder Formung fähig, nur des Künstlers wartend, der dieser weichen Masse das Gepräge aufdrücken würde.

So verstrich die Stunde des Mahles; während nach demselben Landini an der Hand seines Sohnes die schattigen Baumalleen auf und nieder wandelte, machte Rocca das junge Mädchen mit der Hausordnung bekannt und führte sie selbst in das für sie eingerichtete Zimmer.

Wie außen lieblich, luftig, mit schlanken Säulen und Stuckverzierungen, so glich das Innere der Villa einem Tempel der Musen. Auch hier herrschte die größte Einfachheit, aber Alles verrieth die feine Kunstkennerin, die ihren Geschmack schon am französischen Hofe, mehr noch unter den Meisterwerken Venedigs, gebildet hatte. Obgleich die Blütezeit der Tiziane noch nicht gekommen war, so gab es auch damals schon Künstler, welche die dürftig trockne Manier der Griechen, denen man bis dahin gehuldigt, verlassen und ihren Gestalten Lebensfrische und Bewegung, dem Kolorit Wärme zu geben gewußt hatten. Die Villa Rocca besaß einige Werke von Giotto, Quariento, Andreas von Murano, besonders aber von den Vivarini, die sie noch lange nach unsrer Erzählung zum besuchten Ort aller Kunstfreunde machte.

Auch Camilla's Zimmer bot derartige Schätze, wie es überhaupt einen erfrischenden Eindruck gewährte. Im obern Stock gelegen, war es zugleich kühl, luftig und licht; hellfarbige Tapeten deckten die Wände, frisch gepflückte Blumen in zierlichen Vasen aus der damals berühmten Fabrik von Murano verbreiteten einen aromatischen Duft. Die Möbel waren von sinnreicher Hand geordnet; Nichts fehlte, was zum Gebrauch nothwendig, zur Unterhaltung wünschenswerth ist. Auf dem mit Säulen und Basreliefs verzierten Kamin befanden sich die Büsten von Petrarca und Boccaccio; über einem Tisch, mit Schreibzeug, einigen Papierrollen und einem geschriebenen Andachtsbuch versehen, blickte eine Madonna herab. Auch ein Nähtisch mit allem Zubehör für weibliche Arbeiten fehlte nicht in der Fensternische, während in der Ecke zwischen Epheugerank ein kleines Instrument lehnte, dessen Mechanismus Camilla nicht kannte.

„Gefällt es Dir hier?“ fragte Rocca, nachdem das junge Mädchen sich mit unverkennbarem Wohlgefallen umgesehen. „Aber den größten Vorzug dieses Gemaches kennst Du noch nicht,“ setzte die Römerin hinzu und schlug die Vorhänge zurück, welche, das blendende Licht dämpfend, einen vorspringenden Erker verhüllten. „Sieh her! Die Aussicht von hier aus ist wunderbar schön!“

Camilla, die ihr folgte, ließ schweigend den Blick über das weite Halbrundgemälde hingleiten. Sie sah keine Lagunen, kein Venedig — aber grüne Wiesen und Gärten, Rebengewinde zwischen Baumalleen, schattige Haine und säulengetragene Sommerhäuser, die weiß glänzend aus dem dunkeln Grün wie Brillanten hervorleuchteten. Und zwischen diesem Wechsel von Kunst und Natur schlängelte sich die Brenta, eine riesige Schlange, schillernd in metallischem Glanze, bedeckt mit schlanken Masten und weißen Segeln zahlloser Fahrzeuge, die zwischen der großen Seestadt und der damals berühmtesten Universität Italiens in ununterbrochenem Verkehr hin und her fuhren.

Rocca hatte diese Aussicht, die so anziehend für ein poetisches Gemüth, zugleich dem Geist jeden Augenblick das anregende Bild lebensvoller Thätigkeit bot, besonders für Camilla ausgewählt, gegen deren Melancholie sie nicht durch Ermahnungen, sondern durch den Balsam einer geregelten Thätigkeit und durch Entwicklung der bis dahin vernachlässigten Fähigkeiten des jungen Mädchens anzukämpfen sich vornahm.

„Also bist Du damit zufrieden?“ sagte sie lächelnd, als Camilla stumm ihre Hand an die Lippen drückte. „Mein Kind, möchte dieses Haus ein stiller Garten werden, in dem die edlen Keime der Selbsterkenntniß für Dich aufgehen! Wie das Leben sich auch gestalte, an meiner Brust

wirst Du stets einen heimischen Platz finden, denn ich kenne Dein Herz besser, als Du glaubst... Einsam wie Du, stehe auch ich in der Welt; die alten abgerissenen Fäden sind unanknüpfbar, und neue kann keine Zeit wieder spinnen!" fuhr sie gedankenvoll fort. „Den Freundschaftsbund, der mich an edle Frauen kettete, hat das Schicksal mit furchtbarer Eile gelöst; ich werde Keine von ihnen wiedersehen... Schon in der Jugend fühlte ich Neigung zum Erziehen, in Clotilden's Umgang, die stets einen Kreis junger Mädchen um sich vereinte, stärkte sich mein Wille zu diesem Beruf. Ein seltner Zufall führte Dich mir entgegen — möchte er uns Beiden alle Zeit zum Heil gereichen! Der Boden ist locker und fruchtreich; könnte ich einst für spätere Tage ernten, was jetzt auszusäen mein Wunsch und Wille ist!..."

Sie blickte nach Oben, eine dunkle Wolke, die langsam heranzog, trat vor die Sonne, und die Gegend lag ein paar Minuten lang wie unter trübem Flor . . . . .

. . . .

Als die Damen hinunterkamen, hatte Lorenzo schon die Cither in Bereitschaft. Rocca sang einige Sonette Petrarca's, wie sie das stets bei den Besuchen des Blinden zu thun pflegte, der wie die meisten seiner Leidensgefährten die Musik schwärmerisch liebte.

Dem jungen Mädchen fiel besonders die tiefsinnige Aufmerksamkeit des Knaben auf, der, etwas entfernt sitzend, im buchstäblichen Sinne in den Tönen aufgegangen war. Sein Ausdruck hatte sich so vergeistigt, daß Camilla sich verwundert fragte, wie sie ihn Anfangs habe häßlich finden können. Sein Auge schien ein verkörperter Traum der Musik, in dessen Seele sich jeder Wechsel der Melodie wieder zu spiegeln schien. Aber schweigsam, hatte er kein

Wort für das Ueberwogen seiner Empfindungen, und als er sie nicht mehr zu bewältigen vermochte, stand er auf und verließ das Zimmer.

Da die Mandoline mitgekommen war, so forderte Rocca nach Beendigung ihres Gesanges Camilla auf, einige Barcarolenlieder zu singen. Lorenzo, der wieder eingetreten, die Bitte lebhaft unterstützte, holte das Instrument. Camilla hatte seit dem tragisch endenden Abend auf dem Meere nicht gesungen. Alle Demüthigungen jener Zeit, alle darauf folgenden Leiden zogen im Fluge an ihrem Geiste vorüber, bis ihre Gedanken mit frommem Dankgefühl an der Gegenwart haften blieben. Das nie gekannte Bewußtsein, von edlen Menschen geachtet und geliebt zu sein, verlieh ihr die Kraft, sich über den Schmerz zu erheben. Diese Eindrücke spiegelten sich wider in ihrem Gesange. Mit leiser gedämpfter Stimme begonnen, schien er die Klage einer tief trauernden Seele, in die sich heiliges Sehnen mischte. Aber die Töne schwollen mächtiger an, man fühlte das Sichemporringen aus dem Dunkel — das Freiwerden von der Fessel irdischen Grames. Licht durchbrach die Nacht, und der Triumph einer endlich geretteten Seele verlieh den Tönen wahrhaft begeisternde Kraft.

Camilla hatte vielleicht nie in ihrem Leben besser gesungen; als sie geendet, reichte ihr der Blinde die Hand, indem er sagte:

„Meine Tochter, in Eure Brust fiel ein Tropfen aus dem ewig sprudelnden Quell der Gottheit — ein Tropfen jenes lebendigen Wassers, von dem der Herr sagte, daß nie wieder dürstet, wer einmal davon getrunken!"

Lorenzo stand neben seinem Vater, er sprach kein Wort, aber von dieser Zeit ab war er dem Mädchen ein treuer, leitender Bruder.

Als der Abend einbrach, traten die Landini, von Rocca und ihrem Schützling begleitet, den Rückweg an. Bei der Grenze ihrer gegenseitigen Besitzungen trennte man sich mit herzlichem Abschiede von einander.

Ehe Camilla auf das nächtliche Lager sank, suchten ihre Augen die Sternbilder, die ihrem Elende geleuchtet, als sie an Jacopo's Hochzeitstage ihre öde Kammer betreten hatte. Nicht Wahnsinn und Verzweiflung wie damals, wohl aber Nacht umhüllte auch heute ihren Geist; doch es ahnte ihr, daß in dieser reinen Sphäre der Nacht einst eine Morgenröthe folgen werde.

Ihr Aufschauen war ein stummer Dank gegen Gott, der es gut mit ihr meinte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die erste Zeit in der Villa Rocca war für Camilla von Schwermuth umschattet — unterbrochen von Tagen, die unfruchtbar und freudlos hinstrichen wie der Winter auf ödem Felsen; erschüttert von Stürmen, wo sie vergebens mit dem Gottvertrauen gegen die Dämonen in ihrer Brust rang, und des Grabes tiefe Ruhe ihr als einzig willkommenes Ziel erschien. In solchen Augenblicken pflegte sie auf eine nicht fern gelegene Anhöhe zu flüchten, von wo aus sie sich einbildete, die Lagunen und Venedig in weißlichem Nebelstreif am äußersten Horizont zu erkennen. Keiner sah hier des Mädchens Kampf, nur ihr eingesunkenes Auge und die Blässe ihrer Wangen legte bei ihrer Heimkehr Rocca Zeugniß davon ab. Diese heftigen Schmerzensausbrüche wiederholten sich nur selten; im Ganzen war ihre Stimmung die einer sanften Ergebung.

Die Römerin behandelte sie mit großer Schonung, umschloß sie von Tage zu Tage mit wärmerer Zärtlichkeit. Obgleich Camilla's Gesundheit einen harten Stoß erfahren hatte, und in Rocca manchmal die Befürchtung auftauchte,

die aufsprießenden Keime möchten erst für eine andere Welt reifen, so wurde sie doch nie ganz muthlos, der lindernden Zeit und der Zweckmäßigkeit ihrer Mittel vertrauend.

Das Leben in der Villa war auch ganz geeignet, den auf Irrwege gerathenen Strom der Empfindungen allmälig in sein richtiges Bett zurück zu leiten; wie im ruhigen Hafen die Stürme des Oceans, so besänftigten sich in diesem paradiesischen Aufenthalt unter den reinen Freuden der Natur und Kunst die Aufregungen der Leidenschaft. Donna Rocca führte ein sehr regelmäßiges Leben, ihre Zeit war genau eingetheilt, und Erholung wechselte mit Arbeit, dennoch lag nichts Pedantisches weder in ihr, noch in ihrem Thun und Treiben; Alles hatte einen Anstrich heiterer Freiheit, in der die Tage sorglos still hinglitten wie ein Wiesenbach zwischen duftenden Ufern. Was Camilla im Kloster nur Form und darum drückender Zwang gewesen, hier drang es zum Verständniß und gewann geistige Bedeutung.

Mehrere Stunden des Tages widmete sie dem Unterricht, welchen ihr Rocca selbst ertheilte. Die Anfänge waren mühevoll, je weiter sie aber auf dem völlig fremden Felde vordrang, um so mehr entwickelte sich Lust und Fähigkeit in ihr; eine neue Welt erschloß sich ihrem wißbegierigen Geiste in dem Studium der Geschichte; besonders leicht wurde ihr auch das Erlernen der französischen Sprache, für welche die Römerin eine große Vorliebe hegte.

So lange die Jahreszeit es gestattete, brachten beide Damen die Tage im Freien zu, trieben ihre Beschäftigungen und genossen die Mahlzeiten an schattig kühlen Plätzen des ausgedehnten Gartens. Eben so pflegten sie entweder allein oder in Gesellschaft des Blinden und seines Sohnes Spaziergänge nach einem auf einer Anhöhe

gelegenen Pinienwäldchen oder nach benachbarten Ortschaften zu machen; bisweilen wurden auch weitere Ausflüge nach Padua und dessen Umgegend unternommen, doch kehrte Camilla von solchen Partien niedergeschlagener als je zurück. Scheu vor den Menschen, suchte sie dann um so geflissentlicher die Einsamkeit, und Rocca erkannte, daß sie in dieser geistigen Krise für das geräuschvolle Treiben der Welt nicht tauge.

Nur nach Venedig, nach der Seite der Lagunen hin, lenkte niemals ihre Barke; Rocca schlug keine Fahrt dorthin vor, und Camilla sprach ungefragt den Wunsch nicht aus. Die Römerin selbst, welche sonst oft in der Lagunenstadt gewesen, vermied seit des jungen Mädchens Anwesenheit eine Reise dorthin, und wenn einmal Geschäfte sie dazu nöthigten, fuhr sie allein, und ihr Aufenthalt war nur von kurzer Dauer. Kein Abend verging aber, wo Camilla nicht einige Augenblicke am Ufer weilte; nach der Seite des Meeres hingewandt, folgte ihr Auge bald dem Laufe des Wassers, bald den eilenden Wolken: „O, wäre ich aufgelöst in jenen leichten Regionen; könnte, wie ihr, schweben hoch über der Erde Jammer und Segen streuen auf sein Haupt! —"

Das war ihr stilles, von Niemand gehörtes Gebet, und sie schlief süßer, wenn sie es in den scheidenden Tag hineingesprochen.

Einmal wöchentlich versammelte sich ein kleiner Kreis auserwählter Freunde in der Villa, und man brachte dann die Abendstunden mit Musik, Lektüre und anregenden Gesprächen hin. Außerdem verlebte Camilla die Zeit nur in Rocca's und der Landini Gesellschaft. Mit Lorenzo hatte sie sich bald verständigt; wodurch er sie Anfangs abgestoßen, das war nur Unbehülflichkeit in der Form, viel-

leicht eine Folge seiner durch des Vaters Unglück zu früh entwickelten Selbstständigkeit. Im Grunde des Herzens meinte er es gut; sein Gemüth war kindlich, sein Streben ernst, und das junge Mädchen, der er aus seinem reichen Schatz des Wissens Manches mittheilte, gewann ihn so herzlich lieb, daß sie bei seinem Scheiden aus dem Vaterhause eine große Leere empfand.

Sie brachte täglich einige Stunden bei dem Blinden zu; so lange Lorenzo noch dort war, wohnte sie dessen Unterricht bei oder führte den Greis, wenn Jener zu arbeiten hatte, im Garten und am Ufer umher. Er liebte das Mädchen wie seine Tochter; sie verehrte ihn wie einen Heiligen. Es war rührend, wie sie für ihn besorgt, jeden Stein aus seinem Wege entfernte, die gewürzreichsten Blumen, die schönsten Früchte für ihn fand; wie sie wußte, was er gern mochte; Alles that, noch ehe er es ausgesprochen. Zu seinen Füßen sitzend, die Hände fromm gefaltet, die feuchtglänzenden Augen zum Himmel erhoben, horchte sie, wenn er in einfach erhabener Weise ihr das große Räthsel des Lebens deutete, sie auf die Harmonie des Weltalls, die wunderbare Kette von Ursache und Wirkung in der Natur aufmerksam machte; sie hinwies auf des Menschen ernste Pflichten — auf seine hohe Bestimmung!

Obgleich empfänglich für so erhabene Wahrheiten, konnte doch Anfangs das Licht Camilla's Seele nur momentan durchbrechen; sich selbst und ihren Erinnerungen, die sie schattengleich umschwebten, wieder anheim gegeben, sank sie zurück in das Dunkel, gleich wie ein armer Vogel, dem die Flügel beschnitten wurden, nach vergeblicher Anstrengung wieder zur Erde herabfällt. Erst allmälig ging eine wirkliche Umwandlung in ihr vor; sie fühlte ihre Seele freier werden, die unheimlichen Visionen

erblichen, die Welt in und außer ihr wurde lichtvoller, klarer.

Zu dieser heilsamen Veränderung trug auch besonders die Lektüre bei. Es waren schöne Stunden für Camilla, wenn sie mit ihren Freunden vereint im Garten saß, und Rocca, der vermöge einflußreicher Bekanntschaften die Bibliothek von St. Markus zugänglich war, mit ihrer metallreichen Stimme aus diesen ernsten Werken oder aus den tief empfundenen, naturwahren Dichtungen ihrer Freundin von Vallon-Chalys vorlas. Athemlos, voll tiefer Begeisterung hörte Camilla zu, in die fremden Empfindungen ihre ganze Seele versenkend, oft den eigenen mit dem fremden Schmerz gemischt, oft den eigenen über den fremden vergessend. Wie mächtig tönende Schläge drang es an ihr Inneres; die schüchtern zusammengefalteten Schwingen ihrer reich begabten, des höchsten idealen Aufschwunges fähigen Seele breiteten sich aus, gleich wie bei der ersten Frühlingswärme aus der Puppe, die der Erde angehört, der Schmetterling, das Sinnbild der Unsterblichkeit, entsteigt.

Das köstliche Talent, welches dem Mädchen unbewußt bis dahin in ihr wie das Saatkorn im Schooß der Erde geschlummert, es erwachte! Was ihr das Herz oft zusammengepreßt, oft in namenloser Sehnsucht bewegt hatte — was wie Meereswogen an ihre Seele drängte, sie ergoß es in die wunderbarsten Poesien voll Zartheit und Tiefe, und Rocca, der sie mit schüchternem Erglühen einige ihrer Verse zeigte, stand vor dieser innern Welt wie vor einem seltsamen Traumgebild, das halb fremd, halb bekannt, Verzweiflung und Wonne athmend, den Schmerz irdischen Vergehens und die Strahlenglorie des Himmels in sich umfassend, ihr zum erstenmal des Mädchens geheimstes Leben ganz enthüllte.

Von Jacopo hatte Camilla nie wieder gehört; es wurde in den Abendzirkeln zwar bisweilen von einzelnen, sich in Venedig zutragenden Ereignissen gesprochen, zufälliger Weise aber niemals sein Name genannt. Eben so wenig hatte Battista Ranieri, der einen ganzen Tag in der Villa zubrachte, des Nobile erwähnt. Von einem Spaziergange heimkehrend, traf Camilla den Cittadino schon in Rocca's Gesellschaft im Garten an, und obgleich dieses unerwartete Wiedersehen nicht ohne Kampf für sie blieb, so half ihr doch die Freundin, die immer unmerklich das Richtige traf, voll Mitgefühl über den schweren Moment fort, und sie verlebten zusammen einen gemüthlichen Tag. So sehr Camilla sich nach Nachricht sehnte, und so oft die Frage nach Foscari auf ihren Lippen schwebte, sie hatte weder in Rocca's Gesellschaft, noch allein mit dem Secretario den Muth, sie auszusprechen.

Auch Rocca nahm im Verlauf der langen Zeit nie Gelegenheit, die früheren Verhältnisse des jungen Mädchens zu berühren. Oft wollte es Camilla zu Anfang scheinen, als ob dieses entschiedene Schweigen über Etwas, das ihre ganze Seele erfüllte, eine Kluft zwischen ihnen ließ; bald überzeugte sie jedoch Rocca's zarte Fürsorge, daß dieser Handlungsweise kein Mangel an Theilnahme, sondern eine bestimmte Absicht zum Grunde liege. Sie ehrte dieselbe, ohne sie zu kennen, und der Schleier, der ihre Vergangenheit deckte, blieb lange ungelüftet.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Guischard, Wilhelmine,

Die Foscari ein historischer Roman

Bd.: 2

Berlin 1866